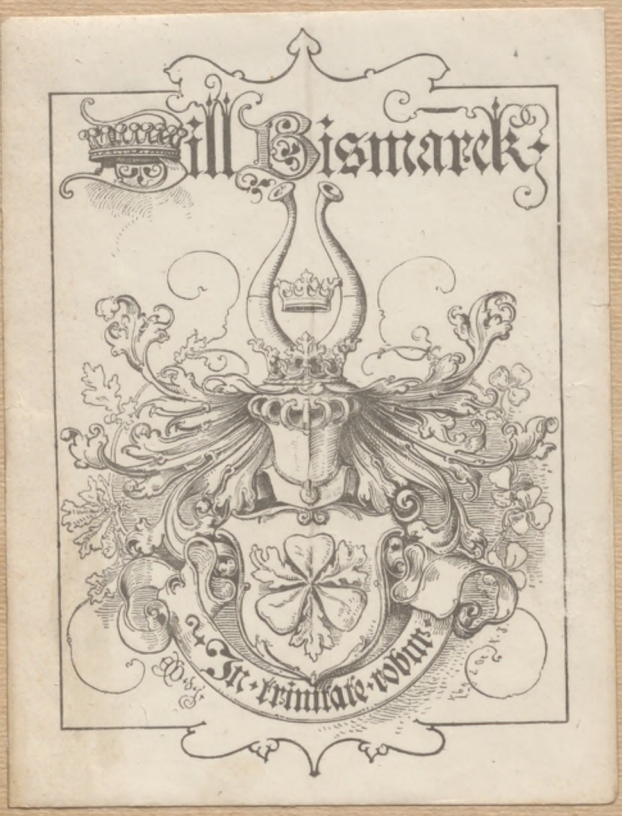
Heinrich von Treitschke

1813

Heinrich von Treitschke • 1813



IV 7730

4/2 13

Heinrich von Treitschke

1813

BIBLIOTHEK
VARZIN.

Verlag von S. Hirzel, Leipzig 1913

Die Auswahl für dieses Buch aus dem 1. Bande der Deutschen Geschichte besorgte Dr. Franz Hirsch.

I.

Vor der Erhebung.

Schon mehrmals hatte Preußen durch das plötzliche Hervorbrechen seiner verborgenen sittlichen Kräfte die deutsche Welt in Erstaunen gesetzt: so einst, da Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen kleinen Staat hineindrängte in die Reihe der alten Mächte; so wieder, als König Friedrich den Kampf um Schlesien wagte. Aber keine von den großen Überraschungen der preußischen Geschichte kam den Deutschen so unerwartet, wie die rasche und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit samt und sonders verächtlich zu den Toten geworfen wurden und in Preußen selbst jedermann den gänzlichen Mangel an fähigem jungem Nachwuchs beklagte, scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schar von Talenten des Rates und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig zur Seite traten. Und wie einst Friedrich auf den Schlachtfeldern Böhmens nur erntete, was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesäet hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarken der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich alles zu eigen, was Deutschlands Dichter und Denker während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluten.

Jetzt erst wurde Preußen in Wahrheit der deutsche Staat, die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarzundweißen Fahnen. Der schwungvolle Idealismus einer lauteren Bildung wies der alten preußischen Tapferkeit und Treue neue Pflichten und Ziele, erstarkte selber in der Zucht des politischen Lebens zu opferfreudiger Tatkraft. Der Staat gab die kleinliche Vorliebe für das handgreiflich Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte, um menschlich wahr zu sein. Das alte harte kriegerische Preußentum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen um nicht wieder voneinander zu lassen. Diese Versöhnung zwischen den beiden schöpferischen Mächten unserer neuen Geschichte gibt den schweren Jahren, welche dem Tilsiter Frieden folgten, ihre historische Größe. In dieser Zeit des Leidens und der Selbstbesinnung haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet, an deren Verwirklichung die deutsche Nation bis zum heutigen Tage arbeitet.

Nirgends hatte die Willkür des Eroberers grausamer gehaust als in Preußen; darum ward auch der große Sinn des Kampfes, der die Welt erschütterte, nirgends tiefer, bewußter, leidenschaftlicher empfunden als unter den deutschen Patrioten. Gegen die abenteuerlichen Pläne des napoleonischen Weltreichs erhob sich der Gedanke der Staatenfreiheit, derselbe Gedanke, für den einst der Neugründer des preußischen Staates gegen den vierzehnten Ludwig gefochten hatte. Den kosmopolitischen Lehren der bewaffneten Revolution trat die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Vaterland, Volkstum und heimische Eigenart entgegen. Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah. Die großen Gegensätze, die hier aufeinander stießen, spiegelten sich getreulich wider in den Personen der leitenden Männer. Dort jener eine Mann, der sich vermaß, er selber sei das Schicksal, aus ihm rede und wirke die Natur der Dinge — der Übermächtige, der mit der Wucht seines herrischen Genius jeden anderen Willen erdrückte; tief unter ihm ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauch-

baren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter, fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. Hier eine lange Schar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich um kurzweg zu gehorchen, doch allesamt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten.

Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der erste unter gleichen: der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. Gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Stichwort wurden sofort nach dem Untergange der alten Ordnung die nämlichen Ideen von den besten Männern des Schwertes und der Feder geäußert, von keinem freilich so umfassend und eigentümlich wie von Stein. Niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen

Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Rätsel blieb. Er war der Mann der Lage; selbst seine Schwächen und einseitigen Ansichten entsprachen dem Bedürfnis des Augenblicks. Wenn er das Beamtentum und den kleinen Adel ungebührlich hart beurteilte, die Österreicher schlechtweg als Preußens deutsche Brüder ansah: um so besser für den Staat, der jetzt die adligen Privilegien, die Alleinherrschaft der Bureaukratie zerstören und alles, was trennend zwischen den beiden deutschen Großmächten stand, hochherzig vergessen mußte.

Nach seinem vergeblichen Kampfe gegen die Kabinettsregierung und seiner schnöden Entlassung hatte Stein still in Nassau gelebt und dort schon in einer umfassenden Denkschrift einige Umrisse für die Neugestaltung des Staates aufgezeichnet. Da traf ihn die Kunde von dem unseligen Frieden und warf den Heißblütigen auf das Krankenbette. Bald darauf kam die Aufforderung zur Rückkehr. Er nahm an; jede Kränkung war vergessen; nach drei Tagen wurde sein Wille des Fiebers Herr. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, und der König legte vertrauensvoll die Leitung des gesamten Staatswesens in die Hände des Ministers. Welch eine Lage! An seinem letzten Geburtstage hatte Friedrich Wilhelm, da die Räumung des Landes gar nicht beginnen wollte, in einem eigenhändigen Briefe dem Imperator geradezu die Frage gestellt, ob er Preußen zu vernichten beabsichtige. Napoleon blieb stumm, die Taten gaben die Antwort. Mitten im Frieden standen 160000 Franzosen in den Festungen und in großen Lagern, über das ganze Staatsgebiet verteilt, allein Ostpreußen ausgenommen. Der Kern der alten preußischen Armee, mehr als 15000 Mann, lag noch kriegsgefangen bei Nancy, und woher sollte die ausgeplünderte Monarchie die Mittel

nehmen für die Bildung eines neuen Heeres? An verfügbarem jährlichem Einkommen verblieben dem Staate noch 13½ Mill. Tlr., kaum zwei Drittel seiner früheren Einnahmen. Überall wo Napoleons Truppen standen wurden die Staatseinkünfte, als ob der Krieg noch fortwährte, für Frankreich in Beschlag genommen, so daß der König nahezu nichts erhielt, Hunderte der auf halben Sold entlassenen Offiziere unbezahlt darben mußten. Die einst vielbeneidete Seehandlung hatte, wie die Bank, ihre Zahlungen eingestellt; ihre Obligationen sanken im Kurse bis auf 25. Die Tresorscheine fielen bis auf 27, da an die Einlösung nicht mehr zu denken war und die französischen Behörden das Papiergeld zu Wuchergeschäften mißbrauchten. Massen entwerteter Scheidemünzen strömten aus den abgetretenen Provinzen in das Land zurück, und die Franzosen ließen um das Unheil zu vermehren in der Berliner Münze noch für 3 Mill. Tlr. neues Kleingeld prägen. Der Staatskredit war so gänzlich vernichtet, daß eine Prämienanleihe von einer Million, in kleinen Scheinen zu 25 Tlr. ausgegeben, nach drei Jahren noch immer nicht vergriffen war. In der diplomatischen Welt galt Preußen kaum noch so viel wie eines der Königreiche des Rheinbundes; der holländische Gesandte, ein französischer Konsul und ein österreichischer Geschäftsträger bildeten im Jahre 1808 die gesamte Vertretung des Auslandes am Königsberger Hofe. Die französische Militärverwaltung unter Darus brutaler Leitung hauste im Frieden ärger als im Kriege und jeder ihrer Übergriffe erfolgte auf Napoleons ausdrücklichen Befehl: eine Kontribution drängte die andere, und monatelang blieb es ein tiefes Geheimnis, wie viel der unersättliche Feind noch von dem erschöpften Lande fordern wolle. In Ost- und Westpreußen wurde zur Abtragung der Kriegslasten eine progressive Einkommensteuer, die bis zu 20 vom Hundert stieg ausgeschrieben; ein keineswegs reicher Stettiner Kaufmann mußte in dem Jahre nach dem Frieden für Kontribution und Einquartierung mehr als 15000 Tlr. zahlen.

Handel und Wandel stockten. Der britische Kaufmannsneid hatte den letzten Krieg rücksichtslos benutzt, um die stärkste Handelsmarine der Ostseeküsten zu zerstören. Als nachher der Krieg gegen Frankreich ausbrach, der Friede mit England noch nicht geschlossen war,

sah sich die preußische Flagge gleichzeitig durch die britischen und die französischen Kreuzer bedroht. Dann kam der Jammer der Kontinentalsperre. Die Reederei der pommerschen Häfen verringerte sich in kurzer Zeit von 34000 auf 20000 Last. Die alten natürlichen Straßen des Welthandels lagen verödet; die baltischen Provinzen verloren, da ihnen gute Landstraßen noch fast gänzlich fehlten, den Absatzweg für ihren einzigen Exportartikel, das Getreide. Ein heilloser Schmuggelhandel führte von Gothenburg und Helgoland, dem neuen Klein-London, die Waren der Kolonien ins Land; andere Warenzüge kamen aus Malta und Korfu durch Bosnien und Ungarn. Der preußische Mittelstand konnte die Preise der gewohnten Genußmittel nicht mehr erschwingen; man trank Zichorienwasser, rauchte Huflattich und Nußblätter. Bettelhaftes Elend in jedem Haushalt, jedem Gewerb: die Königsberger Buchdrucker verlangten drei Wochen Frist, um ein sechs Bogen langes Gesetz zu drucken, weil sie nur für einen Bogen Satz hatten. Schön, der gewiegte Finanzmann, der sich gern seines altpreußischen Mutes rühmte, fand die Zustände so hoffnungslos, daß er schon vier Monate nach dem Frieden in einer Denkschrift ausführte: man müsse den Sieger durch die Abtretung des Magdeburgischen rechts der Elbe und eines Teiles von Oberschlesien befriedigen, sonst gehe das Land durch den Steuerdruck zugrunde.

Alles erinnerte an jene jammervollen Zeiten, da einst die Wallensteiner in den Marken hausten und Georg Wilhelm als ein Fürst ohne Land in Königsberg weilte. Aber welche Saat von Liebe und Treue war während der sechs Menschenalter seitdem aufgegangen! Damals widersetzte sich der Königsberger Landtag in störrischem Trotze seinem Kurfürsten; jetzt standen Fürst und Volk zueinander wie eine große Familie. Das ärmliche Landhaus bei Memel und die düsteren Räume des alten Ordensschlosses in Königsberg wurden nicht leer von Besuchern, die ihrem Könige in seiner Not eine Freude bereiten, ein gutes Wort sagen wollten; zu der Taufe der neugeborenen Königstochter×erschienen die Stände von Ostpreußen als Paten; an allen Läden hing das neue Bild, das den König in der häßlichen Uniform der Zeit inmitten seiner Kinder darstellte. Und

wie viel königlicher als der Vater des großen Kurfürsten wußte Friedrich Wilhelm sein hartes Los zu tragen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihm die Seele, mehr als je bedurfte er des herzlichen Zuspruchs seiner Gemahlin; er hatte Stunden, wo ihm zumute war, als ob nichts ihm gelänge, als ob er nur für das Unglück geboren sei. Als er im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzöge las, wählte er sich den Sinnspruch für sein hartes Leben: meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Doch diese Hoffnung hielt ihn aufrecht. Niemals wollte er sich überzeugen, daß die gemeinen Seelen aus der Familie Bonaparte, die jetzt Europas Kronen trugen, wirkliche Fürsten seien, daß dies mit allem seinem Ruhm und Glanz so windige, so schwindelhafte Abenteuer des napoleonischen Weltreichs in der vernünftigen Gotteswelt auf die Dauer bestehen könne. Niemals ließ er sich zu einer persönlichen Freundlichkeit gegen Napoleon herbei. Selbst Stein riet einmal, den Imperator durch Schmeichelei milder zu stimmen und ihn als Paten zur Taufe der neugeborenen Prinzessin zu laden. Aber der König wies den Gedanken weit von sich. Dagegen ging er willig und ohne Vorbehalt auf die politischen Vorschläge seines großen Ministers ein. An Steins Gesetzen hatte er weit größeren Anteil, als die Zeitgenossen wußten. Vieles, was sich jetzt vollendete, war ja nur die kühne Durchführung jener Reformgedanken, worüber der unentschlossene Fürst ein Jahrzehnt hindurch gebrütet hatte.

Hardenberg, der auf Napoleons Befehl zum zweiten Male das Ministerium hatte verlassen müssen, sendete aus Riga eine große Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates, die er dort im Verein mit Altenstein ausgearbeitet. Sie berührte sich vielfach mit den Ideen des neuen Ministers, manche ihrer Vorschläge waren seinen Äußerungen wörtlich entlehnt — so der Gedanke einer Ständeversammlung für den gesamten Staat. Doch verriet sich auch hier schon jener feine und tiefe Gegensatz, welcher den Jünger der Aufklärung von Steins historischer Staatsanschauung immer getrennt hat. Hardenberg war zuerst Diplomat, in Verwaltungssachen bei weitem nicht so gründlich unterrichtet wie Stein, und nahm daher unbedenklich in seine Denkschrift einige allgemeine theoretische

Sätze auf, wie sie Altenstein, der Freund Fichtes, liebte. Sein Reformplan war „nach der höchsten Idee des Staates" bemessen; in der Handelspolitik sollte ohne Einschränkung der Grundsatz des laisser faire gelten. Während Stein die Revolution von frühauf mit dem Mißtrauen des Aristokraten betrachtet hatte und nur einige ihrer probehaltigen Ergebnisse auf deutschen Boden verpflanzen wollte, war Hardenberg von den französischen Ideen ungleich stärker berührt worden. Er bezeichnete geradezu als das Ziel der Reform: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung," schloß sich im einzelnen eng an das Vorbild Frankreichs an, verlangte für das Heer die Konskription mit Stellvertretung, und die altpreußischen Ehrenämter der Landräte hätte er gern durch bureaukratische Kreisdirektoren verdrängt. Von der Selbstverwaltung der Gemeinde sprach er gar nicht. Gemeinsam war beiden Staatsmännern die sittliche Hoheit der Staatsgesinnung. Beide wollten, wie Altensteins Entwurf sich ausdrückte, „eine Revolution im guten Sinne, gradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit;" beide wußten, daß Frankreich nur „eine untergeordnete, auf bloße Kraftäußerung gerichtete Tendenz" verfolge, und forderten von dem verjüngten deutschen Staate, daß er Religion, Kunst und Wissenschaft, alle idealen Bestrebungen des Menschengeschlechts um ihrer selbst willen beschütze und also durch sittliche Kräfte sich den Sieg über die feindliche Übermacht sichere.

Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neugestaltung des Heeres, ebenfalls unter Steins persönlicher Teilnahme. Der König selbst gab den ersten Anstoß. Auf diesem seinem eigensten Gebiete behielt er immer die unmittelbare Leitung in der Hand, zeigte stets treffendes Urteil und eindringende Sachkenntnis. Schon im Juli 1807 berief er Scharnhorst zum Vorsitzenden einer Kommission für die Reorganisation der Armee und legte ihr eine eigenhändige Denkschrift vor, worin er alle die wunden Stellen des Heerwesens mit sicherem Griffe heraushob, die Mittel der Heilung richtig angab. Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schar jüngerer Talente, die, wie er, der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständnis folgten, staatsmännische Köpfe, die das Heer als

eine Schule des Volks, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preußische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Kultur, dem deutschen Heerwesen für alle Zukunft den Charakter ernster Bildung, geistiger Frische und Rührigkeit aufgeprägt.

Eine merkwürdige, instinktive Übereinstimmung der sittlichen und politischen Überzeugung verband diese Offiziere von Haus aus mit dem leitenden Stvatsmanne. Klang es doch wie ein Bekenntnis aus Steins eignem Munde, wenn Gneisenau, gegenüber den Menschenrechten der Franzosen, die Mäßigung anrief: „begeist're du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!" Wie der Schüler Adam Smiths den Grundsatz der Arbeitsteilung nicht unbedingt auf die Staatsverwaltung anwenden wollte, sondern die Geschäftsgewandtheit des Berufsbeamtentums geringer schätzte als die in der Selbstverwaltung bewährte Mündigkeit des Volks, so lebten auch diese militärischen Fachmänner des Glaubens, daß im Kriege zuletzt die sittlichen Mächte entscheiden. Wie hoch sie den Wert der gründlichen technischen Ausbildung anschlugen, höher stand ihnen doch, nach Scharnhorsts Worten, die innige Verbindung der Armee mit der Nation. Auch ihnen, wie dem Minister, galt als der Eckstein aller Freiheit das alte deutsche: selbst ist der Mann! „Man muß" — so schrieb Scharnhorst bald nach dem Frieden — „der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichtum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebote. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militärbildungsanstalten gedient. Er

lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesamten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte; dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatze genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konskriptionsheer Napoleons und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug um die Gebrechen der fridericianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Tore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Lebenlang, schlicht und schmucklos in allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Überlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Seine Tochter, Gräfin Julie Dohna, dankte dem frühverwitweten Vater alles, man nannte sie eine königliche Frau und nahm sie in der vornehmen Gesellschaft auf als müßte es so sein.

Dem Könige war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Ver-

trauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken; er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irr wurden. Ein echter Niederdeutscher, war er schamhaften Gemütes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Rätselhaft und doch harmonisch verbanden sich in dieser großen Seele kleinbürgerliche Schlichtheit und weltumspannender Weitblick, Friedens-

sehnsucht und Kriegsmut, menschenfreundliche Herzensweichheit und die dämonische Kraft des Nationalhasses. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

Unter den Männern, die ihm bei der Reorganisation des Heeres zur Hand gingen, sind vier gleichsam die Erben seines Geistes geworden, so daß jeder einen Teil von der umfassenden Begabung des Meisters überkam: die Feldherrennaturen Gneisenau und Grolman, der Organisator Boyen, der Gelehrte Clausewitz — alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnislos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimut tief innerlich bescheiden, wie es dem begabten Soldaten natürlich ist; denn das einsame Schaffen des Künstlers und des Gelehrten verführt leicht zur Eitelkeit, der Soldat wirkt nur als ein Glied des großen Ganzen und kann nicht zeigen was er vermag, wenn ihn das unerforschliche Schicksal nicht zur rechten Zeit an die rechte Stelle führt. Allzu bescheiden nannte sich Gneisenau selber nur einen Pygmäen neben dem Riesen Scharnhorst. Ihm fehlte die schwere Gelehrsamkeit des Meisters und er empfand, gleich so vielen Männern der Tat, die Lücken seines Wissens wie ein Gebrechen der Begabung; dafür besaß er in weit höherem Maße die begeisternde Zuversicht des Helden, jenen freudigen Fatalismus, der den Feldherrn macht. Wie stolz und sicher spannte er jetzt seine Segel aus, da er endlich nach den Irrfahrten einer leidenschaftlichen Jugend und nach der langen traurigen Windstille des subalternen Dienstes auf die hohe See des Lebens gelangt war. Jede Aufgabe, die ihm das Schicksal bot, griff er mit glücklichem Leichtsinn an, unbedenklich übernahm der Infanterist das Kommando der Ingenieure und die Aufsicht über die Festungen. Während Scharnhorst bedächtig die Gefahren des nächsten Tages erwog, dachte Gneisenau immer mit glühender Sehnsucht an die Stunde der Erhebung und hieß auch die Narren freundlich willkommen, wenn sie nur mithelfen wollten bei der großen Verschwörung.

Eine verwandte Natur war Grolman, hochherzig, hell und freudig, scharf und schonungslos in Tat und Rede, geschaffen für das Schlachtgewühl, für das kühne Ergreifen der Gunst des Augenblicks; doch er sollte die Grausamkeit des Soldatenschicksals schwer erfahren und niemals im Kriege an erster Stelle stehen. In der Weise seines Auftretens schien Boyen dem General am ähnlichsten, ein ernsthafter, verschlossener Ostpreuße, der zu den Füßen von Kant und Kraus gesessen hatte, auch als Poet mit der neuen Literatur in regem Verkehre stand. Nur die feurigen Augen unter den buschigen Brauen verrieten, welche stürmische Verwegenheit in dem einfachen, wortkargen Manne schlummerte. Er hat die organisatorischen Ideen Scharnhorsts nach seiner stillen Art in sich verarbeitet und fortgebildet und nach den Kriegen dem neuen Volksheere seine bleibende Verfassung gegeben. Der Jüngste endlich aus diesem Freundeskreise, Carl von Clausewitz, war mehr als die Älteren ein vertrauter Schüler Scharnhorsts, tief eingeweiht in die neuen kriegswissenschaftlichen Theorien, womit jener sich trug; nachher hat er sie selbständig ausgestaltet und durch eine Reihe von Werken, deren klassische Form die Schriften des Meisters weit übertraf, der Lehre vom Kriege ihren Platz in der Reihe der Staatswissenschaften gesichert. Ein großer wissenschaftlicher Kopf, ein Meister des historischen Urteils war er vielleicht zu kritisch und nachdenklich, um so beherzt wie Gneisenau das Glück der Schlachten bei der Locke zu fassen, aber keineswegs bloß ein Mann der Bücher, sondern ein praktischer, tapferer Soldat, der mit offenem Auge in das Getümmel des Lebens schaute. Soeben kehrte er mit dem Prinzen August aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Dort in Frankreich hatte sich seine Liebe für die jugendliche Wahrhaftigkeit und Frische der Germanen bis zum Enthusiasmus gesteigert; er brachte die Überzeugung mit heim: diese Franzosen seien im Grunde noch immer ein ebenso unmilitärisches Volk wie einst in den Tagen der Hugenottenkriege, da sie vor den deutschen Lansquenets und Reitres zitterten; wie könne der uralte Charakter der Nationen sich in zehn Jahren verändern? wie sollten die hundertmal Besiegten auf die Dauer das waffenmächtige Deutschland beherrschen?

Mit solchen Kräften schritt der König an das Werk der Wiederherstellung. Die ganze Armee wurde neu formiert. Sechs Brigaden, zwei schlesische, zwei altpreußische, je eine aus Pommern und den Marken, das war alles, was von dem fridericianischen Heere noch übrig blieb, das war der letzte Anker für Deutschlands Hoffnungen. Der Zopf fiel hinweg, die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleider, die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestrengten Arbeit des Felddienstes. Alle Vorräte mußten von neuem angeschafft werden; Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungskommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen und Verdächtigen. Gneisenau forderte in der Zeitschrift „der Volksfreund", die der wackere Bärsch herausgab, die Freiheit des Rückens für die Armee, fragte bitter, ob der preußische Soldat den Antrieb zum Wohlverhalten auch fernerhin im Holze suchen solle, statt im Ehrgefühle. Seine Meinung drang durch; die neuen Kriegsartikel beseitigten die alten grausamen Körperstrafen. Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!

In einem anderen Zeitungsaufsatze schilderte Gneisenau sarkastisch, wie bequem es doch für die adligen Eltern sei, daß ihre Söhne schon im Kindesalter als Junker die Soldaten des Königs befehligen dürften. Er sprach damit nur aus, was alle verständigen Offiziere dachten. Die Beseitigung der Junkerstellen sowie alle anderen Vorrechte des Adels in Heere ergab sich von selbst aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung, und da man die Tüchtigkeit der jugendlichen Heerführer Napoleons kennen gelernt, so verlangte mancher Heißsporn die Nachahmung des vielgerühmten freien Avancements der Franzosen. Scharnhorst aber ging seines eigenen Wegs; er durchschaute, welche sittlichen Schäden der napoleonische Grundsatz „junge Generale, alte Hauptleute" hervorgerufen, wie viel rohe, unsaubere Elemente sich in die unteren Schichten des französischen Offiziers-

korps eingedrängt, und wie bedenklich dort ein zügelloser Ehrgeiz die Bande der treuen Kameradschaft gelockert hatte. Der deutsche Bauernsohn wußte wohl, warum Washington den Amerikanern zugerufen: nehmt nur Gentlemen zu Offizieren — warum König Friedrich Wilhelm I. seinen Offizieren erlaubt hatte dann nicht zu gehorchen, wenn ihnen etwas gegen die Ehre angesonnen würde. Er wollte den alten aristokratischen Charakter des preußischen Offizierkorps nicht zerstören, sondern nur die Aristokratie der Bildung an die Stelle des adligen Vorrechts setzen.

Das Reglement vom 6. August 1808 über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnriche stellte den Grundsatz auf: im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offiziersstellen; keine Junker mehr, dafür Portepeefähnriche, die erst im siebzehnten Jahre und nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugelassen werden, erst nach einer zweiten Prüfung und auf Vorschlag des Offizierskorps die Epauletten erlangen können. Den Offizieren schärfte der König ein, sie sollten sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Lehrer eines achtbaren Teiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen. In den unteren Graden bis zum Hauptmann erfolgte das Aufrücken in der Regel nach dem Dienstalter; bei der Auswahl der Stabsoffiziere und bei der Besetzung der höheren Kommandos entschied das Verdienst allein. Durch diese unscheinbaren Vorschriften erhielt der Offiziersstand eine neue Verfassung, die uns heute selbstverständlich erscheint, während sie doch einen unterscheidenden nationalen Charakterzug des deutschen Heerwesens bildet. Jetzt erst wurde das Offizierkorps dem Zivilbeamtentum innerlich gleichartig, durch einen geistigen Zensus über die Mannschaft erhoben. Dem Talente war die Aussicht auf rasches Aufsteigen eröffnet, doch die langsame Beförderung auf den niederen Stufen, die Gleichheit der Bildung und der Lebensgewohnheiten bewirkten, daß sich jeder schlechtweg als Offizier fühlte, ein aristokratisches Standesbewußtsein alle Glieder des Korps durchdrang. Die soziale Schranke, welche in Frankreich den aus der Mannschaft emporgestiegenen Kapitän von seinen gebildeten Kameraden trennte, konnte hier nicht entstehen.

Für niemand wurde die Umgestaltung des Heerwesens so folgenreich wie für die alten Geschlechter vom Landadel, die noch immer den Stamm des Offizierskorps bildeten. Es währte noch viele Jahre, bis die tatsächliche Begünstigung des Adels in der Armee aufhörte. Aber der Grundsatz stand doch fest, daß auch der Edelmann durch den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse sich das Offizierspatent erwerben mußte, und den neueren schärferen Anordnungen des Dienstes konnten nur Männer von einiger Bildung genügen. Der Staatsdienst bot dem völlig Unwissenden nirgends mehr ein Unterkommen, die Reformer nannten das neue Preußen zuweilen schon einen Staat der Intelligenz. Erst durch Scharnhorst wurde die naturwüchsige Roheit des ostdeutschen Junkertums völlig gebrochen, was dem Kadettenhause Friedrich Wilhelms I. nur halb gelungen war. Das alte Geschlecht, das die Federfuchser verhöhnte, starb hinweg, der junge Nachwuchs kannte und achtete die Macht des Wissens.

Allen diesen Reformen lag der Gedanke zugrunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre. Die Werbung wurde abgeschafft, die Aufnahme von Ausländern verboten, nur einzelne Freiwillige von deutschem Blute ließ man zu. Die neuen Kriegsartikel und die Verordnung über die Militärstrafen hoben sogleich mit der Verheißung an, künftig würden alle Untertanen, auch junge Leute von guter Erziehung, als gemeine Soldaten dienen, und begründeten damit die Notwendigkeit einer milderen Behandlung der Mannschaft. Über die Verwerflichkeit der alten Befreiungen vom Waffendienste waren alle denkenden Offiziere einig. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war schon vor dem Kriege von Scharnhorst selbst, von Boyen, Lossau und anderen Offizieren verteidigt, von dem Könige selbst reiflich erwogen worden; während des unglücklichen Feldzugs hatte er dann in der Stille seinen Weg gemacht, und jetzt war jedem einsichtigen Soldaten klar, daß der ungleiche Kampf nur mit dem Aufgebote der gesamten Volkskraft wieder aufgenommen werden konnte. Gleich nach dem Frieden bat Blücher seinen lieben Scharnhorst, „vor einer National-Armee zu sorgen, niemand auf der Welt muß eximiert sein, es muß zur Schande gereichen, wer nicht ge-

dient hat". Prinz August sendete noch aus der Kriegsgefangenschaft einen Plan für die Neubildung des Heeres, worin die allgemeine Wehrpflicht als leitender Gedanke obenan stand. Scharnhorst aber wußte, was die meisten der Zeitgenossen ganz vergessen hatten, daß damit nur ein altpreußischer Grundsatz erneuert wurde. Er erinnerte den König daran, sein Ahnherr Friedrich Wilhelm I. habe zuerst unter allen Fürsten Europas die allgemeine Konskription eingeführt; dieser Grundsatz habe Preußen einst groß gemacht und sei in Österreich und Frankreich nur nachgeahmt worden; jetzt erscheine es geboten, zu dem altpreußischen Systeme zurückzukehren und den Mißbrauch der Exemtionen kurzerhand hinwegzufegen; nur so bilde sich eine wahre stehende Armee, eine solche, die man jederzeit in gleicher Größe erhalten könne. Fast genau mit den Worten des alten Soldatenkönigs begann Scharnhorst seinen Entwurf für die Bildung einer Reservearmee also: § 1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.

Die preußischen Offiziere faßten den Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht von Haus aus in einem freieren und gerechteren Sinne auf als vormals die Bourgeois der französischen Direktorialregierung. Die Besiegten dachten zu stolz, um die Institutionen des Siegers einfach nachzuahmen. Man hatte es ertragen, daß der Befehl des Königs einzelne Volksklassen kraft ihrer Standesprivilegien oder aus volkswirtschaftlichen Rücksichten von der Kantonspflicht befreite. Aber die Vorstellung, daß der Bemittelte sich von der Dienstpflicht loskaufen, ein Untertan für den anderen seine Haut zu Markte tragen solle, war ganz und gar unpreußisch, widersprach allen Traditionen der Armee. Das französische System der Stellvertretung wurde wohl von einigen Zivilbeamten, aber von keinem einzigen namhaften Offizier empfohlen. Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für alle — und nicht bloß als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes. Ein Verächter aller müßigen militärischen Künstelei blieb Scharnhorst doch ein streng geschulter Fachmann; er wußte, wie wenig die Begeisterung allein die Ausdauer, die Kunstfertigkeit, die Manns-

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

zucht des geübten Soldaten ersetzen kann. Aus seiner reichen Geschichtskenntnis hatte er die Überzeugung gewonnen, je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Mit hellem Jubel ging Gneisenau auf diese mannhafte Anschauung des historischen Lebens ein; er wollte die militärischen Übungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar. Allen Freunden Scharnhorsts aus der Seele schrieb Boyen die Verse: wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande zu verteidigen Thron und Herd!

Über den Grundsatz also bestand kein Zweifel. Doch wie die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung entgegenstellten, besiegen? Die Söhne der gebildeten Klassen in Friedenszeiten ohne weiteres in das stehende Heer einzureihen, erschien dieser Zeit, die soeben erst der Barbarei der alten Kriegszucht entwuchs, als eine unerträgliche Härte; und zudem erzwang Napoleon im September 1808 den Pariser Vertrag, kraft dessen der mißhandelte Staat sich verpflichten mußte, nicht mehr als 42000 Mann Truppen zu halten.

So blieb nur übrig, den Eroberer zu überlisten, die Verträge zu umgehen und neben dem stehenden Heere eine Reservearmee, eine Landwehr für Kriegsfälle zu schaffen. Aber auch zu diesem Ziele war der gerade Weg versperrt. Scharnhorst erkannte sofort, das einfachste sei die Landwehr durch die Schule des stehenden Heeres gehen zu lassen, die Reservearmee aus ausgedienten Soldaten zu bilden. Und doch war dies für jetzt unmöglich. Die Einstellung einer so großen Anzahl von Rekruten hätte alsbald den Argwohn Napoleons erregt, und überdies konnte eine so gebildete Landwehr offenbar erst nach Jahren eine erhebliche Stärke erreichen, während man in jedem neuen Monat den Wiederausbruch des Krieges erwartete. Darum mußte man sich mit einer Miliz begnügen, welche ohne sichtbaren Zusammenhang mit dem stehenden Heere, scheinbar

nur für den inneren Sicherheitsdienst bestimmt, aber durch wiederholte Übungen militärisch geschult und mit genügenden Waffenvorräten versehen sofort beim Ausbruch des Krieges als Reservearmee auftreten sollte. Viermal hat Scharnhorst während der Jahre 1807—10 diese Landwehrpläne wieder aufgenommen und mit dem Monarchen beraten. Seinen ersten Entwurf brachte er bereits am 31. Juli 1807 zustande, ganz selbständig, lange bevor die österreichische Landwehr bestand.

Die älteren Pläne verfolgten den Hauptzweck, die Söhne der wohlhabenden Klassen, die sich selber bewaffnen und bekleiden konnten, für den Dienst im Kriege vorzubereiten; unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache sollten sie im Frieden eingeübt werden. Im Sommer 1809 gab der Rastlose seinen Entwürfen eine großartigere Gestalt, welche bereits die Grundzüge der Organisation von 1813 erkennen läßt. Er dachte hoch von der Heldenkraft eines zornigen Volks, doch er sah auch nüchtern voraus, wie viele Zeit vergehen muß, bevor aus einem bewaffneten Haufen eine kriegstüchtige Truppe wird. Sein Plan war: das stehende Heer beginnt den Angriff; unterdessen bildet sich die Reservearmee aus den ausgedienten und überzähligen Soldaten sowie aus allen jüngeren Kantonspflichtigen; die Wohlhabenden treten als freiwillige Jäger ein. Diese Landwehr übernimmt den Festungsdienst und die Belagerung der vom Feinde besetzten Plätze; sobald sie genügend ausgebildet ist, zieht sie dem Heere nach und an ihre Stelle rückt die inzwischen versammelte Miliz, ein Landsturm, der alle noch übrigen Wehrhaften umfaßt. Scharnhorst wußte, wie ungern Napoleon sich der Vendeeer Kämpfe erinnerte, wie sehr er den Volksaufstand fürchtete; er hoffte den Befreiungskampf mit einem kleinen Kriege zu eröffnen, der sich auf einige Festungen oder verschanzte Lager stützen sollte, und ließ das für solchen Zweck so ungünstige Terrain der norddeutschen Ebene sorgsam auskundschaften. Gneisenau dachte sogar aus dem kleinen Spandau ein Torres Vedras der Ebene zu machen, als er von Wellingtons portugiesischen Siegen erfuhr.

Aber alle diese Hoffnungen wurden zuschanden. Sobald Napoleon von einem neuen preußischen Landwehrplane hörte, griff er stets sofort mit herrischer Drohung ein; nicht einen Schritt durfte ihm der

verhaßte Gegner über die Pariser Versprechungen hinausgehen, nur er selber behielt sich vor sie mit Füßen zu treten. Man mußte endlich einsehen, daß die Bildung einer Landwehr schlechterdings unmöglich blieb, solange Preußen noch nicht in der Lage war an Frankreich den Krieg zu erklären. Das einzige, was bis dahin geschehen konnte, ohne das Mißtrauen des Imperators aufzustacheln, war die raschere Ausbildung der Mannschaften des stehenden Heeres. Die gesetzliche zwanzigjährige Dienstzeit der Kantonspflichtigen blieb unverändert, doch man hob ihrer so viele aus als irgend möglich und beurlaubte dann diese leidlich auserexerzierten Krümper nach einigen Monaten. Die vertragsmäßige Heeresziffer wurde dabei nicht allzu streng eingehalten; das Leibregiment in Berlin ließ jahrelang, so oft die Truppe zum Felddienst ausrückte, einen Teil der Mannschaft in der Kaserne zurück, damit Napoleons Späher die Stärke der Bataillone nicht bemerkten. Es konnte nicht fehlen, daß manche Wehrpflichtige sich der strengeren Aushebung durch die Flucht entzogen, wie umgekehrt viele Konskribierte aus den Rheinbundslanden nach Preußen hinüberflohen; es gab beständig kleine Unruhen an den Landesgrenzen, der arme Mann wurde ganz irr an der wüsten Zeit. Im ganzen zeigte das Volk dem Könige hingebende Treue; geschah es doch einmal, daß Bauern aus der Umgegend nachts eine Kanone von den Wällen der westfälischen Festung Magdeburg stahlen und sie zu Schiff nach Spandau entführten: ihr angestammter Herr brauche Waffen gegen den Franzmann. Durch dies Krümpersystem bildete Scharnhorst nach und nach 150000 Soldaten notdürftig aus. Ein tragisches Schauspiel, wie der große Mann so jahraus jahrein mit tausend Listen und Schlichen dem allwissenden Feinde zu entschlüpfen suchte. Seine Seele schmachtete nach der Freude der Schlacht; den letzten Hauch von Mann und Roß, alles was an die Wände pissen konnte wollte er dahingeben damit Deutschland wieder sei; und immer wieder vereitelte der wachsame Gegner die Pläne der Rüstung. Erst als die Stunde des offenen Kampfes schlug, trat mit einem Schlage ins Leben was in fünf Jahren voll aufreibender Arbeit, voll namenloser Sorge still bereitet war. Scharnhorst und niemand sonst ist der Vater der Landwehr von 1813. —

Der ungeheure Umschwung der Meinungen, die gewalsame Umkehr der Zeit von selbstgenügsamer Bildung zum politischen Wollen zeigt sich wohl in keiner Schrift jener Tage so anschaulich wie in Fichtes Abhandlung über Machiavelli. Der Ikarus unter den deutschen Idealisten, der Verächter des Wirklichen feierte jetzt den härtesten aller Realpolitiker, weil er in dem willensstarken Florentiner den Propheten seines Vaterlandes erkannte. Während die Trommeln der französischen Garnison drunten vor den Fenstern der Akademie erklangen, hielt Fichte dann seine Reden an die deutsche Nation. Zerknirscht und erschüttert, im Gewissen gepackt lauschte die Versammlung, wenn der stolze Mann mit den strafenden Augen und dem aufgeworfenen Nacken schonungslos ins Gericht ging mit der tiefgesunkenen Zeit, da die Selbstsucht durch ihr Übermaß sich selbst vernichtet habe, und endlich den Hörern sein radikales Entweder — Oder auf die Brust setzte: ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig seine Sprache aufzugeben. Darauf riß er die Gedemütigten wieder mit sich empor und schilderte ihnen die unverwüstliche Kraft und Majestät des deutschen Wesens so groß, so kühn, so selbstbewußt, wie in diesen zwei Jahrhunderten des Weltbürgertums niemand mehr zu unserem Volke geredet hatte, aber auch mit der ganzen unklaren Überschwenglichkeit des neuen literarischen Nationalstolzes: die Deutschen allein sind noch ursprüngliche Menschen, nicht in willkürlichen Satzungen erstorben, das Volk der Ideen, des Charakters; wenn sie versinken, so versinkt das ganze menschliche Geschlecht mit. Soll der Menschheit noch eine Hoffnung bleiben, so muß ein neues deutsches Geschlecht erzogen werden, das in seinem Vaterlande den Träger und das Unterpfand der irdischen Ewigkeit verehrt und dereinst den Kampf aufnimmt gegen den vernunftlosen, hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie.

Die Predigten Schleiermachers erregten den Argwohn der französischen Spione. Mit dem hochfliegenden Pathos dieses Redners, der die Erfüllung seiner Träume auf eine zukünftige Generation verschob, wußten die Fremden nichts anzufangen: sie ahnten nicht, wie unwiderstehlich gerade der überschwengliche Idealismus die Gemüter dieses philosophischen Geschlechts ergriff. Der Jugend ging das

Herz auf bei der Lehre: sich der Gattung zu opfern, sei der Triumph der Bildung, sei die Seligkeit des Ich. Die Zeit erlebte, wie Fichte mit philosophischer Herablassung sagte, „den seltenen Fall, wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen"; sie fühlte, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Staates mehr noch eine sittliche als eine politische Pflicht war; sie brauchte nichts dringender als jenen „festen und gewissen Geist", den dieser Redner ihr zu erwecken suchte. Unwillkürlich gedachten die Hörer bei dem herrischen Wesen und der zermalmenden sittlichen Strenge des Philosophen an den Freiherrn vom Stein.

In gleichem Sinne schrieb Arndt während und nach dem Kriege neue Bände seines Geistes der Zeit. Er zog zu Felde wider unsere Vielherrschaft, die zur Allknechtschaft geworden, wider die unpolitische Gerechtigkeit der Deutschen, die das Veraltete gewissenhaft verschonten bis die Fremden damit aufräumten, und vor allem wider die übergeistige, überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei. Frischauf zum Rhein — so lautete sein Schluß — und dann gerufen: Freiheit und Österreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

In dem polternden Treiben des wunderlichen Recken Jahn zeigten sich schon einige der fratzenhaften Züge, welche das neue Deutschtum verunzierten: rauher und hochmütiger Fremdenhaß, vorlaute Prahlerei, Verachtung aller Anmut und feinen Sitte — ein formloses Wesen, das für unsere Jugend um so schädlicher werden mußte, da der Germane ohnehin geneigt ist, Grobheit und Wahrhaftigkeit zu verwechseln. Es blieb ein krankhafter Zustand, daß die Söhne eines geistreichen Volkes einen lärmenden Barbaren als ihren Lehrer verehrten. Indes war die Wirksamkeit des Alten im Bart während dieser ersten Jahre noch überwiegend heilsam. Für den einen Gedanken, der damals not tat, für den Entschluß zum Kampfe, langte sein derber Bauernverstand aus; auch besaß er eine seltene Gabe die Jugend in Zucht zu nehmen, ihr einen ehrlichen Abscheu gegen alle Schlaffheit und Verzärtelung einzuflößen. Die neue Turnkunst stählte nicht nur die Kraft des Leibes dem verwöhnten Geschlechte. Man bemerkte auch bald, wie die Sitten der Berliner Jugend reiner und mannhafter wurden, seit im Jahre 1811 der

Turnplatz auf der Hasenheide eröffnet war; und dies wog für jetzt schwerer als die Verwirrung, die der Turnvater in manchem jungen Kopfe anrichtete, wenn er mit dröhnender Stimme in seinem neuerfundenen Wortsturmschritt den Genossen sonderbare Runensprüche zurief. Sein Buch über das deutsche Volkstum brachte mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit altgermanischer Sitten.

Entsetzlich freilich, wie der rohe Naturalist, immer dem wahren Deutschtum zu Ehren, die zarten Blätter und Blüten unserer Sprache zwischen seinen harten Fäusten knetete. Alles wollte er ihr wieder rauben was sie sich redlich erworben hatte im Gedankenaustausch mit anderen Völkern. Dabei widerfuhr ihm zuweilen, daß er ein neues urdeutsches Wort aus romanischer Wurzel bildete — so sein geliebtes Turnen selbst; aber da er wie Luther den Bauern und den Kindern auf das Maul sah, so gelang ihm auch mancher glückliche Griff: das gute Wort Volkstum wurde von ihm erfunden. Und so übermächtig war noch der idealistische Schwung der Zeit, daß selbst dieser Eulenspiegel die eigentliche Größe seiner Nation in ihrem geistigen Schaffen suchte; er pries die Griechen und die Deutschen als der Menschheit heilige Völker und nannte Goethe den deutschesten der Dichter. In den gewaltigen Kämpfen zwischen Österreich und Preußen wollte er, ebenso harmlos wie mancher Größere unter den Zeitgenossen, nichts weiter sehen als die Balgereien von zwei kräftigen Jungen, die in ihrem Übermute sich raufen und endlich zur Vernunft gekommen sich vertragen. Doch behielt er Mutterwitz genug, um den tiefen Unterschied zwischen den beiden Mächten zu erkennen; der große Völkermang Österreich könne niemals ganz verdeutscht werden, von Preußen sei die Verjüngung des alten Reiches ausgegangen, und nur dieser Staat werde die Deutschen wieder zu einem Großvolke erheben. Hinweg mit dem deutschen Staatskrebs, der kindischen Landsmannschaftssucht, der Völkleinerei; eine oberste Gewalt im Reiche, eine Hauptstadt, Einheit der Zölle, der Münzen und Maße; dazu Reichstage und Landtage und eine mächtige Landwehr aus allen Waffenfähigen gebildet, denn unter Germanen gilt der Grundsatz: wehrlos, ehrlos!

II.

Der russische Krieg.

Bald nach dem Wiener Frieden ließ sich schon erraten, daß der Entscheidungskampf zwischen den Tilsiter Verbündeten nahte; nicht urplötzlich wie die meisten anderen Kriege dieser atemlosen Zeit, sondern schrittweise, zwei Jahre zum voraus erkennbar, rückte die neue Kriegsgefahr heran.

Der entscheidende Grund lag wieder in dem unzähmbaren Charakter des Weltherrschers. Wie der Löwe nicht bloß aus Hunger mordet, sondern weil er nicht anders kann, weil es seine Natur ist zu rauben und zu zerfleischen, so konnte dieser Allgewaltige nicht einen Augenblick bei einem erreichten Erfolge sich beruhigen. Ins Grenzenlose schweiften seine begehrlichen Träume; noch war ihm nichts gelungen was der Märchenpracht des Alexanderzuges gleich kam. Kaum war mit Rußlands Hilfe Österreich unterworfen, so sollte der Zar mit dem Beistand der Hofburg gedemütigt werden. Doch nicht bloß die verzehrende Glut eines rasenden Ehrgeizes trieb den Imperator vorwärts, sondern auch eine unaufhaltsame politische Notwendigkeit; sein Weltreich konnte nicht bestehen, wenn er nicht über alle Küsten Europas unbedingt gebot. Leidenschaftlicher denn je betrieb er jetzt den Handelskrieg gegen das unangreifbare England; durch das Edikt von Trianon hoffte er die Sperrung des Kontinents zu vollenden. Als er die Nordseeküste mit dem Kaiserreiche vereinigte, erklärte er den Abgeordneten der Hansestädte kurzab: die Edikte über die Kontinentalsperre sind die Grundgesetze meines Reiches! Auf der spanischen Halbinsel wogte der greuelvolle Krieg ins Unab-

sehbare dahin, aus den radikalen Beschlüssen der Cortes von Cadiz sprach die verzweifelte Entschlossenheit eines heldenhaften Volkes. Zwingende politische Gründe mahnten den Imperator zunächst diese offene Wunde zu schließen; er aber wollte und konnte die ungeheure Macht der nationalen Leidenschaft nicht würdigen. War erst Rußland gebändigt und die englische Flagge von allen Häfen des Festlands ausgeschlossen, standen die französischen Zollwächter erst in Petersburg, dann mußte der spanische Aufstand wie Schnee zerschmelzen vor der Sonne des Kaisertums. Und schon brütete der Unersättliche an noch kühneren, noch wunderbareren Plänen: nach dem Falle von Moskau sollte von den Ufern der Wolga aus ein neuer Kriegszug, die Wunder Alexanders überbietend, beginnen, ein Zug zum Ganges, der „dies Schaugerüste der englischen Handelsgröße" für immer vernichten mußte.

Der Zar konnte sich die Gefahren des Tilsiter Bündnisses nicht länger mehr verbergen. Ganz Rußland vernahm mit Unmut, wie Napoleon das von den Russen eroberte österreichische Polen großenteils an Warschau verschenkte ohne den Verbündeten auch nur zu befragen. Man kannte in Petersburg den geheimen Verkehr zwischen dem polnischen Adel und den Tuilerien, der durch Napoleons polnische Flügeladjutanten vermittelt wurde. Die Wiederherstellung Polens durch Frankreichs Gnade, nach Alexanders Meinung die schwerste aller Gefahren, rückte näher und näher. Um ihr zu begegnen, legte der Zar dem französischen Gesandten einen Vertrag vor, wonach die beiden Alliierten sich verpflichteten den polnischen Staat niemals wieder aufzurichten, auch den Namen Polen nie zu dulden. Der Imperator wich aus; sein frommes Gemüt scheute sich „die Sprache der Gottheit zu reden", ein Versprechen für alle Zukunft zu geben. Nicht als ob er den Gedanken der Wiederherstellung des polnischen Reichs schon im vollen Ernst ergriffen hätte. Die Bildung nationaler Staaten widersprach dem Wesen seines Weltreichs. Auch die revolutionären Ideen, die in dem zweiseitigen Wesen des Bonapartismus lagen, traten mit den Jahren ganz zurück. Wie die unterjochten Völker jetzt in Napoleon nur noch den Despoten sahen, so fühlte er selber sich wieder ganz als der Bändiger der Revolution

und prahlte wieder, wie einst nach dem achtzehnten Brumaire, auf seinen Schultern ruhe die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft. Der Radikalismus der Sarmaten war ihm unheimlich; ihn beunruhigte der Gedanke, von einem halbrepublikanischen Polen könne „eine teuflische Propaganda" ausgehen, die sich mit dem Hussitentum im nahen Böhmen verbände. Gleichwohl wollte er sich nicht die Hände binden, da die nationalen Hoffnungen der Polen ihm vielleicht noch als eine willkommene Waffe gegen Rußland dienen konnten; auch durfte der Usurpator die Schwärmerei der Franzosen für die Wiederaufrichtung des altverbündeten Polenreichs nicht offen verletzen. Genug, die Verhandlungen zwischen Paris und Petersburg zerschlugen sich, und der erbitterte Zar erklärte dem französischen Gesandten: Ich weiß jetzt, daß Ihr Polen wiederherstellen wollt! Der Imperator aber gab auf den Vorwurf hinterhaltiger Ränkesucht die unzweideutige Antwort: Ich intrigiere nicht, sondern führe Krieg mit 400000 Mann!

Nun drängten sich Schlag auf Schlag die Beweise der Feindseligkeit Napoleons. Kurz bevor er die Erzherzogin heimführte, ließ er um die Hand der Schwester Alexanders anhalten; er rechnete, Kaiser Franz werde lieber sein eigen Fleisch und Blut dem gekrönten Plebejer opfern, als eine Familienverbindung zwischen den Bonapartes und dem Hause Gottorp dulden. Der Plan gelang vollständig, der Zar aber sagte verstimmt: Ihr habt ein doppeltes Spiel gespielt! Es folgte die Einverleibung der deutschen Küsten. Das Weltreich streckte seine Polypenarme, den preußischen Staat umklammernd, bis zur Ostsee, immer näher an Rußland heran, und der Imperator erklärte ausdrücklich, diese Reunionen seien nur die ersten! Dadurch wurde zugleich der Verbündete Frankreichs, der Herzog von Oldenburg, Alexanders naher Verwandter seines Erblandes beraubt, ohne daß man den russischen Alliierten auch nur zum voraus von der Gewalttat unterrichtete. Dann stellte Napoleon dem Zaren die Zumutung, daß er alle neutralen Schiffe mit Beschlag belegen solle; das hieß den Russen jede Verzehrung von Kolonialwaren verbieten. Alexander antwortete durch einen Ukas, der die Einfuhr französischer Fabrikate hart traf. Ein gereizter Brief-

wechsel gab der Erbitterung der beiden Kaiser lebhaften Ausdruck. Ew. Majestät hat keine Freundschaft mehr für mich — so schrieb Napoleon im Februar 1811 — unsere Allianz besteht nicht mehr in den Augen Englands und Europas.

Unterdessen betrieb er mit gewohnter Umsicht die Rüstungen für einen Kampf ohnegleichen. Schon seit dem Frühjahr 1810 ließ er ungeheuere Waffenvorräte im Warschauischen aufhäufen und die Festungen des Herzogtums für den Krieg vorbereiten — das alles „aus bloßer Vorsicht", wie er an Friedrich August von Sachsen schrieb. Im April 1811 erhielten die Fürsten des Rheinbundes den Befehl ihre Truppen marschbereit zu halten; Magdeburg war von den Franzosen besetzt, die Garnisonen in Danzig und den Oderfestungen wurden verdoppelt, an der unteren Elbe sammelte sich ein Heer von 200000 Mann. Es lag vor Augen: Preußen sollte durch einen plötzlichen Einbruch vernichtet oder durch Drohungen zum Anschluß an Frankreich gezwungen werden; dann begann der russische Feldzug sogleich von Warschau aus. Am 15. August 1811 überschüttete Napoleon in öffentlicher Versammlung den russischen Gesandten Kurakin mit gehässigen Scheltworten, und die Welt wußte bereits: durch solche Szenen pflegte der Imperator seine Kriege einzuleiten.

Wollte Alexander den ungleichen Kampf bestehen, so war unerläßlich, daß er seine gesamte Macht bereit hielt und sich mit den deutschen Großmächten verständigte. Von den beiden goldenen Früchten, die er sich von dem Tilsiter Bündnis versprochen, war die eine bereits glücklich eingeheimst. Das besiegte Schweden hatte Finnland den Russen abgetreten, und auch in den Donauprovinzen behaupteten sich Alexanders Truppen. Aber die Pforte widerstand noch immer hartnäckig, und Napoleon ermutigte sie insgeheim, denn er sah voraus, daß der Kampf um die Donaumündungen jede Versöhnung zwischen Rußland und Österreich vereiteln mußte. Die Hofburg grollte dem Zaren, sie schrieb ihm vor allem das Mißlingen des letzten Krieges zu. Trotzdem unternahm Kaiser Franz schon im Jahre 1809 den Versuch einer geheimen Annäherung, da er der französischen Freundschaft wenig traute. Alexander schlug freudig ein

in die dargebotene Hand; er glaubte in jenem Augenblicke noch an die Fortdauer des Tilsiter Bündnisses und spielte mit dem Plane eines Dreikaiserbundes, der die Teilung der Türkei herbeiführen solle. Indes die Wiener Nüchternheit blieb für solche Träume unempfänglich. Erzherzog Karl vornehmlich zeigte wie immer ein offenes Verständnis für die orientalischen Interessen der Monarchie, er verwarf jede Verständigung mit Rußland, solange die untere Donau in der Hand des Zaren sei, und Metternich erklärte endlich dem russischen Gesandten: „macht ein Ende mit der Türkei, dann erst können wir mit Euch verhandeln!"

Währenddem erkannte Alexander, daß der Bund von Tilsit zerrissen war, und alsbald stiegen in der Seele des Leichtbeweglichen neue phantastische Träume auf, Pläne ebenso glückverheißend für die Freiheit der Welt wie vorteilhaft für die Ländergier des Hauses Gottorp. Er kehrte zurück zu jenen polnischen Projekten, die er vor Jahren mit Czartoryski besprochen und schrieb im Dezember 1810 dem polnischen Freunde: seine Absicht sei, dem Imperator den Rang abzulaufen und gleich beim Beginne des Kriegs die Freiheit Polens auszurufen — natürlich die Freiheit unter russischem Zepter. Er wollte als Selbstherrscher aller Reußen und König von Polen im Osten despotisch, im Westen parlamentarisch regieren, als der Hersteller Polens in dem Gedächtnis ferner Jahrhunderte leben und dem befreiten Nachbarlande eine musterhafte Verfassung schenken, denn „Sie wissen, die liberalen Formen habe ich immer vorgezogen". Folgten die Polen dem Rufe ihres Befreiers, so könne er „ohne einen Schuß zu tun" bis an die Oder vorgehen, Preußen schließe sich selbstverständlich an, und mit entschiedener Übermacht, mit 230 000 Mann, die bald noch um weitere hunderttausend verstärkt würden, beginne dann der Kampf für die Befreiung Europas; mehr als 155 000 Mann habe Napoleon nicht entgegenzustellen, und darunter nur 60 000 Franzosen! So tief unterschätzten die alten Mächte noch immer die Macht des Weltreichs, selbst einsichtige Offiziere kamen von dem allgemeinen Irrtum nicht los; berechnete doch Radetzky im Jahre 1810 ebenfalls, daß nur 60 000 Franzosen gegen Rußland marschieren könnten, und Gneisenau schätzte noch ein Jahr

darauf die Gesamtmasse der gegen den Osten verfügbaren napoleonischen Streitkräfte auf 200 000 Mann.

Mit glückseliger Zuversicht baute der Zar auf seinen rettenden Gedanken. Er hielt es für so schwer nicht, selbst Österreichs Zustimmung zu gewinnen und schrieb dem Kaiser Franz: möge die Hofburg die Donauprovinzen und selbst Serbien für sich nehmen, wenn sie sich nur der großen Koalition anschließe und die Wiederherstellung Polens gestatte. Dem Wiener Hofe aber erschienen diese polnischen Pläne, begreiflich genug, fast noch unannehmbarer als vorher die Anschläge gegen die Donaumündungen. Er lehnte jede Verhandlung ab; seine Staatsmänner sagten unverhohlen: die russische Politik ist wie ein Kind, sie weiß nicht was sie will. In der Tat sollten die sarmatischen Projekte rasch im Sande verlaufen. Czartoryski versagte sich den Mahnungen Alexanders; das polnische Blut war stärker als die Freundschaft für den Zaren. Der kluge Pole erriet sofort, daß seine Landsleute, getreu den nationalen Überlieferungen, im französischen Lager bleiben würden, und hoffte die Herstellung seines Vaterlandes von Napoleons Siegen. Er wollte tout ce qui est Pologne, also auch Danzig und Westpreußen wieder unter den Fahnen des weißen Adlers vereinigen und verhielt sich kühl, sobald er bemerkte, wie weit diese bescheidenen Ansprüche über die Absichten des Zaren hinausgingen.

Im Mai 1811 sah Alexander endlich ein, daß er beim Vorbrechen gegen Warschau auf eine Schilderhebung der Polen nicht zählen könne, und beschloß nunmehr, gründlich ernüchtert, den Angriff des Feindes im eigenen Lande zu erwarten. Er kannte seine Russen; er wußte, daß sie einen Krieg im Auslande als einen Kampf für die Heiden immer nur mit halbem Herzen führen, dagegen die bedrohte Erde des heiligen Rußlands noch immer ebenso tapfer und glaubensfreudig, wie einst gegen die Tataren und Türken, verteidigen würden. An Nachgiebigkeit dachte er nicht mehr, der Krieg schien ihm unvermeidlich, und die Bedrängnis der Finanzen machte den bewaffneten Frieden auf die Dauer unerträglich.

Also drohten, wie die Zeitungen sagten, die beiden Kolosse des Ostens und des Westens aufeinander zu stoßen und das unglück-

liche Preußen beim ersten Anprall zu zermalmen. Neutralität war unmöglich, schon weil Napoleon seinen Heereszug durch Preußen führen mußte; die preußischen Generale sahen voraus, daß er diese Straße einschlagen würde, um in das Herz des russischen Landes zu stoßen, den Norden und den Süden des weiten Reichs getrennt zu halten. Alle seine persönlichen Gefühle, der Haß wider den Unterdrücker und die Freundschaft für den Zaren, drängten den König sich dem Staate anzuschließen, den er von jeher als seinen natürlichen Bundesgenossen betrachtet hatte. Unterlag Rußland, so war sicher, daß der siegreiche Imperator den verhaßten preußischen Staat vernichtete: sein Groll gegen diese zähen Norddeutschen wuchs von Tag zu Tage, er nannte die Preußen nur noch die Jacobiner des Nordens. Seine Hofblätter erzählten immer wieder von der großen anarchistischen Verschwörung, die in Preußen ihren Herd finde; sie wiederholten gern die Weissagung des Klerikalen Bonald, daß dieser Staat, das Werk des Gottesleugners Friedrich, dem Untergange entgegeneile.

Aber wie nun, wenn Alexander sich über Preußen hinweg mit Frankreich verständigte? Schon dreimal, in Tilsit, in Erfurt und während des österreichischen Krieges, hatte er seine deutschen Freunde kaltsinnig preisgegeben. Stand Preußen allein auf, so wurde das kleine Heer von der siebenfachen Übermacht, die überall dicht an den Grenzen und in den Oderfestungen stand, höchstwahrscheinlich sogleich überrannt. Wie durfte man hoffen die Truppen rechtzeitig an der Küste im Lager bei Kolberg zu versammeln, da das nahe sächsisch-polnische Heer die schlesischen Truppen sofort von der Hauptmasse der Monarchie abschneiden konnte? Ein Handstreich der Danziger und der Stettiner Garnison genügte, um die Dirschauer Brücke und die neue Oderbrücke von Schwedt, die beiden einzigen noch offenen Verbindungswege zwischen Altpreußen, Pommern und den Marken, alsbald zu sperren. Über Napoleons Absichten bestand kein Zweifel mehr. Nachdem die Hälfte der Kontribution abgezahlt war, hatte er dem Vertrage gemäß Glogau wieder an den König zurückzugeben; doch er verweigerte die Räumung trotz zweimaliger Mahnung. Der kluge Talleyrand, der noch zuweilen zur Mäßigung geraten, war

längst aus dem auswärtigen Amte zurückgetreten; seine Nachfolger, Champagny und nachher Maret, folgten knechtisch jeder Laune des Herrschers. Im Dezember 1810 wurde dem preußischen Gesandten in Paris eine gefälschte Denkschrift Champagnys verkauft, welche ausführlich den Plan der Vernichtung Preußens entwickelte. Ob Hardenberg den Betrug durchschaute, ist zweifelhaft; er ward aber um so besorgter, je hartnäckiger die napoleonischen Diplomaten jede Kriegsgefahr in Abrede stellten; noch im April 1811 versicherte ihm Lauriston, der russisch-französische Streit sei nur ein harmloser Zwist zwischen Mann und Frau*). Es war klar, man wollte Preußens Wachsamkeit einschläfern; der Imperator schwankte nur noch, ob er den Hohenzollern vor oder nach dem russischen Kriege den Gnadenstoß geben solle. Aber eine Schilderhebung in so entsetzlicher Lage war ein Selbstmord, wenn der Zar sich nicht entschloß den Krieg auf preußischem Boden zu eröffnen.

In diesem Sinne schrieb Friedrich Wilhelm seinem Freunde, wiederholt, nachdrücklich, in tiefster Erregung. Alexander schwieg lange. Gegen Ende Mai antwortete er schließlich: er habe kein Mittel die Überflutung Preußens durch eine große Armee zu hindern und werde den Krieg nicht anders als im Innern seines Landes beginnen. Zum vierten Male überließ er seinen Freund einem unheimlichen Schicksale. Unterdessen hatte Hardenberg versucht, ob in Paris ein Bündnis unter ehrenvollen Bedingungen zu erlangen sei; er bot ein Hilfskorps, gegen die Rückgabe von Glogau, gegen den Erlaß der Kontribution und die Erlaubnis zur Vermehrung des Heeres. Napoleon verwarf den Antrag; nicht als ein gleichberechtigter Bundesgenosse, sondern gebunden und gezwungen sollte ihm Preußen Heeresfolge leisten. Unheil also und Verderben wohin man sich auch wenden mochte!

Da, im Augenblicke der höchsten Not, brach die heiße Leidenschaft der Kriegspartei in hellen Flammen aus. Hardenberg selbst trat auf die Seite Scharnhorsts, Gneisenau wurde in den Staatsrat berufen zur Leitung der Rüstungen, und so entstanden im Som-

*) Hardenbergs Journal 20. April 1811.

mer 1811 jene grandiosen Pläne für eine Massenerhebung des preußischen Volkes — das Tollkühnste vielleicht, was moderne Staatsmänner je erdacht haben, ein unvergängliches Denkmal für die Seelengröße Scharnhorsts und seiner Freunde. Wie man so dalag, dicht unter den Feuerschlünden der großen Armee, die mit jedem Tage anwuchs, traute man sich noch die Kraft zu, durch einen plötzlichen Aufstand dem übermächtigen Feinde zuvorzukommen; in jedem Dorfe sollte der Pfarrer den Landsturm aufbieten, wer nur irgend die Waffen schwingen konnte mußte mit heran. Bereits waren in aller Stille die Krümper einberufen, so viele man nur heranziehen konnte ohne den Argwohn der Franzosen zu wecken; gegen Ende August standen 75000 Mann bereit. Die kommandierenden Generale in den Provinzen erhielten außerordentliche Vollmachten, um auf ein gegebenes Zeichen sofort loszuschlagen. Berlin war von Truppen fast ganz entblößt, von allen Seiten her zogen die Regimenter nach dem festen Lager bei Kolberg, wo Blücher befehligte: dort und in Spandau sollte der Volkskrieg seinen Stützpunkt finden. Gneisenau jubelte: die Welt soll erstaunen über unsere Kräfte! Wer den Hochherzigen in jenen Tagen sah, vergaß ihn nie mehr: ein Lichtstrom der Begeisterung schien von ihm auszustrahlen. Seine Freunde dachten ihm den Oberbefehl in Schlesien, wo er jeden Busch und jeden Weg kannte, anzuvertrauen, und Clausewitz begrüßte ihn bereits in prophetischer Ahnung als den Marschall von Schlesien. Alle Glut und allen Adel seiner Seele hatte er in diesen Kriegsplänen niedergelegt; sein ganzes Wesen war im Aufruhr, als er sie dem Könige übergab mit einer poetischen Mahnung:

Trau' dem Glücke, trau' den Göttern,
Steig' trotz Wogendrang und Wettern
Kühn wie Cäsar in den Kahn!

Und doch waren diese heldenkühnen Pläne nichts als eine edle Verirrung. Gneisenau selber sprach sich sein Urteil, wenn er bekannte, er habe nur noch den Mut des Curtius. Ein ruhmvoller Untergang, ein Untergang ohne jede absehbare Möglichkeit der Wiederauferstehung war Preußens sicheres Los, wenn man sich also kopfüber in den Kampf stürzte. Noch bevor der Volkskrieg recht

in Zug kam, mußte Napoleon, der seine Augen überall hatte, das Land schon mit seinen Heersäulen überschwemmt haben, und wo bot diese offene bebaute Ebene einen Anhalt für einen spanischen Guerillaskrieg? Es wurde die Rettung der Monarchie, daß Friedrich Wilhelm auch in dieser schweren Versuchung seine höchste Königspflicht nicht aus den Augen verlor und das Dasein des Staates nicht einer Aufwallung heroischer Gefühle opfern wollte. Er prüfte die Pläne nach seiner tiefen, gründlichen Weise und warf schon jetzt in seinen Randbemerkungen einige gute Gedanken hin, welche zwei Jahre später ins Leben treten sollten: so den ersten Entwurf für den Orden des eisernen Kreuzes. Vieles sah er allzu trübe; solchen Männern gegenüber fragte er kleinmütig, wo denn die Heerführer seien für einen Volkskrieg? Aber die Stärke Napoleons, die Schwäche des russischen Heeres schätzte er richtiger als die Generale, und seine an den geordneten Heeresdienst gewöhnten Märker kannte er zu gut, um sich viel von einer regellosen Volksbewegung zu versprechen. „Als Poesie gut" hieß es in den Randglossen und wieder: „wenn ein Prediger erschossen ist, hat die Sache ein Ende." Der König war längst auf das Ärgste gefaßt: seine Wagen standen wochenlang reisefertig im Schloßhofe, um den Monarchen bei der ersten verdächtigen Bewegung der nahen Franzosen nach Königsberg zu bringen. Wiederholt schrieb er an Alexander, wie gern er bereit sei sein Heer bis zum Rhein zu führen; aber die Befreiung Deutschlands sei nur möglich, wenn die drei Ostmächte vereinigt den Kampf auf dem deutschen Kriegstheater eröffneten.

Im Oktober erschien Scharnhorst in tiefem Geheimnis zu Petersburg und erreichte durch seine geistige Überlegenheit wirklich ein kleines Zugeständnis. Alexander versprach, falls Napoleon preußische Gebiete besetze oder seine Streitkräfte an der Weichsel verstärke, das russische Hauptheer durch das Herzogtum Warschau gegen die Weichsel vorgehen zu lassen und zugleich zur Verteidigung Königsbergs ein Korps von zwölf Bataillonen nach Ostpreußen zu werfen. Durfte der König sich mit dieser kümmerlichen Zusage begnügen? Durfte er den Verzweiflungskampf beginnen in der äußersten Ost-Ecke des Staates, auf demselben Schauplatze, wo der Krieg von 1807 jammer-

voll geendet hatte? Gleich darauf eilte Scharnhorst nach Wien; selbst der Gesandte Humboldt — so stark war Hardenbergs Mißtrauen — durfte nichts von seiner Ankunft erfahren. Metternich empfing den vertrauten Botschafter nicht unfreundlich. Der österreichische Minister behielt die Möglichkeit eines Bundes der drei Ostmächte immer im Auge, obgleich Kaiser Franz die militärischen Jacobiner in Berlin nicht weniger verabscheute als sein Schwiegersohn; doch er meinte den Zeitpunkt für eine Verschiebung der Allianzen noch nicht gekommen und dachte sehr niedrig von Alexanders Willenskraft. Unmöglich, ihm eine feste Zusage zu entreißen; selbst für den Fall der Vernichtung Preußens versprach er keinen Beistand. Seinem Kaiser aber erklärte er zur nämlichen Zeit (28. November) in einer geheimen Denkschrift: Österreich habe nur noch die Wahl zwischen der Neutralität und dem französischen Bündnis; ziehe der Monarch den letzteren Weg vor, so möge er als Lohn für seine Kriegshilfe die Inngrenze, Illyrien und Schlesien fordern, da die Auflösung des preußischen Staates doch fast unvermeidlich sei.

Auch England verweigerte wirksame Hilfe. Preußen forderte nur das Unerläßliche: Subsidien und eine Landung an der deutschen Küste. Die britische Regierung aber wollte noch immer nicht einsehen, daß die Entscheidung des Weltkampfes allein in Deutschland lag. Stolz auf ihre iberischen Erfolge meinte sie genug zu tun durch die rüstige Fortführung des spanischen Krieges — wie ja bis zum heutigen Tage noch die Durchschnittsmeinung der Engländer dahin geht, daß Wellingtons spanische Siege das napoleonische Reich zertrümmert hätten. Dem bedrängten Berliner Hofe bot England nur eine Waffenlieferung, und trotzdem unterstand sich der welfische Staatsmann Graf Münster, bei Scharnhorst, Blücher und Gneisenau anzufragen, ob sie nicht gegen den Willen ihres Königs eine Schilderhebung wagen wollten! Die gedemütigte fridericianische Monarchie hatte alle Achtung in der Welt verloren; sie schien nur noch ein willenloser Trümmerhaufen, zählte gar nicht mehr mit in der Reihe der Mächte.

So stand man denn abermals allein. Eine Kriegserklärung in solcher Lage mußte den Staat vernichten, bevor noch ein russischer

Säbel aus der Scheide fuhr. Was Wunder, daß nach alledem im Januar 1812 die französische Partei am preußischen Hofe sich wieder hervorwagte. Ihr Wortführer war Ancillon — der Hofpfaffe, wie Gneisenau ihn nannte — ein untertäniger, seichter Schönredner, feigherzig von Natur, immer zum kleinmütigsten Entschlusse geneigt. Der führte mit seiner widerlichen theologischen Salbung in breiter Denkschrift aus, daß Napoleon freundliche Absichten gegen die preußische Monarchie hege, denn sonst hätte er sie längst zerstört, und riet dringend zum Anschluß an Frankreich. Der König dachte anders. Nicht einen Augenblick glaubte er an die Großmut des Imperators; hatte er doch aus dem Schicksal des Oldenburger Herzogs soeben gelernt, daß selbst ein Bündnis keine Sicherheit bot gegen die Gewaltschläge dieses Freundes. Aber er sah die Lage wie sie war: begann man den Krieg für Rußland und doch ohne russische Hilfe, so opferte man sich unfehlbar und völlig nutzlos; schloß man sich dem Verhaßten an, so wurde dem Staate freilich nur für ein Jahr das Dasein gefristet, jedoch ein Jahr war viel in so wilder Zeit, und vielleicht zeigte sich dann noch irgend ein anderer Weg der Rettung. Erschüttert, verzweifelt stand der unglückliche Fürst zwischen seinen teuersten Neigungen und dem Staatsinteresse. Noch einmal versuchte er einen Ausweg. Oberst Knesebeck, ein erklärter Anhänger der Friedenspartei, wurde nach Petersburg geschickt, um den Zaren zu beschwören, daß er einen Unterhändler nach Paris sende, diesen für Preußen auf jeden Fall verderblichen Krieg abzuwenden suche; komme es zum Schlagen, so sei der König nicht in der Lage, sich dem französischen Bündnis zu entziehen. Auch dieser letzte Versuch ratloser Verlegenheit schlug fehl. Alexander konnte nur erwidern: er wünsche den Frieden so aufrichtig wie der König; doch im Notfalle wolle er sich tapfer verteidigen „gegen einen zugleich ungerechten und grundlosen, nur durch den unersättlichen Ehrgeiz Napoleons herbeigeführten Angriff". Nunmehr war die Allianz mit Napoleon unvermeidlich.

Der Imperator hatte unterdessen seinen Beschluß gefaßt. Um den russischen Krieg ohne Aufenthalt sogleich am Niemen eröffnen zu können hielt er es doch für geraten sich vorläufig mit der friedlichen Unter-

werfung Preußens zu begnügen. Die preußischen Rüstungen waren, auf seine Drohung, schon im Herbst teilweise eingestellt worden; jetzt hatte er an 300000 Mann dicht an den Grenzen des Staates stehen. Noch bevor die Verhandlung zum Abschluß kam streiften französische Truppen von Magdeburg und Schwedisch-Pommern aus in das preußische Gebiet hinüber; der Kommandant der Artillerie der großen Armee erhielt geheimen Befehl, die Belagerungsparks für Spandau, Kolberg und Graudenz bereit zu halten. Der König war verloren wenn er nicht unterschrieb. So kam der Bundesvertrag vom 24. Febr. 1812 zustande. Preußen stellte ein Hilfskorps von 20000 Mann, die Hälfte seines Heeres verschwand als siebenundzwanzigste Division in den Massen der großen Armee; was übrig blieb genügte kaum die Festungen zu besetzen, da der König sich ausdrücklich verpflichten mußte, den Bestand seiner Truppen nicht zu vermehren. Das ganze Land, außer Oberschlesien und Breslau, stand den Heersäulen Napoleons zum Durchmarsch offen und hatte für ihren Unterhalt zu sorgen. Und für alle diese neuen Opfer nur das Versprechen, daß die Verpflegungskosten späterhin vergütet und der rückständige Rest der Kontribution darauf angerechnet werden sollte! Die besetzten Festungen blieben nach wie vor in Napoleons Händen; selbst die Hauptstadt mußte den Franzosen eingeräumt werden, da Napoleon einen Aufstand des Berliner Pöbels fürchtete. Nur Potsdam blieb frei; dort hauste jetzt der König, von wenigen hundert Mann seiner Garde umgeben, doch ließ er sich nicht abhalten, zuweilen in Berlin unter den Truppen Napoleons zu erscheinen. In einem verzweifelten Briefe zeigte Friedrich Wilhelm dem russischen Freunde seinen Entschluß an: da Rußland jede tätige und schnelle Hilfe verweigere, so dürfe er nur noch an die Rettung seiner Monarchie denken; er bleibe jedoch im Herzen der Freund und Bundesgenosse Alexanders und hoffe, sie würden beide den Krieg in diesem Sinne führen. Gleich darauf schloß sich auch Österreich den Franzosen an, freiwillig und unter weit günstigeren Bedingungen: ihm wurde die Wiedererwerbung der illyrischen Provinzen in Aussicht gestellt, falls Galizien mit dem wiederhergestellten Polen vereinigt werden sollte.

Also war der gesamte Kontinent zum Kriege gegen das Zarenreich verbunden, und verheerend ergoß sich die große Armee über Preußens Gefilde — an 650000 Mann, das gewaltigste Heer, das die Welt seit den Tagen des Xerxes gesehen. Die beste Kraft der europäischen Jugend vom Ebro bis zur Elbe, von Tarent bis zur Nordsee stand in Waffen. Keine Rede mehr von den Verträgen. Wider die Abrede wurden auch Pillau und Spandau — die Zitadelle Berlins, wie Napoleon sagte — von den Franzosen besetzt. Was man irgend noch im Jahre 1807 zu rauben vergessen hatte oder was von Kriegsvorräten neu angeschafft war in diesen vier Jahren, fiel jetzt den durchziehenden Freunden in die Hände. Preußen verlor durch den Marsch der großen Armee noch mindestens 146 Mill. Fr. über den schuldigen Rest der Kontribution hinaus — eine Summe, die niemals vergütet wurde. Es war Napoleons Absicht, den gefährlichen Bundesgenossen in seinem Rücken gänzlich unschädlich zu machen; nötigenfalls konnte ein Handstreich auf Potsdam die Person des Königs in seine Gewalt bringen.

Eine tiefe Stille lagerte sich über Europa, als die letzten Kolonnen der großen Armee jenseits der russischen Grenze verschwanden. In Norddeutschland schwebte auf tausend Lippen die bange Frage, ob das Geschick nicht endlich den Himmelsstürmer ereilen werde.

Scharnhorst hatte dem Zaren geraten, den Krieg nach Partherweise zu führen, den unendlichen Raum als Waffe zu benutzen und den Feind tief in das öde Innere des weiten Reiches zu locken. Der russische Stolz verschmähte den weisen Rat, dem auch Gneisenau und alle bedeutenden preußischen Offiziere beistimmten. Der Zar hoffte vielmehr, der Feind werde sich an dem festen Lager von Drissa die Hörner einstoßen; das glänzende Beispiel von Torres Vedras blendete noch die Augen aller Welt. Nur das Gefühl der eigenen Schwäche nötigte die russische Heerführung, wider ihren Plan und Willen, zu beständigem Rückzuge. Indessen begannen die Bauern auf eigene Faust den Partherkrieg; sie erwarteten alles Gräßliche von dem heidnischen Feinde, flüchteten ihre Herden und Vorräte in die Wälder, gaben die wertlosen leeren Holzhütten preis, und wo ein Versprengter in ihre Hände fiel, schlugen sie ihn nieder wie

einen tollen Hund. Der Grimm des gläubigen Volkes wuchs noch als die heilige Stadt Smolensk mit ihren Kirchen und Gnadenbildern nach blutigen Gefechten von den Feinden besetzt wurde. Weiter und weiter ging der Zug des Eroberers in das menschenleere Land hinein; mit jedem neuen Tage lichteten sich die Reihen seines Heeres. Die Leidenschaft der Massen zwang endlich den russischen Oberfeldherrn Kutusow, bei Borodino eine Schlacht um den Besitz von Moskau zu wagen; die Übermacht und die Tapferkeit der Truppen, vor allen der sächsischen Reiterei, schenkten dem Imperator den Sieg, den blutigsten, den er noch erfochten. Nochmals hoffte er, wie so oft schon, in der eroberten Hauptstadt den Frieden zu diktieren und vergeudete, nachdem der Feldzug ohnehin allzuspät im Jahre begonnen worden, noch fünf unschätzbare Wochen durch fruchtlose Friedensverhandlungen. Währenddem tat der altrussische Fanatismus sein Ärgstes; der Brand von Moskau zeigte der Welt, wessen ein in seinen heiligsten Gefühlen beleidigtes halbbarbarisches Volk fähig ist. Bei der gräßlichen Plünderung der unglücklichen Stadt verlor das Heer seinen letzten sittlichen Halt. Der Eroberer sollte an seinen eigenen Truppen die Wahrheit seines oft wiederholten Ausspruchs erfahren, daß Tapferkeit nur die zweite, Mannszucht und Ausdauer die erste Tugend des Soldaten ist.

Als der Rückzug aus der verödeten Stadt unvermeidlich wurde, konnte sich Napoleons Hochmut — er selbst nannte es seine Seelengröße — nicht entschließen, die offene nördliche Straße einzuschlagen; so hätte er eingestanden, daß er vor dem russischen Heere, das südwärts von Moskau stand, zurückwich. Er gedachte vielmehr den Feind zu schlagen und sich den Rückzug auf der südlichen Straße zu erzwingen. Das übermütige Unternehmen mißlang; durch die Schlacht von Malo-Jaroslawetz wurde die große Armee wieder auf die mittlere Straße abgedrängt, welche sie beim Einmarsch benutzt hatte. Damit war ihr Untergang entschieden. Der Heuschreckenschwarm mußte denselben Weg zurück, den er schon bis auf den letzten Halm abgegrast. Die Witterung blieb noch eine zeitlang leidlich, und auch als der Frost, ungewöhnlich spät, eintrat, ward die Kälte kaum ärger als vor sechs Jahren in dem polnisch-ost-

preußischen Feldzuge. Aber vor dem unglücklichen Heere lag die unermeßliche Schneewüste. Kein Dorf, keine Feuerstatt so weit das Auge reichte; alle Vorräte verloren, alles Ansehen der Oberen vernichtet, dazu ringsum die schwärmenden Kosaken und in den Wäldern die erbitterten Bauern. Alles Elend, das nur irgend die Sterblichen heimsuchen kann, brach über die Unseligen herein; es war, als ob die Reiter der Apokalypse über die Schneefelder daherrasten. Nach dem greuelvollen Übergange über die Beresina löste sich jede Ordnung; in regellosen Haufen schleppten sich die armen Trümmer des stolzen Heeres, insgesamt kaum 30000 Mann, dahin — wankende, hohlwangige Jammergestalten, viele blind und taub vor Kälte, mit wölfischem Hunger an jedem Aase nagend, waffenlos, in abenteuerlicher Vermummung — eine gräßliche Maskerade, wie das Volk in Deutschland spottete, „Trommeln ohne Trommelstock, Kürassier' im Weiberrock, so hat sie Gott geschlagen mit Roß und Mann und Wagen." Aber auch der Sieger hatte durch Strapazen und Krankheiten den größten Teil seines Heeres verloren; kaum 40000 Russen erreichten die Grenze, allesamt tief erschöpft und über weite Entfernungen zerstreut, völlig unfähig zum Kampfe gegen die frischen Truppen Napoleons, welche das preußische Gebiet besetzt hielten.

Der sofortige offene Abfall Preußens war unmöglich, nicht bloß weil die Gewissenhaftigkeit des Königs selbst einen erzwungenen Bund nicht ohne stichhaltige völkerrechtliche Gründe auflösen wollte, sondern auch weil die französischen Streitkräfte in den Marken vollauf genügten eine plötzliche Erhebung im Keime zu ersticken. Dagegen waren alle tüchtigen Männer am Hofe darüber einig, daß die Gunst des Glücks benutzt, der Anschluß an Rußland und Österreich sofort vorbereitet werden müsse. Der bedächtige konservative Kabinettsrat Albrecht erklärte schon am 17. Dez. in einer Denkschrift, welche der Monarch vollständig billigte: jetzt oder niemals müsse durch die Erhebung der drei Ostmächte das unerträgliche fremde Joch abgeschüttelt werden, wenn man nicht „für die gegenwärtige Generation, vielleicht für immer, auf Selbständigkeit verzichten" wolle. Auch Knesebeck, der Mann des Friedens, mahnte jetzt hochpathetisch: „Es ist Zeit!" und selbst der schroffe Junker

Marwitz eilte ungeladen zu seinem Todfeinde Hardenberg, stellte sich ihm zur Verfügung.

Der König brauchte noch langer Zeit bis er die einzige Größe dieser Tage ganz begriff. Unentschlossen von Natur, tief niedergebeugt durch die Leiden der letzten Jahre, noch ohne herzhaftes Vertrauen zu seinem Volke, wußte er auch noch nicht, wie gänzlich die Gesinnung seines russischen Freundes, der ihn einst so kaltsinnig preisgegeben, schon verwandelt war. Nur im Bunde mit Österreich und gedeckt durch sichere diplomatische Verträge wollte er das Ungeheuere wagen. Hardenberg sah von vornherein weiter; er sprach sofort aus: nötigenfalls müsse man auch ohne Österreichs Hilfe schlagen, da diese Macht zum mindesten nicht feindlich auftreten würde. Am zweiten Weihnachtstage legte der Staatskanzler sein Programm vor: er riet, sofort zu rüsten, im Angesichte des Feindes und darum dem Scheine nach zu Frankreichs Gunsten. „Es ist von der äußersten Wichtigkeit" — so schrieb er — „vorerst die größte Anhänglichkeit an Napoleons System und Allianz zu zeigen und allen unseren Maßregeln die Gestalt zu geben als ob sie für Frankreich geschähen, daher auch die Konzentration und Vermehrung unserer Streitkräfte als eine Folge der französischen Anforderungen darzustellen und herauszuheben sein wird". Sein Plan war, daß Österreich und Preußen als bewaffnete Mediatoren zwischen die kriegführenden Mächte treten sollten; lehnte Napoleons Hochmut, wie vorauszusehen, die Bedingungen der Vermittler ab, so war der Rechtsgrund zum Kriege gegeben. Mittlerweile solle sich der König in das sichere Schlesien begeben und von dort aus zur rechten Zeit sein Volk unter die Waffen rufen. Der König genehmigte alles. Wo der neue Feldzug beginnen würde, das ließ sich freilich im Augenblicke noch nicht ahnen; der Staatskanzler meinte: am Rhein, der König: in Polen und Litauen. „Schlagen muß man und vernichten" — so lautete Friedrich Wilhelms Ansicht — „das aber geschieht zuverlässiger im Norden als am Rhein, bis wohin Rußlands Macht nie mit ganzer Kraft kommen kann und beinah nicht kommen darf". Als dies unheimliche Jahr im Sterben lag, rief man in Berlin bereits die Beurlaubten ein, befahl die Bildung von

Reservebataillonen und entwarf die Instruktion für Knesebeck, der als Unterhändler nach Wien gehen sollte. Das Eis war gebrochen, und die entfesselten Fluten des Völkerzornes brausten bald so gewaltig dahin, daß die Krone nicht mehr zurückweichen konnte. Bange Wochen vergingen noch bis man vor dem überlisteten Feinde das Visier aufschlagen durfte, und noch manche schwache Stunde des Zauderns, des Zweifelns und des Schwankens mußte überstanden werden; doch weder der König noch sein Kanzler ist dem einmal ergriffenen rettenden Gedanken je wieder ganz untreu geworden.

Den Massen des Volkes, die mit wachsender Ungeduld den Ruf des Königs erharrten, blieb dieser Umschwung der preußischen Politik natürlich verborgen. Ein Glück daher, daß von anderer Seite her eine Tat gewagt wurde, die dem Volke wie ein weithin leuchtendes Signal verkündete, die Zeit des Harrens sei zu Ende. Die Notwendigkeit der großen Wandlungen des historischen Lebens erscheint dann am anschaulichsten, wenn sie durch widerwillige Werkzeuge vollstreckt werden. Wer hätte auch nur für denkbar gehalten, daß General York, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps jemals an seinem Fahneneide deuteln könnte? Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der fridericianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereift und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Mannszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Isegrimm mit der drohenden Falte über der Adlernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten stechenden grauen Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen als der gemessene und doch so furchtbare, so tief demütigende Tadel von diesen stolzen herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf wie gehacktes Eisen; sie errieten aus dem rastlos wechselnden Mienenspiele der finsteren Züge, wie viel Ehrgeiz, wie viel heiße Leidenschaft, durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortkargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht aus den Kämpfen von Altenzaun und Lübeck und sie wußten, wie eifrig

der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartiere seiner Leute sorgte. Wie in Marwitz die Standesgesinnungen des Landadels, so verkörperte sich in York der schroffe Stolz des alten Offizierskorps; gegen die neumodischen Narrheiten der Reformer war ihm kein Hohn zu giftig. Er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten, mit dem ganzen Ingrimm seiner vulkanischen Natur; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen, um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräter und Deserteure.

Die preußische Division gehörte während des Kriegs zu dem Korps Macdonalds und rückte auf dem äußersten linken Flügel der großen Armee in die Ostseeprovinzen ein. So widerwillig die Truppen dem französischen Oberbefehle folgten, sie brannten vor Begier, jetzt unter den Augen der Sieger von Jena zu zeigen, was preußische Tapferkeit vermöge. York durfte sich rühmen, daß seine Schar an kriegerischer Tüchtigkeit keinem anderen Korps der großen Armee nachstand, in fester Mannszucht alle übertraf; er hielt sie geschlossen zusammen, bewahrte sie vor jener Vermischung mit fremdem Kriegsvolk, die in den Heeren des Weltreichs grundsätzlich begünstigt wurde, und zeigte den Franzosen durch schroff abweisenden Stolz, daß sie nicht rheinbündnerische Vasallen, sondern das Hilfskorps eines freien Königs vor sich hätten. Die trübe, durch die jammervollen Erlebnisse dieser sechs Jahre verbitterte Stimmung der Truppen wich einem kräftigen, trotzigen Selbstgefühle, als sie in dem glänzenden Treffen von Bauske und in vielen anderen rühmlichen Gefechten die alte fridericianische Kühnheit und zugleich ihre Gewandtheit in den Künsten der beweglichen neuen Taktik erprobt hatten. Die aus allen Waffengattungen gemischten Brigadeverbände bewährten sich ebenso trefflich wie die neuen Exerzierreglements vom Jahre 1812. York behauptete den Herbst über seine gefährliche Position in Kurland; erst der Untergang des Hauptheeres nötigte auch den linken Flügel zum Rückzuge. Macdonalds Korps erhielt Befehl die Trümmer der großen Armee im Rücken zu decken und den nachdrängenden Russen den Einmarsch nach Ostpreußen zu verbieten.

Schon seit Wochen hatten der schlaue Italiener Paulucci und andere russische Befehlshaber den preußischen General zum Übertritt zu bereden versucht. Immer vergeblich. Auch die patriotischen Aufrufe in dem Rigaer Zuschauer des wackeren Patrioten Garlieb Merkel ließen den Verächter der Literaten kalt. Aber dem scharfen Soldatenblicke Yorks entging nicht, daß sein wohlgeordnetes kleines Korps — es mochte jetzt noch an 13000 Mann zählen — nach der Katastrophe der Hauptarmee einen ganz ungeahnten Wert erlangte. Folgte er den Befehlen Macdonalds, so konnten die wenigen Russen, die weiter südlich schon in Ostpreußen eingedrungen waren, sich dort nicht halten, die Franzosen blieben stark genug dem russischen Korps des Fürsten Wittgenstein die preußische Grenze zu sperren, und der russische Krieg endete nach menschlichem Ermessen mit einem nutzlosen Kosakenstreifzug am Niemen — freilich nur wenn das preußische Korps mit übermenschlicher Selbstverleugnung sich für seine gehaßten Bundesgenossen aufopferte. Schieden die Preußen aus dem Kriege aus, so drang das russische Heer über die deutsche Grenze hinüber, und der König — das ließ sich vermuten — ward fortgerissen zu dem großen Entschlusse, welchen York seit Jahren ersehnte. Eine Welt von widersprechenden Gedanken stürmte auf den eisernen Mann ein; während der Schlacht kalt und sicher, war er vor dem Kampfe immer aufgeregt und schwarzsichtig. Sollte er seine treuen Truppen, den Kern des preußischen Heeres, preisgeben für die Rettung des Todfeindes der Deutschen oder durch einen eigenmächtigen Schritt Thron und Leben seines Königs, der noch immer in der Gewalt der Fremden war, gefährden? Sollte er jetzt, in Ehren grau geworden, nochmals dem strengen Gesetze des Krieges den Gehorsam versagen, wie einst, da der vorwitzige Knabe aus der Armee verjagt wurde, und sein Leben schimpflich auf dem Sandhaufen schließen — oder diese große Stunde des Gottesgerichts unbenützt vorüberstreichen lassen? Auf wiederholte Anfragen in Berlin kam nur die Erwiderung: er möge nach den Umständen handeln — eine Antwort, die lediglich erraten ließ, daß der König sich an das französische Bündnis nicht für immer binden wolle.

Den Ausschlag gab ein Schreiben Alexanders vom 18. Dezember,

das bestimmt versicherte, der Zar sei bereit mit dem Könige ein Bündnis abzuschließen und die Waffen erst niederzulegen wenn Preußen die Machtstellung vom Jahre 1805 wieder erreicht habe. Hier also des Königs alter Freund und die Aussicht auf Wiederherstellung des alten Ruhmes, dort der arge Feind, von dem York wußte, daß er nur auf Preußens Vernichtung sann. Bewegt wie ein Mann nur sein kann kündete der General seinen Offizieren die gefaßte Entscheidung an: „so möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden." Mit hellem Jubel stimmten ihm die Getreuen zu. Am 30. Dezember traf York in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit den russischen Unterhändlern zusammen — es waren durchweg geborene Preußen, Diebitsch, Clausewitz, Friedrich Dohna — und unterzeichnete eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weiteren Befehle des Königs zu erwarten. Mehr wollte der pflichtgetreue Soldat nicht wagen. An dem Könige war es die Verbindung mit Rußland zu befehlen. Ihm legte York in einem Briefe, den er mit seinem Herzblute schrieb, seinen alten Kopf zu Füßen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!"

Die Konvention von Tauroggen hat nicht, wie ihr kühner Urheber hoffte, den König fortgerissen zum Anschluß an Rußland; der Monarch hatte bereits, allerdings noch zaudernd, einen neuen Weg eingeschlagen. Sie kam sogar dem Staatskanzler sehr ungelegen, da sie ihn leicht nötigen konnte sein fein berechnetes Spiel allzufrüh aufzudecken. Aber sie öffnete die deutschen Grenzen den Russen, sie ermöglichte den Ostpreußen sich für Deutschlands Befreiung zu erheben, sie gab den Massen zuerst die frohe Gewißheit, daß der Würfel gefallen sei. Als der Morgen des schlachtenreichsten Jahres dieser blutigen Zeit heraufgraute, erwachte überall, wo Friedrichs Adler wehten die alte Waffenfreude der Germanen, und weithin über das preußische Land erklang der Weckruf des eisernen York: Jetzt oder niemals!

III.

Das Volk in Waffen.

Nichts unheimlicher im Leben der Völker als das langsame Nachwirken der historischen Schuld. Wie viel schwere Arbeit war nun schon aufgewendet von den besten Männern des deutschen Nordens um die Unterlassungssünden des unseligen Jahrzehntes vor 1806 zu sühnen. Fester denn je stand die alte Königstreue der Preußen, ein neuer freier Geist belebte das Heer und die Verwaltung; was aber in Friedrichs Tagen der schönste und eigentümlichste Vorzug der preußischen Politik gewesen, die stolze freimütige Offenheit des Handelns blieb dem gedrückten Staate versagt. Als die Krone sich endlich anschickte Gewalttat und Treubruch mit dem Schwerte abzuwehren, den wagnisvollen Kampf für die Herstellung Deutschlands und die Freiheit der Welt zu beginnen, da fand sie sich außerstande das Gerechte und Notwendige mit Gradsinn und Würde zu tun. Sie war gezwungen zu einem zweizüngigen Spiele, das Tausende ehrlicher Gewissen beirrte und quälte, viele der Treuesten zu einem eigenmächtigen, für den Bestand der monarchischen Ordnung hochgefährlichen Vorgehen nötigte.

Zu Anfang des Jahres standen etwa 40000 Mann napoleonischer Truppen in Ostpreußen, 10000 in Polen, 70000 in den Festungen der Weichsel- und Oderlinie; die Marken nebst den Übergängen über die Oder hielt Augereau mit dem noch ganz unberührten elften Armeekorps, mehr als 20000 Mann, besetzt, und täglich trafen frische Zuzüge aus dem Westen ein, also daß die Garnison von Berlin allein bald auf 24000 Mann stieg. Genug, übergenug, um die schwache, an vier weit entlegenen Stellen verteilte preußische

Armee in Schranken zu halten. Das gelichtete Korps Yorks überschritt soeben die litauische Grenze, an der Weichsel bildete Bülow ein Reservekorps, um Kolberg befehligte General Borstell die pommerschen Regimenter, während eine vierte Abteilung, die nachher unter Blüchers Befehle gestellt wurde, sich in Schlesien versammelte. Als die jammervollen Trümmer der großen Armee ins Land kamen, wurde der König von manchen Heißspornen mit Bitten bestürmt, er möge gestatten, daß man sich nach Spanierart auf diese Flüchtlinge stürze. Friedrich Wilhelm versagte die Erlaubnis. Das Volk gehorchte schweigend, obgleich die hastigen Neuerungen des Staatskanzlers viel Unwillen, gerechten und ungerechten, gegen die Regierung hervorgerufen hatten, und so geschah was der Barmherzigkeit und dem gesetzlichen Sinne jenes tapferen Geschlechts gleichmäßig zur Ehre gereicht: diese Scharen wehrloser, tödlich gehaßter Feinde zogen sicher ihres Wegs durch das preußische Land. Da und dort lärmte der Pöbel in wüster Schadenfreude, die Schuljugend ließ sich's nicht nehmen die Flüchtlinge durch den Schreckensruf „Kosak" aus der Rast aufzuscheuchen. Es geschah wohl, daß rheinbündischen Offizieren das rote Band von der Brust gerissen wurde; diese Landesverräter haßte das Volk noch grimmiger als die Franzosen selber. Die Masse der Unglücklichen blieb unbelästigt, fand in preußischen Häusern Obdach und Pflege; sie waren doch noch unsere Bundesgenossen. Der Anblick des grauenhaften Elends erschütterte selbst rohe Gemüter; den kleinen Leuten schien es sündlich sich hinterrücks an denen zu vergreifen, die Gott selbst geschlagen. Unter den Tausenden, die also entkamen, war die große Mehrzahl der Generale und Obersten des Imperators; die deutsche Gutherzigkeit rettete ihm seine Heerführer. Was aber bestimmte die Haltung des Königs? Wahrlich nicht allein seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die selbst den heiligen Kampf der Notwehr nicht ohne unanfechtbaren Rechtsgrund beginnen mochte, sondern die richtige Erkenntnis der militärischen Lage. Ein vorzeitiger Losbruch ungeordneter Massen war das sichere Verderben des Staates. Es galt, unter den Augen des Feindes das Heer, das ihn schlagen sollte, erst zu schaffen, den Bestand der Streitkräfte zu versechsfachen und

unterdessen die Allianz mit den beiden anderen Ostmächten abzuschließen. Alles dies ward nur möglich durch die Mittel der Arglist, welche der erfinderische Kopf des Staatskanzlers angab. Er spielte den treuen Verbündeten Napoleons, versicherte beharrlich, daß seine Rüstungen für die Fortführung des russischen Krieges bestimmt seien.

Aber selbst wenn die geheimen Verhandlungen günstigen Fortgang nahmen und eine Koalition der sämtlichen alten Mächte zustande kam, so blieb Preußens politische Lage noch immer sehr nachteilig, fast verzweifelt. Gewiß bedurfte Rußland der preußischen Hilfe. Denn hielt der König bei dem französischen Bunde aus, so wurde die schwache schlechtgerüstete Armee des Zaren von dem zurückkehrenden Napoleon unzweifelhaft mit zermalmender Übermacht vernichtet bevor der Nachschub aus dem fernen Osten herankommen konnte; der Eroberer, gewitzigt durch das Unglück des vergangenen Winters, hätte sicherlich nicht zum zweiten Male den abenteuerlichen Zug in das Innere des weiten Reiches gewagt, sondern sich begnügt, die Ostseeprovinzen und die polnisch-litauischen Lande von dem Zarenreiche abzureißen. Trotzdem standen die Aussichten für die alten Mächte sehr ungleich. Rußland und England hatten während der jüngsten Jahrzehnte ihre Macht erheblich vergrößert: jenes in Polen und Finnland, dieses in den französisch-holländischen Kolonien; auch Österreich war trotz schwerer Verluste doch noch im Besitze seiner Großmachtstellung. Mißlang das Werk der Befreiung, so stand für England gar nichts, für Rußland und Österreich nur ein Gebietsverlust zu befürchten. Für den Fall des Sieges aber mußte England durch transatlantische Gebiete, Rußland durch polnische Landstriche, Österreich durch die Wiederherstellung und Vergrößerung seiner adriatischen Machtstellung entschädigt werden. Das lag in der Natur der Dinge, die gesamte diplomatische Welt war darüber einverstanden, und alle drei Mächte durften, dank ihrer geographischen Stellung darauf zählen, daß ihnen niemand diesen Siegespreis entriß falls das Weltreich unterging. Für Preußen dagegen war dieser Krieg ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Siegte Napoleon, so wurden die in Tilsit nur vertagten Vernichtungspläne unfehlbar durchgeführt. Siegte der preußische Staat, so war er gezwungen einen unver-

hältnismäßig größeren Lohn zu fordern als seine Verbündeten; er mußte die verlorene Hälfte seines Gebietes und den Wiedereintritt in die Reihe der großen Mächte verlangen. Der Kampf um die Befreiung der Welt blieb doch in erster Linie ein Kampf um die Wiederaufrichtung Preußens. Seine entscheidenden Schlachten, das ließ sich voraussehen, mußten auf preußischem Boden geschlagen werden oder in jenen norddeutschen Landen, die zu Preußens Entschädigung dienen sollten; jede Scholle deutschen Landes, die der König für sich forderte, war erst durch gemeinsame Anstrengung zu erwerben, unterlag von Rechts wegen der Verfügung der Koalition. Der preußische Staat stand mithin in der denkbar ungünstigsten diplomatischen Stellung, in einer Lage, deren Nachteile weder der Mut des Heeres noch die Gewandtheit der Staatsmänner ganz ausgleichen konnte; er hatte den Preis seiner Anstrengungen großenteils zu erwarten von dem guten Willen jener Höfe, die nach ihren Interessen und Überlieferungen die Befestigung einer starken mitteleuropäischen Macht nicht wünschen konnten.

Doch was wogen solche Bedenken in diesem Augenblicke, da Deutschlands Zukunft auf dem Spiele stand? Schritt für Schritt, mit bewunderungswürdiger Umsicht näherte sich Hardenberg seinem zweifachen Ziele: der Verstärkung des Heeres und dem Abschluß der großen Allianz. Auf allen Landstraßen sah man die Scharen der Krümper zu ihren Regimentern ziehen; die treuen Männer ahnten dunkel wem die Rüstung gelte. Den französischen Truppen ward beklommen zumute, wenn sie diesen sonderbaren Bundesgenossen auf dem Marsche begegneten; sie bemerkten wohl die grimmigen Blicke der Preußen und vernahmen die herausfordernden Klänge der deutschen Kriegslieder. Die Aufregung stieg von Tag zu Tage. Im Schloßhofe zu Königsberg wurde ein anmaßender französischer Gendarm unter den Augen des Königs von Neapel von preußischen Rekruten totgeschlagen; zwei französische Offiziere, die sich einmischen wollten, mußten mit zerbrochenen Degen vor den Preußen fliehen, und Murat wagte nicht die Schuldigen zu bestrafen.

Am 2. Januar erhielt Knesebeck seine Instruktion für die geheime Sendung an den Wiener Hof. Friedrich Wilhelm erklärte

sich bereit Frankreich zu bekämpfen, aber auch Rußlands Herrschaft in Deutschland nicht zu dulden; darum solle Österreich als bewaffneter Vermittler auftreten, die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rheine, die Vernichtung des Rheinbundes fordern und im Falle der Weigerung die Waffen gegen Napoleon ergreifen; der König selbst denke demnächst nach Schlesien zu gehen, wo er in Freiheit seine Entschlüsse fassen könne. Das befreite Deutschland müsse die einst in Bartenstein verabredete Verfassung erhalten: preußische Hegemonie im Norden, österreichische im Süden; ein Aufruf an die Italiener und die Neuordnung der Verhältnisse der Halbinsel blieben dem freien Ermessen der Hofburg überlassen. Zugleich wurde Scharnhorst, der seit seiner Entlassung in Schlesien lebte, über alles was im Werke war unterrichtet. Am nämlichen Tage traf die Nachricht von der Tauroggener Konvention in Potsdam ein. Sie war willkommen, weil man nunmehr das Yorksche Korps aus der Gewalt der Franzosen befreit wußte, doch setzte sie zugleich den Staatskanzler in Verlegenheit, da York allzufrüh „dem Fasse den Boden eingeschlagen" hatte. Der König beschloß den kühnen Schritt des Generals öffentlich zu mißbilligen, insgeheim zu genehmigen.

Fast noch wichtiger als die Nachricht von der Konvention selber erschien jenes Schreiben des Zaren an Paulucci vom 18. Dezember, welches York dem Könige mitteilen ließ. Man war in Potsdam bisher über Alexanders Absichten, über den Vormarsch der Russen wie über die polnischen Verhältnisse ganz im unklaren geblieben. Jetzt endlich erfuhr der König, daß sein Freund in der Tat den Krieg auf deutschem Boden fortzusetzen bereit sei, und sofort gab er der Instruktion für Knesebeck den Zusatz: er werde sich für Rußland erklären, falls die Russen die Weichsel überschritten. Dann wurde der Flügeladjutant Major Natzmer zu Murat entsendet um die Absetzung des eigenmächtigen Generals anzuzeigen und von da insgeheim zum Zaren zu reisen. Währenddem lebte Hardenberg mit den französischen Generalen und Diplomaten auf dem freundlichsten Fuße, gab Diner auf Diner, beteuerte inbrünstig seine Entrüstung über Yorks unerhörte Tat, wich mit verbindlichen Worten aus als Graf Narbonne ihm eröffnete, der Imperator werde sich freuen,

wenn der Kronprinz von Preußen mit einer Murat oder Beauharnais sich verheirate. Der Gesandte Krusemark in Paris mußte dringend mahnen an die Rückzahlung der von Preußen für den Durchmarsch der großen Armee geleisteten Vorschüsse; die Regierung berechnete die Summe sehr niedrig, auf 94 Mill. Fr. Um die Täuschung zu vollenden benutzte Hardenberg noch einen verbrauchten Kunstgriff der alten Kabinettspolitik: er sendete den unfähigsten seiner Diplomaten, den Fürsten Hatzfeldt, einen erklärten Franzosenfreund, der von den Absichten des Staatskanzlers nicht das mindeste ahnte, nach Paris um die Tat Yorks zu entschuldigen und nochmals an die Abzahlung der Vorschüsse zu erinnern. „Seine Sendung ist eine Maske," so sagte Hardenberg selber.

Bei einiger Kenntnis der preußischen Dinge konnte der Imperator schon aus der Persönlichkeit des Unterhändlers erraten, daß diese Sendung bestimmt war zu scheitern. Er aber hatte für das kleine Preußen kein Auge, sondern lebte und webte in den Entwürfen für einen zweiten russischen Feldzug. Während prunkende Feste in Fontainebleau die Welt über die wachsende Verstimmung des französischen Volkes täuschen sollten, wurde eine neue Aushebung von 350000 Mann, im März nochmals eine Konskription von 180000 Mann angeordnet. Seit dem Jahre 1793 waren mehr denn drei Millionen Franzosen unter die Fahnen gerufen und die Mehrzahl davon im Kriege umgekommen; der Minister Montalivet aber beteuerte in einer schwungvollen parlamentarischen Prachtrede, die Konskription habe eine erfreuliche Vermehrung der Bevölkerung herbeigeführt. Der Imperator rechnete, im Frühjahr von Magdeburg aus den zweiten Krieg gegen Rußland zu eröffnen, die Sachsen auf dem rechten, die Preußen auf dem linken Flügel; im Juni sollte Danzig deblokiert, im August der Niemen abermals überschritten werden. Kein Gedanke an Nachgiebigkeit. Überall, so versicherte er seinem Schwiegervater, seien die Russen in offener Feldschlacht geschlagen worden; auch nicht ein Dorf von Warschau dürfe der Zar erhalten; nun gar die konstitutionellen Grenzen des Kaiserreichs, das Rom, Amsterdam und Hamburg zu seinen guten Städten zählte, blieben unantastbar für alle Zukunft! Seinen deutschen

Vasallen gab er nochmals zu wissen, daß er für die Herrlichkeit des deutschen Partikularismus streite: sie hätten nicht bloß den auswärtigen Gegner zu bekämpfen, sondern einen gefährlicheren Feind — jenen Geist der Anarchie, welchen die Umsturzmänner Stein und Genossen hegten; die Dynastien des Rheinbundes zu entthronen und ein sogenanntes Deutschland zu schaffen (créer ce qu'ils appellent une Allemagne), das sei das Ziel der deutschen Aufrührer.

Der preußischen Monarchie meinte er sicher zu sein, wo nicht ihrer Treue so doch ihrer Ohnmacht; noch im März schrieb er geringschätzig an Eugen Beauharnais, mehr als 40000 Mann könnten die Preußen doch nicht aufbringen, und davon nur 25000 für das freie Feld. Er selber hatte zu Anfang des letzten Feldzugs die treffliche militärische Haltung des Yorkschen Korps bewundert; er war gewarnt, hundertmal gewarnt durch die rheinbündischen Diplomaten, er wußte, daß jene gefährlichen deutschen Aufrührer nirgends mächtiger waren als in Preußen, und doch wollte er nicht eingestehen, daß diese verhaßte Macht ihm je bedrohlich werden könne. Geflissentlich trug er seine Verachtung gegen Preußen zur Schau, als wollte er seine geheimen Sorgen übertäuben: „die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascogner von Deutschland!" Die einfachste Klugheit gebot ihm den Bundesvertrag von 1812 gewissenhaft zu halten, der Krone Preußen keinen Vorwand zum Verlassen der erzwungenen Allianz zu bieten. Doch auf seiner einsamen Höhe hielt er es nicht mehr der Mühe wert nach den Empfindungen derer, die sein Fuß zertrat, zu fragen. Auf alle Mahnungen der preußischen Unterhändler antwortete er mit leeren Reden, nicht einmal eine Prüfung ihrer Rechnungen konnten sie erreichen; und gleichzeitig erging an die Befehlshaber der Oderfestungen der vertragswidrige Befehl, daß sie sich alles, was sie brauchten durch Requisitionen verschaffen sollten. Also tat der Imperator genau was Friedrich Wilhelms Gewissenhaftigkeit insgeheim wünschte; er setzte sich ins Unrecht, er selber zerriß das Bündnis, und der König war nach Völkerrecht unzweifelhaft befugt sich loszusagen von einem Vertrage, dessen Satzungen samt und sonders von dem anderen Teile mißachtet wurden.

Auf Knesebecks Sendung baute Hardenberg stolze Hoffnungen. Während der König den Zaren im Herzen für seinen nächsten Freund ansah, erstrebte der Staatskanzler seit Jahren zunächst ein Bündnis der drei „deutschen" Großmächte — denn auch England wurde wegen Hannover noch zu den deutschen Mächten gerechnet. Seine hochgespannten Erwartungen sollten gründlich getäuscht werden. Der sofortige Eintritt des Kaiserstaates in ein Kriegsbündnis war schon deshalb ganz außer Frage, weil Napoleon in solchem Falle sicher wieder die wohlbekannte Siegesstraße der Donau entlang eingeschlagen und, bei dem elenden Zustande der Armee und den Finanzen Österreichs, rasch seinen dritten Einzug in die Kaiserstadt gehalten hätte. Eben dies wollte Kaiser Franz um jeden Preis verhindern. Von Natur friedfertig, ein Freund der sanften Mittel und der kleinen Ränke fand Graf Metternich die Lage der Welt durchaus nicht reif für eine große Entscheidung.

Genug, Knesebecks Sendung brachte nur einen halben Erfolg. Der begeisterte Verehrer der kaiserlichen Hochherzigkeit trug aus der Hofburg nichts heim als die Zusage, daß Österreich gegen einen preußisch-russischen Bund nicht feindlich auftreten werde.

Weit glücklicher verliefen die Verhandlungen mit Rußland. Major Natzmer traf den Zaren am 13. Januar zu Bobersk in Litauen und bot ihm im Namen des Königs ein Schutz- und Trutzbündnis an, falls Rußland die Weichsel und Oder überschreiten, den Krieg mit ganzer Kraft fortführen wolle. Der Zar strahlte von Zuversicht: der König allein könne Europa retten oder für immer verderben. Er ging auf alles freudig ein, versprach sogleich 10 bis 15 000 Mann gegen die Oder zu senden und schätzte die Truppen, die bald nachkommen sollten, auf 100 000 Mann. Erst am 20. Januar langte Natzmer auf weiten Umwegen wieder bei dem Staatskanzler an, da Eugen Beauharnais Verdacht geschöpft und seinen Truppen befohlen hatte, den Adjutanten seines königlichen Bundesgenossen gefangen zu nehmen.

Sofort nach der Rückkehr des Unterhändlers wurden die Vorbereitungen getroffen für die Abreise des Königs nach Breslau und zugleich befohlen, daß alle irgend kriegsfähigen Kadetten nach Schlesien

abgehen sollten. Der alte Kommandeur der Pflanzschule des Offizierskorps wußte sich gar nicht mehr zu helfen in der wilden Zeit. Die ganzen Weihnachtsferien über hatten seine Jungen gezecht und gejubelt in einem ununterbrochenen Siegesfeste von wegen der Nachrichten aus Rußland. Nun fuhren die Großen glückselig in mächtigen Korbwagen die hartgefrorenen Straßen dahin, den schlesischen Bergen zu; die Kleinen aber, die traurig im Hause blieben, legten ihr Taschengeld zusammen für den heiligen Krieg, denn niemand zweifelte, wem es galt. Am 21. Januar feierte das königliche Haus die Konfirmation des Kronprinzen. Wie viele herrliche, ach so bitter getäuschte Hoffnungen hingen damals an dem reichbegabten, geistsprühenden Jüngling! Kein Auge blieb tränenleer; allen war, als ob der Schatten der verklärten Königin unter ihren Kindern erschiene, während das bedeutungsvolle Bekenntnis des Thronfolgers verlesen wurde: „Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Übermute spricht: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Das Morgenrot eines besseren Tages bricht an.“ Zwei Tage darauf reiste der König plötzlich nach Breslau ab, und hier, endlich wieder auf freiem preußischem Boden, nicht mehr den Handstreichen französischer Truppen ausgesetzt, konnte er etwas offener auftreten.

Schlag auf Schlag folgten nun die entscheidenden Befehle. Am 3. Februar unterzeichnete der König einen Aufruf, der die jungen Männer der eximierten Klassen aufforderte, als freiwillige Jäger in das Heer einzutreten. Schon Tags darauf legte Scharnhorst den Operationsplan vor für die preußisch-russische Armee. Am 9. folgte das Edikt, das für die Dauer dieses Krieges alle Befreiungen von der Wehrpflicht aufhob. Wenige Tage später übergab der General dem getreuen Hippel den eigenhändig geschriebenen Entwurf des Landwehrgesetzes.

Unterdessen wurde Knesebeck aus Wien zurückgerufen; er kam mit leeren Händen heim, und der König meinte traurig: „eine ziemlich allgemeine und gleiche Stimmung geht aus allen Berichten und Nachrichten das Innere betreffend hervor; aber in Wien scheint alles zu schlummern.“ Diese Stimmung des Landes drängte ihn vorwärts; er entschloß sich, über seine früheren Pläne hinauszugehen

und den Kampf auch ohne Österreich zu wagen. Doch war es nur menschlich, daß er nunmehr seine Hoffnungen herabstimmte. Staatsrat Ancillon, der allezeit furchtsame, hatte schon im Dezember vor den revolutionären Grundsätzen vieler Patrioten gewarnt, er fürchtete namentlich Steins „republikanische" Gesinnung und suchte jetzt durch eine lange Denkschrift zu erweisen: ohne den Beistand Österreichs und der deutschen Staaten ließe sich schwerlich mehr erreichen als etwa die Wiedergewinnung der Altmark und der polnischen Provinzen. In einem schwachen Augenblicke stimmte der König dieser Meinung zu. Sein Kleinmut währte jedoch nicht lange. Hardenberg erklärte sich scharf wider Ancillon und trieb den salbungsvollen Schönredner dermaßen in die Enge, daß dieser sich halb verlegen entschuldigte: er hätte ja nur von dem möglichen Maximum und Minimum des Kampfpreises gesprochen. Genug, Ancillons Denkschrift blieb ohne jede dauernde Wirkung. Knesebeck wurde zum Abschluß des Kriegsbündnisses in das russische Hauptquartier gesendet und empfing am 8. seine neuen Instruktionen. Am 13. ergingen die Weisungen nach Paris, die den offenen Bruch mit Frankreich herbeiführen mußten; der König verlangte alsbaldige Zahlung der Hälfte seiner Vorschüsse und einen Waffenstillstand dergestalt, daß die Franzosen hinter die Elbe, die Russen hinter die Weichsel zurückgehen, ganz Preußen aber mit samt den Festungen allein von preußischen Truppen besetzt werden sollte. Friedrich Wilhelm sagte voraus, daß der Imperator auf solche Zumutungen nicht eingehen würde. Lehnte Napoleon ab, so war der Krieg entschieden. Zugleich unterzeichnete der König eine Kabinettsordre, welche das Betragen Yorks für gerechtfertigt erklärte.

So bereitete die Krone ruhig und umsichtig den Kampf vor. Doch über ihren letzten Absichten lag ein unverbrüchliches Geheimnis. Selbst die Oberregierungskommission, welche der König unter dem Vorsitze des Grafen Goltz in Berlin zurückgelassen, erfuhr kein Wort von den diplomatischen Verhandlungen, sie war angewiesen, mit Marschall Augerau und den französischen Militärbehörden auf freundlichem Fuße zu bleiben. Der ohnehin langsame Verkehr wurde durch die Truppenzüge der Franzosen fast ganz unterbrochen. In den

Provinzen wußte man lange nur das eine, daß der König unfrei sei, von französischen Bajonetten umgeben. Wo sollte das hinaus? Ward es nicht hohe Zeit, daß die Nation ohne die Krone und doch für sie handelte, durch einen heroischen Entschluß den König befreite und sich selber zurückgab? Die verzweifelte Frage lag auf aller Lippen, nirgends aber ward die quälende Ungewißheit bitterer empfunden als in dem treuen Altpreußen. Hier diese alten tapferen Grenzenhüter der Germanen, denen die roten Mauern ihrer Ordensburgen von den Wundern einer großen Geschichte erzählten — sollten sie tatlos zuschauen, wie der Moskowiter den Franzmann verjagte, um dann vielleicht die schöne Provinz, die schon während des Siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang unter russischer Herrschaft gestanden hatte, für immer mit dem Zarenreiche zu vereinigen? Jedermann fühlte, daß irgend etwas geschehen, daß die Provinz sich durch eigene Kraft die Freiheit verdienen müsse. Schon zu Anfang Januars erschienen einige Mitglieder der preußischen Stände bei dem General Wittgenstein und erboten sich, Truppen auszuheben, die unter Yorks Führung an der Seite der Russen kämpfen sollten.

York selbst war in der peinlichsten Lage. Er hatte gehofft, sein Abfall würde die Russen zu rastloser Verfolgung des Feindes ermutigen, den König zu einem raschen Entschlusse hinreißen, überall im deutschen Norden den Volkskrieg entzünden. Einige Tage lang gaben sich seine Truppen den frohesten Hoffnungen hin; in Tilsit, an der äußersten Ostmark deutscher Erde, versprach Oberst Below seinen litauischen Dragonern, er werde seinen Säbel nicht niederlegen, bis sie die Türme von Paris gesehen hätten. Aber Wittgenstein betrieb die Verfolgung so saumselig, daß Macdonald sich in Königsberg mit den übrigen Resten der großen Armee vereinigen und dann, wenig belästigt, über die Weichsel zurückgehen konnte. Damit die Bewegung nicht ganz ins Stocken geriete mußte York sich zu einem zweiten eigenmächtigen Schritte entschließen: am 8. Januar kam er nach Königsberg, übernahm das Kommando der Provinz. Unbeschreiblicher Jubel empfing ihn, aus dem Munde des Studenten Hans von Auerswald nahm er die feierliche Versicherung entgegen, die preußische Jugend sei bereit, für König und Vaterland

in den Tod zu gehen. Die Provinz war des besten Sinnes voll, zu jedem Opfer bereit, obgleich sie furchtbar gelitten und soeben noch durch den Marsch der großen Armee über 33 Millionen Taler verloren hatte.

Doch was tun ohne die Krone? Dies Volk war monarchisch bis in das Mark der Knochen; wer durfte ihm gebieten anders als im Namen des Königs? Ratlos schwirrten die Meinungen und Vorschläge durcheinander. Einige ständische Deputierte richteten eine Eingabe an den König, beschworen ihn, sich Rußland anzuschließen, den Untergang des ruhmwürdigen deutschen Namens zu verhüten; andere forderten laut, daß der Landtag sich eigenmächtig versammele und die Aushebung der Landwehr anbefehle. Manchen treuen Beamten quälte die Sorge vor der Ländergier der Russen, die doch noch Feinde waren, also nach Völkerrecht sich des Landes bemächtigen durften. Noch traten sie überall schonend auf; der Ehrgeiz des Zaren war auf Warschau gerichtet und nichts lag ihm in jenen Tagen ferner, als ein arglistiger Anschlag gegen Altpreußen. Als der heißblütige Bärsch in Königsberg einen Aufruf zur Volksbewaffnung drucken wollte, versagte der russische Kommandant gewissenhaft das Imprimatur: solche Aufrufe dürften nur im Namen des Landesherrn oder seiner Beauftragten erlassen werden. Aber wie lange konnte diese Schonung währen, wenn Preußen sich nicht offen für Rußland erklärte?

Präsident Wißmann eilte mit einigen anderen Beamten nach Berlin, um den Staatskanzler anzuflehen, daß der König um Gottes willen ein entscheidendes Wort spreche, sonst drohe der Aufruhr oder vielleicht die russische Eroberung. York schrieb an Bülow, versuchte ihn zu bereden, daß er mit seinem Korps gegen die Oder und Elbe aufbreche: „Die Armee will den Krieg gegen Frankreich. Das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit. Die Selbständigkeit als ein Geschenk annehmen heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen!“ Indes begann der eiserne Mann doch unsicher zu werden, als vom Hofe noch immer keine

Antwort kam und endlich die Berliner Zeitungen die niederschmetternde Nachricht brachten, die Konvention von Tauroggen sei durch den König verworfen, er selber des Kommandos entsetzt. Der General wagte gleichwohl den Oberbefehl fortzuführen, da ihm die Absetzung nicht amtlich mitgeteilt wurde. Aber die Unkenntnis der wirklichen Absichten der Krone quälte und verstörte das Gemüt des strengen Royalisten; sich auflehnen gegen den Willen des Königs — das hatte er nie gewollt! Wie ein Missetäter ging er umher, von finsteren Ahnungen gepeinigt: er sah sein ehrenreiches Leben in unverdienter Schande ausgehen und wollte zum mindesten nicht die Schuld eines neuen Ungehorsams auf sich laden. Darum begnügte er sich, sein Korps durch die Kantonpflichtigen der Provinz zu verstärken; an ein Massenaufgebot dachte er für jetzt nicht mehr. Ein rührender Anblick — die Ratlosigkeit dieser Monarchisten ohne Monarchen! Das treue Volk lief Gefahr trotz aller Opfer- und Tatenlust eine köstliche Zeit zu verlieren, wenn sich der überlegene Wille nicht fand, der durch einen rettenden Entschluß vollbrachte und gestaltete, was die Tausende ersehnten und hofften.

Und dieser mächtige Wille kam mit dem Freiherrn vom Stein. Der große Patriot hatte schon am 16. Dezember aus Petersburg dem Präsidenten Schön angekündigt, er hoffe bald mit seinem Arndt in Altpreußen einzutreffen: „jetzt ist es Zeit, daß sich Deutschland erhebe, daß es Freiheit und Ehre wieder erringe, daß es beweise, wie nicht das Volk, sondern seine Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben." Nichts war dem stolzen Deutschen entsetzlicher als die Vorstellung, daß sein Vaterland durch die Russen befreit werden sollte. Obwohl er an den guten Absichten Alexanders selbst nicht zweifelte, so hegte er doch ein starkes Mißtrauen gegen die Pläne der altrussischen Partei; noch späterhin hat er den Staatskanzler dringend gewarnt, ja keine preußische Festung den Russen zu eröffnen. Als er nun bemerkte, wie das altpreußische Volk sich in heißer Ungeduld verzehrte, da ließ er sich von dem Zaren die Vollmacht erteilen, die Leitung der Provinzialbehörden zn übernehmen und die Hilfsquellen des Landes zum Besten der guten Sache nutzbar zu machen — das alles nur vorläufig, bis zum förmlichen Ab-

schluß des preußisch-russischen Bündnisses. Ausdrücklich wurde dem Könige mitgeteilt, nicht ein Russe, sondern einer der getreuesten preußischen Untertanen erhalte diese durch den Drang der Umstände gerechtfertigte Vollmacht. Am 21. Januar erschien Stein in Königsberg, und augenblicklich veränderte sich die Lage. Alle tapferen Herzen genasen bei dem Anblicke des gewaltigen Mannes. Er selber fühlte sich wie in einem unbekannten Lande, da er überall nur Treue, Hingebung, Tapferkeit, nirgends mehr eine Spur der alten Schlaffheit fand, und sein ehrliches Gemüt bat dem norddeutschen Volke die ungerechten Vorwürfe vergangener Tage ab. Er versicherte bestimmt, der Zweck der russischen Heere sei nicht Eroberung, sondern Wiederherstellung der Selbständigkeit Deutschlands und Preußens, doch forderte er seine Landsleute auf, in „Hinsicht der Größe des Zweckes und der Reinheit der Gesinnungen" über Formbedenken hinwegzusehen. Das Land wurde sofort als tatsächlich mit Rußland verbündet behandelt, die Öffnung der Häfen und die Aufhebung der Kontinentalsperre angeordnet, eine Anleihe bei der Kaufmannschaft der Hafenstädte aufgenommen, die bare Bezahlung aller Lieferungen mit russischem Papiergelde befohlen.

Zugleich verhandelte Stein mit York, Schön und den Provinzialbehörden über die Anstalten zur Volksbewaffnung; Clausewitz, der mit seinen Russen im Lande stand, erhielt Befehl, den Entwurf eines Landwehrgesetzes auszuarbeiten. Ein Landtag wurde ausgeschrieben — oder vielmehr nur eine formlose „Versammlung" der ständischen Deputierten, da der gewissenhafte Präsident Auerswald Bedenken trug, in die Rechte der Krone einzugreifen. Schön lehnte behutsam den Vorsitz ab. Am 5. Februar begannen jene anspruchslosen und doch so folgenschweren Verhandlungen des Königsberger Landtags, mit denen die Kolonie des deutschen Mittelalters dem großen Vaterlande die Schuld des Dankes hochherzig heimzahlte. Kurz und gut, nach alter Preußenweise ohne Redeprunk und Lärm, ward das Notwendige beschlossen. Graf Alexander Dohna war der Führer des Adels: der würdige Mann mochte jetzt an sich selber und seiner Provinz lernen, wie schwer er einst geirrt, da er als Minister seinen Landsleuten die Fähigkeit zum konstitutionellen Leben ab-

sprach. An der Spitze der Bürgerlichen stand der Königsberger Bürgermeister Heidemann. York selbst erschien und legte einem Ausschusse der Stände das Landwehrgesetz vor, das der Lieblingsschüler Scharnhorsts, selbstverständlich ganz nach den Ideen des Meisters, im wesentlichen übereinstimmend mit den Plänen von 1811, entworfen hatte; und so geschah das Seltsame, daß die Ostpreußen eigenmächtig die nämlichen Gedanken vorausnahmen, welche Scharnhorst um dieselbe Zeit in Breslau für den König niederschrieb. Nicht in allem freilich konnten diese wohlmeinenden Vertreter der bürgerlichen Interessen an die kühnen Entwürfe des militärischen Organisators hinanreichen. Auf den Wunsch der Städte gestattete der Landtag die Stellvertretung, während gleichzeitig in Breslau die Aufhebung aller Befreiungen von der Wehrpflicht ausgesprochen wurde. Auch sollte die ostpreußische Landwehr nur eine Provinzialarmee sein, ausschließlich zur unmittelbaren Verteidigung der Lande diesseits der Weichsel verpflichtet; die Bataillonsführer mußten in der Provinz angesessen sein, eine ständische Generalkommission übernahm die Leitung der gesamten Rüstungen.

Überhaupt war Scharnhorsts Ansicht, daß die Armee das Volk in Waffen, eine regelmäßige Schule der Nation sein solle, noch durchaus nicht in die öffentliche Meinung eingedrungen. In diesen Krieg, aber auch nur in diesen sollten alle Wehrfähigen hinausziehen, denn er war heilig, er galt allen höchsten Gütern des Lebens; nach dem Siege jedoch — das war die natürliche Hoffnung jenes an endlosen Kriegen verekelten Geschlechtes — mußte die Nation durch eine wesentliche Verringerung des Heeres für ihre Opfer belohnt werden. Selbst Arndt, der soeben im Auftrage Steins seine feurige Schrift: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" herausgab, erhob sich nicht über die allgemeine Ansicht. Er schilderte zwar mit beredten Worten, wie in einer Zeit der Entartung der Bauer wehrscheu geworden sei und nun endlich wieder der alte germanische Glaube obenauf komme, „daß ein ganzes Volk waffengerüstet und waffengeübt sein müsse, wenn es nicht Freiheit, Ehre, Glück, Gut und Mut verlieren wolle". Doch zugleich verwahrte er sich dawider, daß man die Landwehr als eine Art Konskription ansehe: „es ist bloß

eine Einrichtung für den Krieg," und sie wird ermöglichen, daß späterhin vielleicht zwei Drittel der stehenden Heere aufgehoben werden.

Immerhin blieben die Opfer, welche das ausgesogene, menschenarme Land brachte, staunenswert. Diese eine Provinz von einer Million Einwohnern stellte außer 13000 Mann Reserve für das Yorksche Korps noch 20000 Mann Landwehr, ein trefflich berittenes National-Kavallerieregiment und 700 Freiwillige als Stamm für das Offizierskorps. Am 8. Februar, sobald der Landtag die Landwehrordnung angenommen hatte, eilte Stein zu dem Zaren zurück; er sah, daß alles in guten Händen lag und wollte nicht einmal den Schein erregen, als ob diese preußische Erhebung ein Werk der Russen sei.

Das alte Ordensland aber hallte wider vom Klange der Waffen, wie vor Zeiten, wenn das Kriegsgeschrei der deutschen Herren die Grenzer zur Heidenjagd aufbot. Was nur den Säbel schwingen konnte, eilte herbei; da galt kein Unterschied des Standes noch des Alters. Alexander Dohna war der Erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat. Die Universität stand leer, die oberen Klassen der Gymnasien wurden geschlossen. Welch ein Eindruck, als der ehrwürdige Rektor Delbrück in Königsberg seinen Primanern, die zu Felde zogen, zum Abschied Klopstocks Ode von Herman und Thusnelda vortrug. Wie oft hatte dies gefühlsselige Geschlecht mit tränenden Augen die überschwenglichen Verse von der alten Schlachtengröße der Germanen gehört; jetzt trat es leibhaftig vor aller Augen, das neue Deutschland, hehrer und herrlicher als des Dichters Traumbild, aber auch streng und furchtbar, das Höchste heischend von seinen Söhnen, über Tausende junger Leiber sollte sein Siegeswagen dahingehen. Das alles aber geschah unter ausdrücklichem Vorbehalt der Genehmigung des Königs. Nach Abschluß der Beratungen schrieben die Stände dem Monarchen: „Nur was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir, nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unseres teuren Vaterlandes kriegend siegen oder sterben." Dann beschworen sie ihn nochmals, der Begeisterung seines treuen Volkes freien Lauf zu lassen: „In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Dieser Staat

ist der Welt und der wahren Aufklärung nötig." Mit diesen Beschlüssen der Altpreußen traf Graf Ludwig Dohna am 21. Februar in Breslau ein. —

Dort harrte man unterdessen in höchster Spannung auf günstige Nachrichten von Knesebeck, der in Kalisch mit Alexander über das Kriegsbündnis verhandelte. Der König hatte den Zaren über die Wiener Verhandlungen brieflich unterrichtet und ihm ehrlich eingestanden, daß er Napoleon ganz ins Unrecht zu setzen hoffe; „so werde ich folgerecht und meinem Charakter gemäß handeln". Die Absicht Preußens ging, wie natürlich, auf die Wiedererlangung seiner alten Machtstellung, auf die Aufhebung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands bis zum Rheine. Da trat jene unselige polnische Frage, die so oft schon das gemeinsame Handeln der drei Ostmächte verhindert hatte, trennend zwischen die Freunde. Der Zar war zu allem bereit, nur über das Schicksal des Warschauer Landes wollte er vor dem siegreichen Ende des Krieges sich nicht aussprechen; er deutete an, sein Verbündeter könne für den polnischen Besitz reiche Entschädigung finden in den norddeutschen Rheinbundsstaaten, namentlich in Sachsen, wenn dessen König dem französischen Bunde treu bliebe.

Alexander stand längst wieder in geheimem Verkehre mit Czartoryski. Kaum waren die napoleonischen Träume des vielgewandten Polen in den Flammen zu Moskau zunichte geworden, so drängte er sich abermals an seinen kaiserlichen Freund heran, mit jener glücklichen Unbefangenheit, die in der langen Schule jesuitischer Erziehung den Helden sarmatischer Freiheit zur anderen Natur geworden ist, und einigte sich endlich mit dem Zaren über die Aufrichtung eines selbständigen konstitutionellen Polenreichs unter dem Zepter des russischen Selbstherrschers. Der Zar hoffte eine Zeitlang, die Polen würden auf seinen Ruf sich ihm freiwillig anschließen. Aber keine Hand im Lande rührte sich. Die Masse des Volks hatte in dem rasenden Schicksalswechsel der jüngsten Jahre jeden Willen, jede Hoffnung verloren. Die deutschen Einwanderer, die Juden und wer von den Polen in ruhigem Gewerbfleiße tätig war, sehnten sich zurück nach der Ordnung und Rechtssicherheit des preußischen Regiments. Der

größte Teil des Adels blieb im französischen Lager, gleich ihm sein Herzog, der König von Sachsen. Dem russischen Erbfeinde traute niemand, ja man erfuhr bald, daß eine große Verschwörung gegen die Moskowiter im Werke sei. So fiel denn das Herzogtum Warschau, nach einem kurzen Kampfe gegen die napoleonische Südarmee, als erobertes Feindesland in Alexanders Hände.

Die russischen Generale, vor allen der beschränkte alte Kutusow, schwelgten in übermütigem Selbstgefühl; sie schrieben die großen Erfolge, die man zumeist den Fehlern Napoleons verdankte, allein der Überlegenheit der russischen Waffen zu und hielten den Krieg für beendet. Vor einem neuen Angriffe des gedemütigten Frankreichs glaubte man sicher zu sein; Warschau und vielleicht auch Altpreußen mußten dem russischen Sieger von selbst zufallen. Ging der preußische Hof dem Zaren nicht um einige Schritte entgegen, so kam das Bündnis nicht zustande, und Deutschlands Hoffnungen fielen nochmals zu Boden.

Endlich verlor Alexander die Geduld und sendete den Elsasser Freiherrn von Arnstett, einen seiner rührigsten Diplomaten, nach Breslau um mit dem Könige selbst zu verhandeln. Mit Anstett kam auch Stein. Der Zar rechnete auf das richtige Gefühl seines Freundes, und die Hoffnung trog nicht. Auch Hardenberg fand es töricht, über das Fell des noch nicht erlegten Bären allzu heftig zu streiten. Die Generale vollends verlangten raschen Abschluß; Scharnhorst sagte zu Hippel in seiner großen Weise: „Unsere Aufgabe ist den Sieg zu sichern, über die Verteilung der Beute wird der Friedenskongreß entscheiden.“ Der König nahm die Vorschläge Alexanders ohne jede Änderung an; Scharnhorst ging mit dem günstigen Bescheide nach Kalisch, und am 28. Februar kam der Bundesvertrag zustande. Der Zar verpflichtete sich die Waffen nicht niederzulegen bis Preußen die Macht, welche es vor dem Kriege von 1806 besaß, wieder erlangt habe; er verbürgte seinem Verbündeten den Besitz Altpreußens sowie der polnischen Landstriche, welche die Verbindung zwischen Schlesien und Westpreußen bildeten; er versprach endlich, daß die in Norddeutschland zu erwartenden Eroberungen, mit Ausnahme der Besitzungen des Hauses Hannover, zur Entschädigung

Preußens, zur Bildung eines abgerundeten und zusammenhängenden preußischen Staatsgebietes verwendet werden sollten. In einem zärtlichen Briefe dankte Alexander seinem Freunde: er habe, schrieb er, an dieser offenen und schnellen Art das Herz des Königs erkannt.

Der Kalischer Vertrag war durch die Lage der Dinge vollkommen gerechtfertigt; um einen geringeren Preis ließ sich Rußlands Hilfe nicht erlangen. Wie Cavour das Notwendige tat als er Savoyen und Nizza preisgab für die Befreiung Oberitaliens, ebenso und mit weit besserem Rechte opferte in ähnlicher Lage König Friedrich Wilhelm der Befreiung Deutschlands einen Teil seiner polnischen Ansprüche, die er selbst als eine Last für Preußen ansah. Er gewann dafür jenes westliche Stück Polens, dessen sein Staat nicht entbehren konnte, und eine feste Zusage vollständiger Entschädigung in Deutschland — ein Versprechen, das Zar Alexander ritterlich gehalten hat.

Die Russen drangen westwärts vor, sehr langsam freilich, da sich die Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte mit jedem Tage deutlicher herausstellte. Erst zu Anfang Februars erschienen die ersten Kosaken in der Neumark. Überall nahm das Volk die wildfremden Bundesgenossen mit offenen Armen auf. Welcher Jubel, wenn der Baschkire seinen Bogen und seine Pfeile betasten ließ, wenn der bärtige Kosak, den Mantel mit Ehrenlegionskreuzen und den Fetzen französischer Uniformen, seine Reiterkünste zeigte; glückselig jeder deutsche Junge, den die gutmütigen Kinderfreunde auf ihren Kleppern aufsitzen ließen. Alle Welt sang das neue Lied „Schöne Minka, ich muß scheiden", das ein gefühlvoller Sohn der Steppe am Ufer des blauen Don gedichtet haben sollte. Besorgte Mütter hielten es freilich für nötig ihre Kleinen, wenn sie von den Fremden abgeküßt waren, in die Badewanne zu stecken, und als man mit den diebischen Neigungen dieses Kindervolkes näher bekannt wurde, erkaltete die Begeisterung ein wenig.

Mit Sorgen sah York den Vormarsch der Russen; er fühlte, daß man die Befreiung der Marken nimmermehr den Fremden allein überlassen durfte, und brach mit seinem Korps auf um die Weichsel zu überschreiten. Von ähnlichen Zweifeln wurde General Bülow

gepeinigt; der hatte sich wochenlang geschickt zwischen den Zumutungen der Russen und der Franzosen hindurchgewunden, mitten zwischen den Kriegführenden sein Reservekorps verstärkt und völlig selbständig erhalten. Flehentlich bat er den König, das von allen ersehnte befreiende Wort zu sprechen: „freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden und Quellen werden sich öffnen, die man längst versiegt glaubte!“ Als immer noch keine bestimmte Antwort erfolgte, entschloß er sich endlich auf eigene Faust zu handeln, verabredete mit York und Wittgenstein (22. Februar) das gemeinsame Vorrücken gegen die Oder. Auch General Borstell, ein gestrenger Mann der alten militärischen Schule und abgesagter Feind der Scharnhorstischen Reformen, begann am Ende einzusehen, daß der blinde Gehorsam in solcher Lage nicht mehr ausreichte; auch er beschwor den König: „lassen Sie uns los,“ schrieb nach England um Geld und Waffen und zeigte schließlich (27. Februar) dem Monarchen an, er breche jetzt mit seinen Pommern in die Neumark auf um mit York und Bülow vereinigt gegen die Hauptstadt vorzugehen. In denselben Tagen kehrte Gneisenau zur See aus England heim, hielt seinen fröhlichen Einzug in Kolberg, der Wiege seines Ruhms, fest entschlossen die Truppen geradeswegs gegen den Feind zu führen. Noch nie war die Mannszucht des Heeres auf schwerere Proben gestellt worden; alle empfanden es wie eine Erlösung, als endlich York aus Breslau den Befehl erhielt, sich an Wittgenstein anzuschließen und bald darauf öffentlich von aller Schuld freigesprochen wurde. Am 2. März überschritt Wittgenstein die Oder, am 10. folgten die Preußen. Das Kriegsbündnis trat in Kraft.

Und welcher Wirrwarr unterdessen in der Hauptstadt! Da saß noch immer Goltz mit seiner unglücklichen Regierungskommission, noch immer ohne jede Kenntnis von den Plänen des Staatskanzlers, unablässig bemüht durch strenge Verbote die Zusammenrottungen und Aufläufe in der krampfhaft erregten Stadt niederzuhalten. Der ängstliche Mann, der nichts sein wollte als ein „einfacher Agent des königlichen Willens,“ wußte sich kaum mehr zu helfen als der Aufruf an die freiwilligen Jäger erschien. Einzelne Vorwitzige fragten wohl: für und gegen wen? Die ungeheure Mehrzahl

durchschaute sofort was der König meinte, in dichten Scharen drängten sich die Freiwilligen herbei; der Magistrat nahm die Sammlungen für die unbemittelten Krieger in seine Hand; Tausende junger Männer gaben den letzten Linientruppen, die aus Berlin nach Schlesien abzogen, unter kriegerischen Gesängen das Geleite. Am 20. Februar sprengte ein kleiner Trupp Kosaken durch die östlichen Tore hinein. Mehrere Deutsche hatten sich angeschlossen; einer davon, der junge Alexander von Blomberg fiel hier als des deutschen Krieges erstes Opfer. Mit Mühe wurden die Massen von einem unzeitigen Straßenkampf abgehalten. Goltz geriet mit dem Prinzen Heinrich und dem patriotischen Kreise, der sich um den kranken Prinzen scharte, in offenen Streit; er ließ sich durch Augereau sogar bereden, die Abreise der Freiwilligen vorläufig zu verbieten. Dafür erhielt er vom Könige einen strengen Verweis; erst als das Kriegsbündnis geschlossen war, wurde der Ratlose durch Hardenberg, aber noch immer im tiefsten Geheimnis, über die Lage aufgeklärt. Napoleon begann erst ernstlich besorgt zu werden als er von der Bildung der Jägerdetachements hörte; sofort befahl er seinem Stiefsohne, der den Oberbefehl im Nordosten führte, keine weiteren Aushebungen in Preußen mehr zu dulden: die Stellung in den Marken sollte mit aller Kraft behauptet, Berlin nötigenfalls verbrannt werden. In der Tat war Eugen Beauharnais noch stark genug um den Streitkräften Wittgensteins und der drei vereinigten preußischen Generale die Spitze zu bieten. Aber den Soldaten brannte der Boden unter den Füßen, das dumpfe Getöse dieser grollenden Volksbewegung schlug sie mit Schrecken; sie rechneten, bald werde Berlin mehr bewaffnete Preußen zählen als Franzosen. Am 4. März räumte der Feind die Hauptstadt und die nachsetzenden Russen lieferten ihm noch am Tore ein Gefecht. Am 11. hielt Wittgenstein seinen Einzug, am 17. ritt der Mann von Tauroggen die Linden entlang, streng und finster schweifte sein Blick über die hoch aufjubelnden Massen. Am nämlichen Tage nahm Leutnant Bärsch mit seinen Kosaken die Schlüssel von Hamburg in Empfang; gleich darauf besetzte der lustige Husar Tettenborn, der unterwegs die mecklenburgischen Fürsten zum Anschluß an die Koalition bewogen hatte, die alte Hansestadt mit

seinen leichten Truppen, und das freudetrunkene Volk riß die verfluchten französischen Aasvögel von den Mauern herunter. Einige Wochen lang blieben die Deutschen in dem frohen Glauben, die Lande bis zur Elbe seien ohne Schwertstreich befreit.

Den französischen Gesandten hielt der Staatskanzler immer noch mit freundlichen Worten hin; je länger der offene Bruch sich hinausschob, um so sicherer konnte die Ausrüstung der Linienarmee vollendet werden. St. Marsan war dem Hoflager nach Breslau gefolgt und ließ sich nach einigen Verwahrungen sogar über den Aufruf vom 3. Februar beruhigen, da Hardenberg ihm nachwies, daß der mittellose Staat ohne die freiwilligen Opfer seiner Bürger nicht bestehen könne. Noch am 27. erkundigte er sich bei dem Staatskanzler freundschaftlich: was wohl Anstetts „außerordentlicher" Besuch zu bedeuten hätte. Er sah noch mit an, wie die Scharen der Freiwilligen aus allen Provinzen in der schlesischen Hauptstadt eintrafen, wie der König, „um der herzerhebenden allgemeinen Äußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen" zu geben, das Tragen der Nationalkokarde anordnete und dann an Luisens Geburtstage seinen alten Plan, die Stiftung des eisernen Kreuzes, ausführte. Der Wohlmeinende wollte nicht glauben, daß dies kleine Preußen den lächerlich ungleichen Kampf wagen könne, und kam erst zur Einsicht als mit dem Einzuge des Zaren (15. März) jede Täuschung unmöglich wurde. Noch beim Abschied beschwor er den Staatskanzler, diesen Fürsten und dies Land, die er lieb gewonnen, nicht ins Verderben zu stürzen; alle diese Knaben und Jünglinge würden den König gegen die Übermacht seines Kaisers nicht schützen. Am 16. März teilte ihm Hardenberg amtlich mit, daß Preußen sich mit Rußland verbündet habe. Der Krieg war erklärt.

Am folgenden Tage unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk". Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudevollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Frei-

heit, wie er einst die äschyleischen Kriegslieder der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag!" Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Übermacht des Feindes; alle dachten wie Fichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!" „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen" — schrieb Scharnhorst — „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für möglich gehalten. Es war der stolzeste Augenblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebelhäusern des Ringes vorüberdrängten. Dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen, jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies verarmte kleine Volk verstärkte die 46000 Mann der alten Linienarmee durch 95000 Rekruten und stellte außerdem

über 10000 freiwillige Jäger, sowie 120000 Mann Landwehr, zusammen 271000 Mann, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte — das alles noch im Verlaufe des Sommers, ungerechnet die starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wiederherzustellen. Sobald General Oppen auf seinem märkischen Landgute von dem Anrücken des vaterländischen Heeres hörte, nahm er seinen alten Säbel von der Wand und ritt, wie ein Rittersmann in den alten Tagen der Wendenkriege, mit einem Knechte spornstreichs hinüber zu seinem alten Waffengefährten Bülow. Der stellt den herkulischen Mann mit den blitzenden Augen lachend seinen Offizieren vor: „Das ist einer, der das Einhauen versteht" — überträgt ihm den Befehl über die Reiterei, und einmal bei der Arbeit, bleibt der Wildfang fröhlich dabei, ein unersättlicher Streiter, bis zum Einzuge in Paris.

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterlande. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesamte Hörerschaft zum Werbeplatze der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch Ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden." Da aber eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen vorerst noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens die Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preußischen Regimentern, desgleichen die gesamte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westfälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Dessauer und die gute preußische Zeit nicht vergessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnasiasten. Mancher schwächliche Junge irrte betrübt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich

wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Kommandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte; in Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

Aber auch der geringe Mann hatte in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber: die Zeit war erfüllet, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auftritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Nur die Polen in Westpreußen und Oberschlesien teilten die Hingebung der Deutschen nicht; auch in einzelnen Städten, die bisher vom Heeresdienste frei gewesen, stießen die neuen Gesetze auf Widerstand. Das deutsche und litauische Landvolk der alten Provinzen dagegen war seit dem gestrengen Friedrich Wilhelm I. mit der Wehrpflicht vertraut. Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohltätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüte seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch auftreiben ließ von

altem Schmuck und Geschmeide ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen"; manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stillebens hatten die Deutschen gern überschwenglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt ward das Leben selber reich und ernst, jeder empfand die Größe der Tat, die Armut des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen", und allen ward „liebend, friedlich und stark zumute." Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch „mit Gott, für König und Vaterland" der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. Schwer hatte die Hand des lebendigen Gottes auf den Bildungsstolzen gelastet; ergeben und erhoben blickte dies neue Geschlecht wieder mit festem Vertrauen zu „dem alten deutschen Gott" empor und hoffte mit seinem Dichter:

Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Als die ersten Freiwilligen nach Breslau zogen, sangen sie noch das Reiterlied der Wallensteiner. Bald aber schuf sich das Heer seine eigenen Gesänge. Unversieglich wie einst den frommen Landsknechten floß den neuen Wehrmännern der Quell der Lieder. Beim Ausmarsch klang es: „Die Preußen haben Alarm geschlagen!" und dann schlang sich ein dichter Kranz kunstloser Volksweisen um jedes Erlebnis des langen Krieges, bis zuletzt der fröhliche Zapfenstreich: „Die Preußen haben Paris genommen!" noch einmal ein Zeugnis

gab von der kriegsmutigen und doch zugleich tief innerlich friedfertigen Stimmung dieses Volkes in Waffen.

Alsbald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. Nur der alte Goethe wollte sich zu der neuen Zeit kein Herz fassen; verstimmt und hoffnungslos zog er sich von dem kriegerischen Treiben zurück und meinte: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß!" Doch wer sonst im Norden dichterisches Feuer in den Adern fühlte, jauchzte auf „beim Anbruch seines Vaterlands," wie Fichte sagte. Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgendein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns versündigen würden, wenn wir dies Vermächtnis einer Heldenzeit jemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nationen sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufatmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebar. Welch ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und schwöret alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse; „Frischauf zum fröhlichen Jagen!" — und in Arndts Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war.

Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lützower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmute, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Rast und jeder Beiwacht seine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst losgerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. Wohl war die Lützowsche Freischar ausdrücklich zur Aufnahme von Nicht-Preußen bestimmt, in ihr sollte sich der Gedanke der Einheit Deutschlands verkörpern. Mancher junge Mann aus den Kleinstaaten meldete sich im „Zepter" zu Breslau, wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten; auch zwei süddeutsche Poeten, Rückert und Uhland, stimmten mit ein in den lauten Chor der patriotischen Dichtung. Die Masse des Volkes jedoch außerhalb Preußens empfand von dem Heldenzorne dieses Krieges wenig. Steins Hoffnungen auf eine einmütige Erhebung der Nation erwiesen sich als irrig. Nur in den vormals preußischen Provinzen und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahten; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Tatsachen. Die Mecklenburger und Anhaltischen Herzoge schlossen sich den altbefreundeten preußischen Nachbarn an; ein Weimarisches Bataillon ließ sich gleich beim Anbruche des Krieges

von den Preußen gefangen nehmen, um nachher, wie die tapferen Strelitzer Husaren, in das Yorksche Korps einzutreten. Alle anderen Rheinbündner folgten dem Befehle des Protektors, die meisten noch mit dem ganzen Feuereifer napoleonischer Landsknechtsgesinnung. Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation.

Wie einst der Beginn der modernen deutschen Staatenbildung, so ging auch die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit allein vom Norden aus. Die neuen politischen und sittlichen Ideale der erregten Jugend trugen das Gepräge norddeutscher Bildung; der alte deutsche Gott, zu dem sie betete, war der Gott der Protestanten, all ihr Tun und Denken ruhte, bewußt oder unbewußt, auf dem sittlichen Grunde der strengen Kantischen Pflichtenlehre. Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Anteil hatten an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes teilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

Bald genug zeigte sich die prophetische Wahrheit, die in den harten Worten Fichtes lag: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden.“ Das neue Preußen, sein Staat und sein Heer, hatte sich gebildet im bewußten Gegensatze zu allem ausländischen Wesen; die Staaten des Südens verdankten der Herrschaft Frankreichs ihr Dasein, ihre Institutionen, ihre militärischen Erinnerungen; darum war im Norden die Liebe zum Vaterlande ein starkes, sicheres nationales Gefühl, während im Süden die französischen Ideen noch lange vorherrschten und der Name Deutschland nur ein leeres Wort blieb. Wohl schlug sich der kurmärkische Bauer und der schlesische Weber nur für Weib und Kind und für seinen angestammten König; aber die Blücher, York und Bülow, die er als seine Preußenhelden ehrte, waren doch wirklich die Helden des neuen Deutschlands. Der süddeutsche Landsmann wußte nichts von ihnen. Und etwas von den deutsch-patriotischen Gedanken, welche

die bewaffnete Jugend der gebildeten Stände erfüllten, drang doch allmählich bis in die niederen Schichten des preußischen Volkes herab. Jener demokratische Zug, der seit der Befestigung der absoluten Monarchie im preußischen Staate lebendig war, verstärkte sich mächtig während dieses Krieges. Wie vormals die gemeinsame Freude an den Werken der deutschen Dichtung die Unterschiede der Stände etwas ausgeglichen hatte, so fanden sich jetzt alle Klassen zusammen in der ungleich wirksameren Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung. Die Geschäfte der Landwehr-Ausschüsse, die Übungen des Landsturms, die öffentlichen Sammlungen und die Liebesarbeit in den Hospitälern brachten auch die Daheimgebliebenen einander näher; der schroffe Junker lernte mit den Bürgersleuten der Kreisstadt freundnachbarlich zu verkehren; wer in dieser Zeit sich hervorgetan, blieb sein Leben lang ein geachteter Mann.

Vollends das Heer verwuchs zu einer großen Gemeinde, und nach dem Frieden lebte die alte treue Waffenbrüderschaft in den Vereinen und Festen der Kameraden fort. Das eigentümliche scharfe und schneidige Wesen der fridericianischen Armee blieb erhalten, desgleichen das stolze Gefühl aristokratischer Standesehre unter den Offizieren. Aber die alten Berufssoldaten mußten sich gewöhnen mit den gebildeten jungen Mannschaften ruhig und freundlich umzugehen. Gerade die besten unter ihnen erkannten willig an, wie viel gesunde Kraft dem Offizierskorps aus den Reihen der freiwilligen Jäger zuströmte; mit herzlicher Freude lobte Gneisenau die jungen Freiwilligen: „es wird mir schwer mich der Tränen zu enthalten, wenn ich diesen Edelmut, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde.“ Da die Hauptmasse der Freiwilligen aus Studenten und studierten Leuten bestand, so behauptete der jugendliche Ton akademischer Fröhlichkeit auch im Feldlager sein Recht, nur daß er sich der strengen Mannszucht fügen mußte. Wie oft haben die Lützower Jäger den Landesvater gesungen; das alte Lied war ihnen jetzt doppelt teuer, da sie in vollem, heiligem Ernst ihr gutes Schwert zum Hüter weihten für das Vaterland, das Land des Ruhmes. Die jungen Freiwilligen wurden wirklich, wie Scharnhorst vorausgesagt, die besten Soldaten; die Haltung der gesamten Mannschaft

ward freier und gesitteter durch den Verkehr mit den gebildeten jungen Männern. Auch der rohe Bauernbursch lernte einige von den schwungvollen Liedern der Freiwilligen. Als dann die Zeit der Siege kam und die Preußen immer wieder in befreite deutsche Städte ihren jubelnden Einzug hielten, als endlich der deutsche Rhein zu den Füßen der Sieger lag, da ahnte selbst der geringe Mann, daß er nicht bloß für seine heimatliche Hofstatt focht. Der Gedanke des Vaterlandes ward lebendig in den tapferen Herzen, die Preußen fühlten sich stolz als die Vorkämpfer Deutschlands. Seit Cromwells eisernen Dragonern hatte die Welt nicht mehr ein Heer gesehen, das so durchdrungen war von heiligem sittlichem Ernst, und es war nicht wie jene eine fanatische Partei, sondern ein ganzes Volk. Alle die alten trennenden Gegenstände des politischen Lebens verschwanden in dem Einmut dieses Kampfes: Marwitz, der abgesagte Gegner der Volksheere, übernahm willig den Befehl über eine Landwehrbrigade, hatte seine Lust an dem festen Mute seiner märkischen Bauern.

Alle die heißen Leidenschaften, die nur ein mannhaftes Volk zum höchsten Wagen entflammen können, waren erwacht, und doch blieb die ungeheure Bewegung in den Schranken der Gesittung. Nichts von jenem finsteren kirchlich-nationalen Fanatismus, der die Erhebung der Russen und der Spanier so unheimlich erscheinen ließ. Dies junge Deutschland, daß jetzt mit flammenden Augen seine Speere schüttelte, trug die Kränze der Kunst und Wissenschaft auf seinem Scheitel, und mit gerechtem Stolze durfte Boeckh am Ausgang dieses schlachtenreichen Sommers rufen: „siehe hier ist Germanien mit Waffen so gut wie mit Gedanken gerüstet!“ Die diesen Kampf mit Bewußtsein führten, fühlten sich auserwählt durch Gottes Gnade, das Reich der Arglist und der ideenlosen Gewalt zu zerstören, einen dauerhaften Frieden zu begründen, der allen Völkern wieder erlauben sollte nach ihrer eigenen Art, in schönem Wetteifer sich selber auszuleben. Der deutsche Krieg galt der Rettung der alten nationalen Formen der abendländischen Kultur, und als er siegreich zu Ende ging, sagte der Franzose Benjamin Constant: „die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht!“

Über die künftige Verfassung des befreiten Deutschlands hatte dies kindlich treuherzige Geschlecht freilich noch nicht nachgedacht. War nur erst alles was in deutscher Zunge sprach wieder beisammen, so konnte es ja gar nicht fehlen, daß ein starkes, einiges, volkstümlich freies Reich sich wieder erhob. Nach den Mitteln und Wegen fragte niemand, jeder Zweifler wäre des Kleinmuts bezichtigt worden, der Krieg, allein der Krieg nahm aller Gedanken in Anspruch. Außer jenen rohen Schmähschriften wider den Feind, welche in keinem schweren Kriege fehlen, erschienen in diesem Frühjahr nur solche politische Schriften, die unmittelbar auf die Erregung der Kampflust berechnet waren: so Arndts köstliche Büchlein und Pfuels Erzählung von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, die erste getreue Darstellung der großen Katastrophe, ein kleines Buch von mächtiger Wirkung. Auch die einzige norddeutsche Zeitung, welche eine bestimmte politische Richtung verfolgte, Niebuhrs Preußischer Korrespondent, befaßte sich nicht näher mit den großen Fragen der deutschen Zukunft.

Nur Fichte wollte und mußte sich Klarheit verschaffen. In der frohen Erregung dieser hoffnungsreichen Tage war dem Philosophen die Majestät des Staatsgedankens aufgegangen. Er erkannte dankbar, daß die Wiedergeburt des alten Deutschlands doch früher erfolgte, als er einst in seinen Reden angenommen, sah mit Freuden seine Hörer allesamt zum Kampfe ziehen, trat selber mit Säbel und Pike in die Reihen des Berliner Landsturms. Und da er nun mit Händen griff, welche Opfer eine geliebte und geachtete Staatsgewalt ihrem Volke zumuten darf, lernte er größer denken von dem Wesen der politischen Gemeinschaft und schilderte in seiner Staatslehre den Staat als den Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit: ihm sei auferlegt die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Dann verkündete er kurz vor seinem Tode, in dem „Fragmente einer politischen Schrift", zum ersten Male mit voller Bestimmtheit die Meinung, daß allein dem preußischen Staate die Führung in Deutschland gebühre. Alle Kleinfürsten hätten immer nur ihrem lieben Hause gelebt, auch Österreich brauche die deutsche Kraft nur für seine persönlichen Zwecke. Nur Preußen ist ein eigentlich deutscher Staat,

hat als solcher durchaus kein Interesse zu unterjochen oder ungerecht zu sein; der preußische Staat ist Deutschlands natürlicher Herrscher, er muß sich erweitern zum Reiche der Vernunft, sonst geht er zugrunde. Das Fragment war ein teueres Vermächtnis, das der tapfere und einflußreiche Lehrer der norddeutschen Jugend seinen Schülern hinterließ, zugleich ein bedeutungsvolles Symptom der Ahnungen und Wünsche, welche in den Kreisen der Patrioten gärten. Jedoch die Absicht einzugreifen in die Politik des Tages lag dem Idealisten fern. Er schrieb seine prophetischen Gedanken nur nieder „damit sie nicht untergehen in der Welt", und erst geraume Zeit nach seinem Tode sind sie veröffentlicht worden. Für die harten Aufgaben des politischen Parteilebens hatte die Zeit noch gar kein Verständnis. Nur das eine Ziel der Vernichtung der Fremdherrschaft stand den Patrioten klar und sicher vor Augen; was darüber hinaus lag waren hochsinnige Träume, so unbestimmt, so gestaltlos wie das in jenem Königsberger Winter gedichtete Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? —

Das russische Hauptquartier und die Wiener Hofburg konnten sich nicht genug verwundern, wie unbegreiflich schnell das Werk der preußischen Rüstungen von statten ging. In Scharnhorsts Händen liefen alle Fäden des ungeheuren Netzes zusammen und er verfuhr nach einem festen, seit Jahren durchdachten Plane. Da man rasch mit einer zahlreichen Feldarmee den Angriff beginnen wollte und überdies wünschen mußte den beiden anderen Ostmächten durch die baldige Aufstellung starker Streitkräfte die Leistungsfähigkeit Preußens zu zeigen, so ergab sich als erste Aufgabe die Vermehrung der Linientruppen. Darum wurde schon seit dem Dezember die Bildung der Reservebataillone betrieben und vollendet. Wesentlich demselben Zweck diente das Aufgebot der freiwilligen Jäger; sie sollten den Stamm bilden für die Offiziere und Unteroffiziere der Armee, und in der Tat ist ein großer Teil der Generale und Stabsoffiziere, welche späterhin in müden Friedensjahren die Gesinnungen einer großen Zeit dem Heere erhielten, aus der Schule jener Freiwilligen hervorgegangen.

Die Einberufung der Freiwilligen ließ sich allenfalls noch vor den Franzosen beschönigen ohne daß man die diplomatische Maske

völlig abnahm. Sie erfolgte unter kluger Schonung der tiefeingewurzelten Vorurteile, welche sich der allgemeinen Dienstpflicht noch entgegenstemmten. Die Söhne der höheren Stände kurzab als Gemeine einzustellen ging schlechterdings nicht an; deshalb wurden die Freiwilligen, die sich selber ausrüsteten, in besondere, den Regimentern aggregierte Jägerdetachements eingereiht und durch die grüne Jägeruniform vor der Masse der Mannschaft ausgezeichnet, sie erfuhren eine ihren Standesgewohnheiten entsprechende Behandlung, erhielten eine besonders sorgfältige Ausbildung und das Recht, nach einigen Monaten ihre Offiziere selbst zu wählen. Darauf erfolgte die Aufhebung aller Exemtionen und die Verordnung vom 22. Februar, die jede Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen belegte. Auch diese Schritte konnten zur Not noch vor dem französischen Gesandten entschuldigt werden. Sie erregten viel Unwillen in dem treuen Volke — denn wozu der Zwang, da doch freiwillig so viel mehr geleistet wurde als der König verlangte? — und doch waren sie unerläßlich. Der Staat mußte für die Linie und die Landwehr mit Sicherheit auf alle Wehrfähigen zählen können, auch in den Bezirken, welche geringeren Eifer zeigten.

Dann erst, als die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen, die Cadres der Linie schon formiert und nahezu gefüllt waren, erschien das Landwehrgesetz, das einer offenen Kriegserklärung gleich kam. Scharnhorsts Landwehrplan war von Haus aus in einem größeren Sinne gedacht als die Entwürfe des Königsberger Landtags. Auch er rechnete, wie die Ostpreußen, zunächst auf die Tätigkeit der Kreis- und Provinzialstände, wendete die Grundsätze der neuen Selbstverwaltung auf das Heerwesen an. In jedem Kreise traten zwei ritterschaftliche, ein städtischer und ein bäuerlicher Deputierter zu einem Ausschusse zusammen, um aus der Gesamtheit der Männer zwischen siebzehn und vierzig Jahren, die nicht in der Linie dienten, die Landwehrmänner auszulosen; zwei Generalkommissare, ein königlicher und ein ständischer, leiteten die Aushebung und Ausrüstung in jeder Provinz. Die Mannschaften trugen an Kragen und Mütze die Farben ihrer Provinz, die Offiziere die Uniform der Landstände. Die Formation der Bataillone und Kompagnien folgte

so weit als möglich den Grenzen der Kreise und Gemeinden, dergestalt daß der Nachbar in der Regel mit dem Nachbar in einem Gliede stand; die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wurden gewählt, die Stabsoffiziere, zum Teil auf Vorschlag der Stände, vom Könige ernannt. Gleichwohl war diese armée bourgeoise, wie Napoleon sie höhnend nannte, keineswegs bloß ein für die Verteidigung der nächsten Heimat bestimmtes Provinzialheer. Vielmehr wurde die Landwehr auf die Kriegsartikel vereidigt und zu allem verpflichtet, was dem stehenden Heere oblag; sie war uniformiert — freilich sehr einfach, mit der Dienstmütze und der Litewka, die sich aus dem blauen Sonntagsrocke der Bauern leicht zurechtschneiden ließ — und der König behielt sich vor, die einzelnen Wehrmänner oder auch ganze Bataillone zur Feldarmee heranzurufen. Die gesamte männliche Bevölkerung bis zum vierzigsten Jahre sollte also, wenn es not tat, zur Verstärkung der offensiven Streitkräfte des Staates dienen; die Ostpreußen mußten auf Befehl des Königs ihren enger gedachten Entwurf abändern, ihre Landwehr ebenfalls zum Dienste außerhalb der Provinz verpflichten. Die Mehrzahl der Mannschaften bestand aus Bauern und kleinen Leuten, zumal in Schlesien, wo fast alle gebildeten jungen Leute bei den freiwilligen Jägern eingetreten waren. Die Offiziere waren zumeist Gutsbesitzer, zum Teil auch Beamte oder junge Freiwillige, nur wenige darunter militärisch geschult. Für die Ausrüstung konnte der erschöpfte Staat nur kümmerlich sorgen; das erste Glied des Fußvolks trug Piken, bewaffnete sich erst im Verlaufe des Kriegs zum Teil mit erbeuteten feindlichen Gewehren.

Monate mußten vergehen bis eine solche Truppe in der Feldschlacht verwendet werden konnte. Während des Frühjahrsfeldzugs wurde die Landwehr nur notdürftig eingeübt oder zum Festungskriege benutzt; erst nach dem Waffenstillstande rückten sie in größeren Massen ins Feld. Auch dann noch bildete die Linie, der ja alle höheren Führer und die technischen Truppen ausschließlich angehörten, selbstverständlich den festen Kern des Heeres. Kleist hatte unter den 41 Bataillonen seines Korps 16 Landwehrbataillone, Bülow unter der gleichen Zahl nur 12; nur in Yorks Korps überwog die Land-

wehr — mit 24 Bataillonen unter 45. Die Wehrmänner hatten noch eine Zeitlang mit den natürlichen Untugenden ungeschulter Truppen zu kämpfen: beim ersten Angriff hielten sie nicht leicht stand, wenn ein unerwartetes Bataillonsfeuer sie in Schrecken setzte; kam es zum Handgemenge, dann entlud sich die lang verhaltene Wut der Bauern in fürchterlicher Mordgier; nach dem Siege waren sie schwer wieder zu sammeln, da sie den geschlagenen Feind immer bis an das Ende der Welt verfolgen wollten. Nach einigen Wochen wurde ihre Haltung sicherer, und gegen den Herbst hin begann Napoleons Spott über „dies Gewölk schlechter Infanterie" zu verstummen. Die kampfgewohnten Bataillone der Landwehr waren allmählich fast ebenso kriegstüchtig geworden wie das stehende Heer, wenngleich sie weder mit der Disziplin noch mit der stattlichen äußeren Haltung der Linientruppen wetteifern konnten und immer unverhältnismäßige Verluste erlitten: — eine in der Kriegsgeschichte beispiellose Tatsache, die nur möglich ward durch den sittlichen Schwung eines nationalen Daseinskampfes. Schwerer, natürlich, gelang die Ausbildung der Landwehrreiter; doch haben auch sie unter kundigen Führern manches Vortreffliche geleistet. Marwitz ließ seine märkischen Bauernjungen ihre kleinen Klepper nur auf der Trense reiten, ohne Kandare und Sporen, störte sie nicht in ihren ländlichen Reiterkünsten, verlangte nur, daß sie Pferd und Waffen mit Sicherheit zu brauchen lernten, und brachte diese naturwüchsige Kavallerie nach kurzer Zeit so weit, daß er von ihr im Felddienste alles fordern konnte.

Nach der Einberufung der Landwehr vergingen wieder fünf Wochen bis am 21. April das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet wurde. Die Cadres der Landwehrbataillone mußten erst formiert sein bevor man zum Aufgebote der letzten Kräfte des Volkes schreiten konnte. Scharnhorst stand damals schon fern von Breslau im Feldlager. Schwerlich ist der General ganz einverstanden gewesen mit Form und Inhalt dieses von einem Zivilbeamten Bartholdi verfaßten Gesetzes, das einem gesitteten Volke Unmögliches zumutete und, vollständig durchgeführt, der Kriegführung beider Teile das Gepräge fanatischer Barbarei hätte geben müssen. Ausdrücklich war der furchtbare Grundsatz ausgesprochen, daß dieser Krieg der Notwehr

jedes Mittel heilige. Sobald der Feind herannahte, sollten auf das Geläute der Sturmglocken alle Männer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre aufstehen, ausgerüstet mit Piken, Beilen, Sensen, Heugabeln, mit jeder Waffe, die nur stechen oder hauen konnte; denn auf die Länge habe der Verteidiger in jedem Terrain immer das Übergewicht. Der Landsturm wird verpflichtet zur Späherei und zum kleinen Kriege: der Feind muß wissen, daß alle seine zerstreuten Abteilungen sofort erschlagen werden. Der Feigling, der Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln und mit Prügeln zu bestrafen. Auf Befehl des Militärgouverneurs müssen ganze Bezirke verwüstet, Vieh und Geräte weggeschafft, die Brunnen verschüttet, das Getreide auf dem Halme verbrannt werden. Wird eine Gegend überrascht, so sind alle Behörden alsbald aufgelöst — offenbar eine Erinnerung an die tragikomischen Erfahrungen von 1806. Wer genötigt ward dem Feinde einen Eid zu leisten, ist an den erzwungenen Schwur nicht gebunden. Auch diesen ungeheuren Anforderungen kam das treue Volk mit Freuden nach, soweit es möglich war. In jedem Kreise trat eine Schutzdeputation zusammen zur Leitung des Landsturms. Die müden Alten und die unbärtigen Jungen übten sich eifrig im Gebrauche ihrer rohen Waffen sowie in der freien Kunst des Pfeifens, die den Landstürmern anempfohlen war. Mit Vorliebe pflegte dies Volksheer unbesetzte Höhen zu erstürmen — so machte man seinem Namen doch Ehre. In dem Berliner Landsturm exerzierten die Professoren der Universität zusammen in einer Kompagnie — einer reisigen Schar, die allerdings mehr durch wissenschaftlichen Ruhm als durch kriegerische Kunstfertigkeit glänzte; ja es geschah, daß sogar die Berliner Damen aufgeboten wurden zum Bau der Feldschanzen im Süden der Hauptstadt. Die Errichtung des Landsturmes brachte den großen militärischen Vorteil, daß nach und nach fast die gesamte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde. Von der Ostsee bis zu den Riesenbergen standen auf allen Höhen die Fanale, von Landstürmern behütet.

Das Volksaufgebot erwies sich nützlich im Wach- und Botendienste, auch zum Wegfangen der Marodeure und Versprengten.

Im offenen Kampfe dagegen ist der Landsturm nur ganz ausnahmsweise verwendet worden: so erklangen während der ersten Apriltage, noch bevor das Gesetz erschienen war, die Sturmglocken in allen Dörfern an der Havel und bewaffnete Bauernhaufen schlossen sich freiwillig den Truppen an, die gegen Magdeburg zogen. In den großen Städten rief die fanatische Härte des Gesetzes begründete Beschwerden hervor. Da überdies die Gefahr anarchischer Zügellosigkeit sehr nahe lag, das bürgerliche Leben der Arbeitskräfte nicht entbehren konnte und die Beamten der alten Schule vor bewaffneten Volkshaufen ein instinktives Grauen empfanden, so wurden schon im Laufe des Sommes die übertriebenen Ansprüche des Edikts durch einige neue Erlasse gemildert. Der Landsturm stand fortan unter den Kriegsartikeln und diente wesentlich zur Ausbildung der Reservebataillone für die Landwehr; in den großen Städten fiel er ganz hinweg, aus dem brauchbarsten Drittel seiner Mannschaft wurden Bürger-Kompagnien für den Sicherheitsdienst gebildet. Gleichwohl war die Errichtung des Landsturms sehr folgenreich. Sie belebte in dem Volke das Bewußtsein, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache aller sei; wie vielen wackeren Alten ist es ein Trost geblieben bis zum Grabe, daß sie doch auch die Waffen für das Vaterland getragen hatten. Noch stärker war die Wirkung auf die Feinde, die nach ihren spanischen Erfahrungen nichts so sehr fürchteten als einen Krieg aller gegen alle. Schon der glücklich gewählte Name dieses Volksaufgebots erregte Schrecken im Lager der Rheinbündner; wie unheimlich klang das Landsturmlied:

Ha Windsbraut sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

Die übereilte Räumung der Marken im Frühjahr und nachher die unsicheren Operationen der Marschälle auf ihren Zügen nach Berlin erklären sich nur aus der unbestimmten Angst vor einer Massenerhebung.

Ein wunderbarer Anblick, wie dieser von allen Geldmitteln entblößte Mittelstaat so mit einem Male wieder eintrat in die Reihe der großen Militärmächte. Nur ein Meister konnte allen den un-

gestümen Kräften, die so urplötzlich aus den Tiefen unseres Volkslebens hervorbrachen, Form, Maß und Richtung geben. Unbeirrt durch Widerspruch und Verkennung führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne durch, und ihm gelang was in der modernen Geschichte für unmöglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heere umzubilden. Ihm ward das höchste Glück, das dem großen Menschen beschieden ist: er durfte endlich zeigen was er vermochte. Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern lagen, und einmal doch kam ein Wort des Stolzes über die Lippen des Anspruchslosen: „ich verfahre despotisch," so schrieb er seiner Tochter, „und lade viel Verantwortung auf mich, aber ich glaube dazu berufen zu sein."

Hardenbergs diplomatische Künste, die Schwankungen am Hofe und das Warten auf Österreich hatten den Ausbruch des Krieges um einige Wochen verzögert. Und doch fühlte sich Napoleon überrascht; Maret selbst gestand dem Gesandten Krusemark beim Abschied: sein Kaiser hätte die Gefahr nicht für so nahe gehalten. Durch den Abfall Preußens wurden die Kriegspläne des Imperators verändert. An einen Angriff auf das Zarenreich ließ sich vorerst nicht mehr denken, die nächste Aufgabe war die Vernichtung Preußens. Schon am 27. März ließ Napoleon der Hofburg die Aufteilung des preußischen Staates vorschlagen, dergestalt daß Schlesien an Österreich zurückfiele, Sachsen und Westfalen durch je eine Million preußischer Untertanen vergrößert würden und dem Hause Hohenzollern nur noch ein Kleinstaat mit einer Million Einwohnern an der Weichsel verbliebe. Auf die preußische Kriegserklärung ward mit blutigen Beleidigungen erwidert: wenn Preußen sein Erbe zurückfordere, so wisse die Welt, daß dieser Staat alle seine Erwerbungen in Deutschland nur der Verletzung der Gesetze und Interessen des deutschen Reichskörpers verdanke. Und in einem veröffentlichten Berichte an den Kaiser erhob Maret die Anklage: der preußische Hof versammle um sich die Chorführer jener fanatischen Partei, welche den Umsturz der Throne und die Zerstörung der bürgerlichen Ordnung predige. Diese Kriegserklärung, so schloß er höhnend, ist der Dank „für den Tilsiter Vertrag, der den König wieder auf seinen

Thron erhob, und für den Pariser Vertrag von 1812, der ihn zur französischen Allianz zuließ!"

In einem solchen Kampfe war jeder Ausgleich undenkbar. Und wie unsicher standen die Aussichten für das große Wagnis! Mit Österreich kamen die Alliierten keinen Schritt weiter. Auf wiederholte dringende Mahnungen ließ sich Metternich endlich am 2. April dahin aus: von einem sofortigen Bruche mit Frankreich könne keine Rede sein; dagegen sei Kaiser Franz bereit mit den Verbündeten zusammenzuwirken, falls Napoleon die von Österreich beabsichtigten Friedensvorschläge zurückwiese. Selbst der junge Graf Nesselrode, der soeben anfing im Rate des Zaren eine Rolle zu spielen, allezeit ein warmer Freund Österreichs, fand diese Erklärung nichtssagend und ungenügend.

Auch Großbritanniens Hilfe blieb aus. Englische Subsidien waren für den Krieg ebenso unentbehrlich wie der gute Wille Hannovers für den Bestand des künftigen Deutschen Bundes; deshalb wurde die Wiederherstellung der welfischen Besitzungen in Deutschland im Kalischer Vertrage ausdrücklich ausbedungen. Die glückliche Insel, die allein unter allen Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre schlaue und gewalttätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit. Mit glühender Begeisterung ward das hochsinnige Welfenhaus verherrlicht. Graf Münster träumte von einem freien Welfenreiche Austrasien, das alle deutschen Lande zwischen Elbe und Schelde umfassen sollte, und fand mit diesem tollen Plane bei manchem deutschen Patrioten Anklang. Wie oft hatte England einst, als Pitt noch lebte, dem preußischen Staate glänzende Erwerbungen, vornehmlich den Besitz der Niederlande verheißen, wenn er sich dem Bunde gegen Frankreich anschlösse. Nun endlich stand Preußen in Waffen, und nichts schien dem Staatskanzler sicherer, als daß England jetzt mit vollen Händen dem neuen Bundesgenossen entgegenkommen würde.

Das „Ministerium der Mittelmäßigkeiten" aber, das die Erbschaft Pitts angetreten, hatte von seinem großen Vorfahren nur

den zähen Haß gegen die Revolution überkommen, nicht den freien und weiten politischen Blick. Diese Hochtorys bildeten den Herd der europäischen Reaktion, sie erwarteten, wie Lord Castlereagh einmal trocken aussprach, von dem großen Kampfe einfach „die Wiederherstellung der alten Zustände", verfolgten mit ängstlichem Mißtrauen jede junge Kraft, die im Weltteil sich regte, blickten mit grenzenlosem Hochmut auf die zur Knechtschaft bestimmten Völker des Festlands herab. „Die konstitutionelle Verfassung", sagte Castlereagh, „ist nicht geeignet für Länder, die sich noch in einem Zustande verhältnismäßiger Unwissenheit befinden; das äußerst gewagte Prinzip der Freiheit muß man eher hemmen als befördern." Das Aufsteigen der russischen Macht war dem Kabinett von St. James schon längst unheimlich, und kaum minder erschrocken als Kaiser Franz beobachtete der Prinzregent die stürmische Begeisterung der norddeutschen Jugend, den stolzen Freimut der preußischen Generale. Schwer besorgt schrieb Wellington über die fieberische Erhitzung des preußischen Heeres, das allerdings nicht, wie die Peninsula-Regimenter des eisernen Herzogs, durch den Idealismus der neunschwänzigen Katze in Zucht gehalten wurde.

Selbst das mit Rußland bereits verbündete Schweden hatte mit Preußen noch keinen Vertrag abgeschlossen. Als die Schweden einst den schlauen Karl Johann Bernadotte zu ihrem Thronfolger wählten, erwarteten sie bestimmt, der napoleonische Marschall würde, getreu den alten Traditionen schwedischer Politik, sich an Frankreich anschließen und mit Napoleons Hilfe das verlorene Finnland von den Russen zurückgewinnen. Der kluge Kronprinz ging jedoch andere Wege. Er sah, daß sein Ackerbauland die Kontinentalsperre nicht ertragen konnte, desgleichen daß die Wiedereroberung von Finnland sehr unwahrscheinlich war. Darum beschloß er, durch die Erwerbung von Norwegen sein neues Vaterland zu entschädigen, seine junge Dynastie im Volke zu befestigen. Schon seit dem Beginne des russischen Krieges stand er mit dem Zaren im Bündnis. Seitdem wurde der Kopenhagener Hof von Rußland, England und Schweden dringend aufgefordert, Norwegen aufzugeben und der großen Allianz beizutreten; selbstverständlich sollten die Dänen sich schadlos halten

an jener großen Entschädigungsmasse, die man Deutschland nannte. Der russische Gesandte in Stockholm versprach dem dänischen Geschäftsträger, dem jungen Grafen Wolf Baudissin, im Namen Englands: beide Mecklenburg, das schwedische und vielleicht auch das preußische Pommern, „zwei Dörfer in Deutschland für eines in Norwegen." Bernadotte selbst ging noch weiter und verhieß: Mecklenburg, Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Zum Heile für Deutschland vertraute Friedrich VI. von Dänemark auf Napoleons Glück und fand monatelang keinen festen Entschluß. Dem Gradsinne König Friedrich Wilhelms waren diese häßlichen nordischen Händel von Haus aus widerwärtig. Er hoffte Dänemark durch ehrliche Mittel für die Koalition zu gewinnen, wollte seine Hand nicht bieten zu der Beraubung des kleinen Nachbarn und verweigerte die Genehmigung, als sein Gesandter in Stockholm einen Allianz-Vertrag abgeschlossen hatte, der den Schweden die Eroberung von Norwegen verbürgte. So geschah das Sonderbare, daß Bernadotte im Frühjahr mit einem kleinen schwedischen Heer in Stralsund landete, um Norwegen in Deutschland zu erobern, und doch mit Preußen noch nicht verbündet war. England gewährte dem zweideutigen Bundesgenossen für seine schwache Schar freiwillig eine Million Pfund Sterling Subsidien.

Was ließ sich vollends von den Staaten des Rheinbundes erwarten! Mit Bayern verhandelte der Staatskanzler insgeheim schon seit dem Januar. Der Untergang der 30000 Bayern, die in den Schneefeldern Rußlands ihren Tod gefunden, hatte den Münchener Hof doch tief erschüttert. Obgleich Montgelas die norddeutschen Patrioten leidenschaftlich haßte, auch den Gesandten Hertling anwies, dem Hoflager nach Breslau zu folgen und sich fest an St. Marsan anzuschließen, so begann er doch der Opfer für den Protektor müde zu werden, seit sie nichts mehr einbrachten. Die Königin, Kronprinz Ludwig, Anselm Feuerbach und mehrere andere einflußreiche Männer warben rührig für die gute Sache. Ein schweres Hindernis der Verständigung räumte Hardenberg gewandt hinweg. Er wußte, daß König Max Joseph auf den Besitz der fränkischen Markgrafschaften großen Wert legte und deshalb vorm Jahre den Abschluß des preußisch-französischen Bündnisses mit

großer Besorgnis betrachtet hatte. Rasch entschlossen gab er jetzt die Zusage, das königliche Haus werde seine fränkischen Stammlande nicht zurückfordern; beide Teile setzten dabei voraus, daß Preußen durch die vormals pfalzbayrischen Provinzen am Niederrhein entschädigt werden sollte. Schon war Montgelas bereit, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, da hörte er von Napoleons ungeheuren Rüstungen und von Österreichs zuwartender Haltung. Bei solcher Ungleichheit der Streitkräfte schien ihm Preußens Niederlage sicher. Er brach ab und erfüllte wieder mit gewohntem Eifer seine Vasallenpflichten gegen den Beherrscher des Rheinbundes.

Während die Alliierten also vergeblich versuchten, den mächtigsten Staat des Südens durch freundschaftliche Verhandlungen zu gewinnen, kündigten sie den norddeutschen Staaten schärfere Maßregeln an. Der Breslauer Vertrag vom 19. März bedrohte — ganz im Sinne jener Petersburger Denkschrift Steins — alle deutschen Fürsten, die sich nicht in bestimmter Frist dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes anschlössen, mit dem Verlust ihrer Staaten: ein Zentralverwaltungsrat unter dem Vorsitze des Freiherrn sollte in sämtlichen norddeutschen Landen — allein Hannover und die vormals preußischen Provinzen ausgenommen — provisorische Regierungen einrichten, die militärischen Rüstungen leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen.

Die Drohungen der Verbündeten entsprangen der richtigen Erkenntnis, daß die Satrapen Napoleons nur noch für die Sprache der Gewalt empfänglich waren. Aber sollten die starken Worte wirken, so mußte die Tat der Drohung auf dem Fuße folgen. Und sie folgte nicht. Seine natürliche Gutmütigkeit und die stille Rücksicht auf Österreich verhinderten den König, durch die Entthronung seines sächsischen Nachbars rechtzeitig den deutschen Fürsten ein warnendes Beispiel zu geben. Als die Aufforderung an Friedrich August von Sachsen herantrat, daß er um Deutschlands willen den Treubruch wiederholen sollte, den er im Herbst 1806 um seines Hauses willen begangen hatte, da war die Lage des schwachen Fürsten allerdings schwierig; er mußte früher als die anderen Rheinbundskönige einen Entschluß fassen, in einem Augenblicke, da der Ausgang des

Krieges noch unsicher war, und er konnte nicht hoffen, das durch die Russen eroberte Warschau wiederzugewinnen. Es lag jedoch in seiner Hand, durch rechtzeitigen Anschluß sich einen Ersatz für seinen polnischen Besitz zu sichern; der Zar hatte sich dazu längst bereit erklärt. Die Entschädigung für eine so unsichere Krone konnte freilich nicht bedeutend sein; Warschau war, wie jedermann wußte, nur vorläufig in Friedrich Augusts Hände gegeben bis auf weitere Verfügung des Imperators; niemals hatte der wettinische Herzog sich unterstanden, den vornehmen polnischen Königswählern und ihrem wilden Deutschenhasse entgegenzutreten, niemals gewagt, seinen polnischen Truppen irgendeinen Befehl zu geben. Friedrich August wollte trotzdem von dieser polnischen Krone, die schon so viel Unheil über Sachsen gebracht, nicht lassen und hielt zudem die Niederlage seines „Großen Alliierten" für undenkbar. Er tat beim Heranrücken der Verbündeten, was er schon in der Kriegsgefahr des Jahres 1809 getan: er floh mit seinem Grünen Gewölbe aus dem Lande. Auf die dringende Frage des Königs von Preußen, ob er „ein Widersacher der edelsten Sache" bleiben wolle, gab er eine nichtssagende Antwort und verwies auf seine bestehenden Verbindlichkeiten.

Sein Minister Graf Senfft — eine jener aufgeblasenen Mittelmäßigkeiten, woran die diplomatische Geschichte der Mittelstaaten so reich ist — entwarf den kindischen Plan einer mitteleuropäischen Allianz, welche Frankreich und Rußland zugleich demütigen und Preußen auf der Stufe einer Macht dritten Ranges daniederhalten sollte; er fühlte jedoch, daß man des Schutzes bedurfte und versuchte daher sich an die zuwartende Neutralitätspolitik Österreichs anzuschließen. Dies Beginnen war nicht nur unausführbar, da Sachsen unvermeidlich den Kriegsschauplatz bilden mußte, sondern auch eine Verletzung des Völkerrechts. Sachsen befand sich noch im Zustande des Krieges gegen Rußland, also auch gegen Preußen; soeben noch kämpften sächsische Truppen in den Gassen von Lüneburg mit Dörnbergs tapferen Scharen. Nach einer selbstverständlichen Regel des Völkerrechts darf aber eine kriegführende Macht nicht ohne die Genehmigung des Feindes sich für neutral erklären,

weil sonst jeder Besiegte sich den Folgen seiner Niederlage entziehen könnte. Dem österreichischen Hofe wurde diese Erlaubnis erteilt, da Napoleon sowohl wie die Alliierten ihn schonen wollten nnd auf seinen Beitritt hofften; von dem sächsischen Könige verlangten beide Teile sofortigen Anschluß.

Fast die gesamte sächsische Armee stand in Torgau unter den Befehlen Thielmanns, der beauftragt war den wichtigen Elbepaß keinem der beiden kämpfenden Teile zu öffnen. Der General war ein tapferer Soldat, aber eitel, großsprecherisch, maßlos ehrgeizig; ein eifriger Diener Napoleons hatte er sich neuerdings urplötzlich der deutschen Sache zugewendet. Es stand in seiner Gewalt, durch einen eigenmächtigen, verwegenen Entschluß, nach dem Vorbilde Yorks, seinem Könige Thron und Heer zu retten, den Verbündeten den Beginn der Operationen wesentlich zu erleichtern. Er aber tat zu viel für einen sächsischen General, zu wenig für einen deutschen Patrioten. Insgeheim verhandelte er mit den Preußen und spielte ihnen sogar einige Fähren in die Hände, welche den Übergang der Alliierten über die Elbe ermöglichten; doch seine Truppen mit dem deutschen Heere zu vereinigen wagte er nicht. In solcher Lage waren die Verbündeten unzweifelhaft berechtigt Sachsen als Feindesland zu behandeln: sie traten jedoch mit übel angebrachter Milde auf, nahmen das Land nur im Namen des landesflüchtigen Fürsten in Verwahrung. Scharnhorst vornehmlich hat diesen Fehler verschuldet; er beurteilte die Gesinnung des sächsischen Hofes unrichtig, nach den Schilderungen seines Jugendfreundes, des Generals Zeschau, der zu den nächsten Vertrauten Friedrich Augusts zählte. Auch Stein hoffte noch auf die freiwillige Bekehrung der Albertiner. Wohl schalt er grimmig auf die Mattherzigkeit „dieser weichen sächsischen Wortkrämer", die von der Begeisterung des preußischen Volkes kaum angeweht wurden, auf den Stumpfsinn der Dresdner Philister, denen unter allen Schickungen einer ungeheuren Zeit nichts so wichtig war wie die Zerstörung ihrer Elbbrücke. Aber statt das besetzte Land, dem Breslauer Vertrage gemäß, sofort der Diktatur des Zentralverwaltungsrates zu unterwerfen, ließ Stein die von dem flüchtigen Könige eingesetzte Regierungskommission ruhig ge-

währen und verschmähte sogar die Staatskassen mit Beschlag zu belegen.

Also trat die geplante deutsche Zentralbehörde in ihrem ursprünglichen radikalen Sinne niemals ins Leben; der erste Versuch unitarischer Politik geriet nach halbem Anlauf ins Stocken. Noch ehe der große Krieg begann, ward schon erkennbar, welche Macht der Partikularismus im Volke und in den Dynastien noch besaß. Die Fremdherrschaft war reif zum Untergange; für den Staatsbau der deutschen Einheit fehlte noch der Boden.

IV.

Kampf und Sieg.

Zeiten der Not heben den rechten Mann rasch an die rechte Stelle. Da der König in seiner Schüchternheit sich nicht getraute nach dem Brauche seiner Vorfahren das Heer selber zu führen, so durfte nur ein Mann den Befehl über die preußische Hauptarmee übernehmen — der erste Feldsoldat der deutschen Heere, General Blücher. Wohin waren sie doch, die Träume der gebildeten Menschenfreunde vom ewigen Frieden? Gereift und gekräftigt in harter Prüfung glaubten die Deutschen wieder an den Gott der Eisen wachsen ließ, und jene einfachen Tugenden ursprünglicher Menschheit, die bis an das Ende der Geschichte der feste Grund aller Größe der Völker bleiben werden, gelangten wieder zu verdienten Ehren: der kriegerische Mut, die frische Kraft des begeisterten Willens, die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe. In ihnen lag Blüchers Stärke, und diese Nation, die sich so gern das Volk der Dichter und der Denker nannte, beugte sich vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes; sie fühlte, daß er wert war sie zu führen, daß der Heldenzorn und die Siegesfreude der Hunderttausende sich in ihm verkörperten. Was hatte der Alte nicht alles durchgemacht in dem halben Jahrhundert, seit die Belling-Husaren einst den schwedischen Kornett einfingen und der alte Belling selber den unbändigen Junker in Kunst und Brauch der fridericianischen Reiter unterrichtete. Er hatte an der Peene gegen die Schweden, bei Freiberg gegen die Kaiserlichen, in Polen gegen die Konföderierten gefochten, war auf jenem unblutigen Siegeszuge durch Holland dem Bürger und Bauern überall ein wohlwollender Beschützer gewesen und dann während der rheinischen Feldzüge

von Freund und Feind bewundert worden. Die schneidige Tollkühnheit, die behende List, die unermüdliche Ausdauer des alten Zieten lebten wieder auf in dem neuen Könige der Husaren. Sein Lebelang blieb er der Ansicht, für das Fußvolk genüge zur Not der nachhaltige Mut, der Reiterführer aber bedürfe einer angeborenen Begeisterung, um die seltenen und flüchtigen Augenblicke, die seiner Waffe eine große Wirkung erlaubten, immer sofort mit Ungestüm zu ergreifen.

Seit dem Jahre 1806 und dem kühnen Zuge auf Lübeck war er die Hoffnung der Armee; Scharnhorst lernte damals an Blüchers Seite, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt überwinde und sagte zu ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!" Und es war unendlich mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen, tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich gern mit allen seinen Orden wie für ein bräutliches Fest, und niemals in allen den Fährlichkeiten seines Kriegerlebens ist ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinstrecken könnte. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhob mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher, mochte er nun in gemütlichem Platt mit Wachtstubenspäßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern oder den Offizieren klar, bündig, nachdrücklich seine Befehle erteilen oder endlich in festlicher Versammlung mit schwungvollen Worten einen vaterländischen Ehrentag verherrlichen. Wer täglich mit ihm ver-

kehrte wurde ihm ganz zu eigen; seine geliebten roten Husaren hatte er so bis auf den letzten Mann in seiner Gewalt, daß nach der unglücklichen Ratkauer Kapitulation kein einziger der Roten nach Frankreich geführt werden konnte: alle entkamen den Siegern, die meisten schlichen sich nach Ostpreußen zu ihrem Könige durch.

Blücher kannte Land und Leute des deutschen Nordens wie niemand sonst unter den preußischen Generalen. Während eines langen wechselreichen Dienstlebens war er in jeder Landschaft vom Rheine bis zur polnischen Grenze heimisch, auch als Landwirt mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wohl vertraut geworden. Überall wohin er kam gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ, mit hoch und niedrig zechte und spielte, immer aufgeknöpft und guter Dinge und doch gewiß sich niemals wegzuwerfen. So stärkte ihm die Schule des Lebens den deutsch-vaterländischen Sinn, den einst Klopstocks Oden in der Seele des Jünglings geweckt hatten. Wie fest er auch an seinen preußischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als einen deutschen Edelmann. Grenzenlos war sein Zutrauen zu der unverwüstlichen Kraft und Treue seines Volkes. Das Herz ging ihm auf wo er die ursprüngliche Frische und Freiheit germanischen Wesens fand; daher seine Vorliebe für das freie Volk der Friesen und das selbstbewußte Bürgertum der Hansestädte, sein Abscheu wider den Kastenstolz und die vaterlandslose Gesinnung des münsterländischen Adels. Im Alter beklagte er oft, daß er über dem Saus und Braus des lustigen Husarenlebens seine Bildung so ganz vernachlässigt habe. Ein angeborener Freisinn, der sichere Instinkt eines großmütigen königlichen Herzens ließ ihn gleichwohl fortschreiten mit der wachsenden Zeit. Lange vor den Reformen von 1807 hatte er die Prügelstrafe bei seinen Roten tatsächlich abgeschafft; der pedantische Zwang unnützer Paradekünste war ihm ein Greuel, und frühe schon sprach er aus, daß die Armee zu einem Volksheere werden müsse. Von dem junkerhaften Wesen seiner mecklenburgischen Standesgenossen blieb er ganz frei. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so hieß er freudig alles willkommen, was die persönliche Kraft, die freie Tätigkeit, das Selbstvertrauen in der

Nation erweckte. Steins Reformen und namentlich die Städteordnung fanden an ihm einen beredten Verteidiger. So wurzelte auch sein grimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft in dem starken Selbstgefühle einer freien Seele: er empfand es wie eine persönliche Entwürdigung, daß er auf deutschem Boden sich nach dem Belieben französischer Gewalthaber richten sollte, und wetterte: „ich bin frei geboren und muß auch so sterben."

Der alte Kriegsmann zählt zu jenen echten historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntnis gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! In jeder politischen Lage findet er sich rasch zurecht, erkennt sofort den springenden Punkt im Gewirr der Ereignisse, weissagt mit prophetischer Sicherheit den letzten Ausgang. Niemals läßt er sich täuschen durch die Überklugheit der Haugwitzschen Politik, niemals glaubt er an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und Napoleon. Im Frühjahr 1807, nach einem einzigen Gespräch mit Bennigsen, weiß er augenblicklich, was sein Staat von den Russen zu erwarten hat, und ruft ingrimmig: „wir sind verraten und verkoft!" Und dann die langen Jahre der Knechtschaft: oft genug ist er der Verzweiflung nahe, doch immer wieder ermannt er sich zu dem frohen Glauben: er werde sein Preußen wieder im alten Glanze sehen, dieser Napoleon müsse herunter und ihm selber sei bestimmt dazu mitzuhelfen: „der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein!" Wohl hat auch Blücher in dieser Zeit des Harrens manche der holden Täuschungen geteilt, welche die tapferen Herzen der Kriegspartei in die Irre führten; er setzte gern bei allen Deutschen den Heldensinn, der ihn selber beseelte, voraus und traute sich's zu mit 16000 Mann die westlichen Provinzen wieder zu erobern. Doch wie übereilt auch manche der Erhebungspläne waren, die er damals mit seinem Lieblingssohne Franz unermüdlich entwarf: das Wesentliche, die innere Schwäche des napoleonischen Weltreichs erkannte er richtig. Die Kleinmeister entsetzten sich über den Jüngling im Greisenhaar, der noch zuweilen auf den Hofbällen mit den eleganten jungen Gardeoffizieren eine Quadrille tanzte; tiefere Naturen fühlten bald, daß dies ausgelassene

Treiben nur der natürliche Ausdruck einer unbändigen überschäumenden Lebenskraft war. Die Patriotenpartei verließ sich auf ihn als auf ihre treueste Stütze. Stein hatte sich ihm schon vor Jahren in herzlicher Freundschaft angeschlossen; er schätzte das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urteil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte.

Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimut sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. Seine Zornreden kamen so gutlaunig und treuherzig heraus, daß sich selten jemand gekränkt fühlte und selbst der König sich von ihm alles bieten ließ. Denn bei allem Ungestüm war er von Grund aus klug, nicht bloß im Kriege so verschlagen und aller Listen kundig, daß ihn Napoleon ärgerlich le vieux renard nannte, sondern auch ein gewiegter Menschenkenner, der jeden an der rechten Stelle zu packen wußte. Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde; von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein Vorwärts aus seinen Augen blitzte, und auch von dem trotzigen Selbstgefühle seiner Generale erzwang er sich Gehorsam, da er stets nur an die Sache dachte, nach jedem Mißerfolge alles hochherzig auf seine Kappe nahm und bei Streitigkeiten der Untergebenen immer gutmütig vermittelte. Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit. Obgleich er nach Husarenart den Herrgott zuweilen einen guten Mann sein ließ und alles scheinheilige Wesen verabscheute, so blieb er doch in tiefster Seele seines einfältigen Glaubens froh; in schweren Stunden tröstete sich der Bibelfeste gern an einem tapferen Worte der Apostel. Und wie weitab lag doch die Schlaglust dieses gütigen, menschenfreundlichen Mannes von der herzlosen Roheit des Landsknechtes! Für die Kranken und Verwundeten zu sorgen war ihm heilige Christenpflicht. Der junge Kronprinz vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch

des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Übermut solches Elend über seine Brüder bringe!

Blücher wußte längst, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte," daß ihm die Führung der Armee gebührte. Als nun die heiß ersehnte Stunde schlug und das Reich der tausendmal verfluchten „Sicherheitskommissare und Faultiere" zu Ende ging, da fühlte er sich verjüngt trotz seiner siebzig Jahre und dachte froh an die langlebige Heldenkraft des Derfflingers und des Dessauers und die vielen anderen glorreichen Grauköpfe der preußischen Kriegsgeschichte. Glückselig wiegte er sich auf den hohen Wogen dieser brausenden Volksbewegung; wie tat es ihm wohl, daß der frische Luftzug der Wahrhaftigkeit wieder durch das deutsche Leben ging und jeder tapfer von der Leber weg sprach. „Dichten Sie man druf", sagte er seelenvergnügt zu einem patriotischen Poeten; „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!"

So war der Held, den die Stimme der Nation zum Führer wählte — ein rechter Germane, nur germanischen Menschen ganz verständlich in der rauhen Größe, der formlosen Ursprünglichkeit seines Wesens. Die Franzosen haben ihm niemals auch nur jene bedingte Anerkennung geschenkt, welche der anhaltende Erfolg selbst dem Besiegten abzuzwingen pflegt. Er selber konnte in die feine romanische Art sich nicht finden und meinte noch als die Wut des Kampfes längst verraucht war: „dies Volk ist mich zuwider!" — während ihm der laute Freimut und der derbe Humor „des närrischen Volkes" der Engländer von Herzen behagten. Sobald der Krieg begann widmete er sich mit ganzer Kraft seinem Berufe und legte sogar die geliebten Spielkarten aus der Hand, um sie nicht wieder zu berühren vor dem Einzuge in Paris. Er kannte die Gebrechen seiner Bildung und wußte, daß er eines methodisch geschulten Kopfes bedurfte, der ihm die Gedanken für die Kriegführung angab. So hatte er im Feldzuge von 1806 die Ideen Scharnhorsts ausgeführt; neidlos, in aufrichtiger Bescheidenheit erkannte er die geistige Überlegenheit des Freundes an und freute sich ihn auch diesmal als Generalquartiermeister an seiner Seite zu sehen. Mit diesem

hellen Kopfe und seiner eigenen Verwegenheit dachte er der ganzen Welt zu trotzen — denn einen vielköpfigen Kriegsrat hat der Alte nie gehalten.

Doch vorläufig stand er selbst noch unter russischem Oberbefehle. Nach dem Tode des unfähigen alten Feldmarschalls Kutusow übernahm General Wittgenstein die Führung des verbündeten Heeres, ein tapferer wohlmeinender Soldat ohne die Gaben des Feldherrn. Das russische Hauptquartier war, stolz auf die Erfolge des jüngsten Jahres, wenig geneigt auf die Ratschläge der Preußen zu hören. Schon am Tage nach dem Aufrufe des Königs brach Blücher aus Breslau auf, überschritt die Elbe bei Dresden, unterwarf fast ganz Sachsen bis auf die Festungen und rückte in den ersten Tagen des April bis in die Altenburger Gegend; seine leichten Truppen schweiften weit nach Westen, über Gotha hinaus. Gleichzeitig näherten sich im Norden York und Bülow der Elbe, schlugen den Vizekönig Eugen in dem glänzenden Gefechte von Möckern — dem ersten größeren Treffen, das den Franzosen zeigte, daß sie nicht mehr mit dem Heere von 1806 zu tun hatten — und gingen im Anhaltischen auf das linke Ufer des Stromes über.

Wenn Scharnhorst und seine Freunde anfangs hofften, es werde gelingen vor Napoleons Ankunft einen großen Teil von Westdeutschland zu besetzen und überall die Volksbewaffnung in Gang zu bringen, so mußten sie bald erkennen, wie wenig die verfügbaren Streitkräfte vorderhand noch für so großartige Entwürfe ausreichten. Ein glücklicher Angriff des kleinen Dörnbergschen Korps auf Lüneburg gab zwar ein erhebendes Zeugnis von der Tapferkeit des jungen Heeres — die Soldaten priesen den ersten Ritter des eisernen Kreuzes, Major Borcke, die Poeten besangen das Heldenmädchen Johanna Stegen, das den Kämpfern im dichten Kugelregen Pulver und Blei zutrug — jedoch das vereinzelte Unternehmen hatte keine bleibenden Folgen. Eine Schilderhebung der Patrioten im Bremischen wurde durch Vandamme, den rohesten und wüstesten der napoleonischen Generale, rasch niedergeworfen und grausam bestraft. Auch von den Festungen diesseits der Elbe waren bis zu Ende April nur Thorn und Spandau den Franzosen entrissen. Eine kühne Kriegführung, wie sie

Scharnhorst verlangte, konnte gleichwohl die Armee des Vizekönigs im Magdeburger Lande vernichten, bevor Napoleons Hauptheer herankam. Aber das russische Hauptquartier blieb wochenlang unbeweglich in Polen. Der Zar bedurfte längere Zeit um seine Armee, deren Schwäche mit seinen eigenen prahlerischen Angaben in lächerlichem Widerspruche stand, zu verstärken; auch wollte er Polen nicht verlassen bevor die Ruhe in dem aufgeregten Lande durch eine genügende Truppenmacht gesichert war. Dazu die Unlust seiner Generale und die peinlichen Zweifel über die Absichten Österreichs, das aus seiner starken Flankenstellung heraus den Verbündeten hochgefährlich werden konnte. Erst am 24. April zog das russische Hauptheer in Dresden ein, um sich dann nach langsamen Märschen südlich von Leipzig mit Blücher zu vereinigen.

Mittlerweile hatte Napoleon seine Rüstungen mächtig gefördert. Wohl lagen Tausende der erprobten Veteranen im russischen Schnee begraben. Die jungen Konskribierten standen den alten Kameraden weit nach, viele hatte man in Ketten zu den Regimentern schleppen müssen; auch die Marschälle begannen der unendlichen Kriegsarbeit satt zu werden und sehnten sich nach friedlichem Genusse der erbeuteten Schätze. Die Überlegenheit der sittlichen Spannkraft und des kriegerischen Feuers, die vordem den napoleonischen Heeren eigen gewesen, war jetzt ganz und gar auf die Preußen übergegangen. Immerhin blieb das Weltreich, das seit Jahren von keinem Feinde betreten worden, durch seine unermeßlichen Hilfsquellen den Verbündeten weitaus überlegen. Während Bertrand aus Italien durch Bayern heranzog, versammelten sich die übrigen Korps der Franzosen und Rheinbündner am Niederrhein, bei Frankfurt und im Würzburgischen. In den letzten Tagen des April rückte Napoleon selbst mit dem Hauptheere auf der Frankfurt-Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. bei Naumburg mit der Armee des Vizekönigs. Er gebot über eine Feldarmee von mindestens 180000 Mann, ungerechnet die Garnisonen der deutschen Festungen, und die Verbündeten konnten ihm zunächst nur etwa 98000 Mann entgegenstellen. Scharnhorst wünschte anfangs die Schlacht in der freien Ebene von Leipzig, wo die überlegene Reiterei

der Verbündeten zur vollen Wirksamkeit gelangen konnte. Das russische Hauptquartier dagegen beschloß, südlich von dem alten Lützener Schlachtfelde, in dem sumpfigen, von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesenlande bei Großgörschen, das zur Entfaltung großer Reitermassen wenig Raum bot, einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des nach Leipzig vorrückenden Feindes zu wagen. Scharnhorst gab zuerst den einfach kühnen Rat: man solle die Übermacht des Feindes schon auf dem Anmarsch überraschen, seine Marschkolonnen durch einen Flankenangriff durchbrechen. Der verwegene Plan konnte nur durch die höchste Schnelligkeit und Einfachheit der Ausführung gelingen. General Diebitsch, der in Wittgensteins Auftrag die Anordnungen traf, leitete jedoch den Anmarsch so unglücklich, daß die Korps von Blücher und York einander durchkreuzten.

Erst am Mittag des 2. Mai konnten die Preußen den Angriff beginnen auf die zwischen den Büschen versteckten vier Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Caja, welche Ney mit gewaltiger Übermacht hielt. Unter brausendem Hurraruf stürmten ihre Regimenter heran, noch niemals waren die französischen Legionen einem solchen Ungestüm kriegerischer Begeisterung begegnet. Nichts von der natürlichen Unsicherheit junger Truppen; ein Sturm des Zornes schien jeden fortzureißen; niemand konnte sich auszeichnen, so groß war die Tapferkeit aller! Nach zweistündigem mörderischem Kampfe wurden drei von den Dörfern den Franzosen entrissen. Da eilte Napoleon selbst von der Leipziger Straße herbei, versuchte mit frischen Truppen die Schlacht herzustellen. Er mußte mit ansehen, wie die preußische Garde durch einen zweiten furchtbaren Angriff die vier Dörfer sämtlich nahm; kam die Reserve der Verbündeten rechtzeitig heran, so war die Marschlinie der Franzosen durchbrochen, ihrem Hauptheere eine schwere Niederlage bereitet. Auf einen Augenblick wurde der Imperator unsicher. „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ fragte er zweifelnd seinen Berthier, und beim Anblick des Todesmutes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Diese Tiere haben etwas gelernt.“ Doch Wittgensteins Reserven blieben aus; das Korps von Miloradowitsch wurde durch ein unglückliches Mißverständnis dem Schlachtfelde fern gehalten, und die russischen Garden

erschienen erst auf der Wahlstatt als mit dem Anbruch der Nacht der Kampf zu Ende ging. Die Reiterei der Verbündeten gelangte nicht zu entscheidendem Eingreifen, da Wittgenstein sich völlig unfähig zeigte die Leitung des Heeres in der Hand zu behalten, und eigentlich niemand den Oberbefehl führte; ihr Fußvolk verbiß sich in den blutigen Kampf um die Dörfer, der bei der Überlegenheit der feindlichen Infanterie keinen günstigen Ausgang versprach. Währenddem zog Napoleon von Norden her neue Verstärkungen heran, und gegen sieben Uhr fühlte er sich stark genug um, nach seiner Gewohnheit, unter dem Schutze einer mächtigen Artilleriemasse einen entscheidenden Stoß zu wagen. Als die Finsternis hereinbrach, behaupteten sich die Preußen nur noch in Großgörschen, die drei anderen Dörfer waren von den Franzosen zurückgewonnen, der Feind hielt das Heer der Alliierten in weitem Bogen umklammert. Ein letzter verzweifelter Angriff der Reiterei, von Blücher auf gut Glück in das Dunkel der Nacht hinein geführt, scheiterte an der Ungunst des Terrains.

Noch war die Schlacht nicht gänzlich verloren; jedermann im preußischen Lager erwartete die Wiederaufnahme des Gefechts für den folgenden Morgen; aber hatten die Verbündeten schon am Abend mit ihren 70000 Mann gegen eine fast zweifache Übermacht gefochten, so mußten sie am nächsten Tage, wenn Napoleon alle seine Streitkräfte aus der Leipziger Umgegend herangezogen hatte, einem noch ungleicheren Kampfe entgegensehen. Unverfolgt traten sie den Rückweg nach der oberen Elbe an. Mindestens 10000 Mann von den Verbündeten und eine weit größere Anzahl Franzosen waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Truppen fühlten sich unbesiegt, sie hatten selber mehrere Trophäen erbeutet und keine einzige in den Händen des glücklichen Gegners zurückgelassen; überall wo sie den Feind in gleicher Anzahl getroffen, waren sie ihm überlegen gewesen. Die Kosaken riefen auf dem Rückzuge fröhlich ihr: Pascholl! Franzos kaput! Im preußischen Heere lebte das stolze Bewußtsein, daß man unter fremden und unfähigen Führern die Ehre der Fahnen wiederhergestellt, den Siegern von Jena sich ebenbürtig erwiesen habe. Hingerissen von dem Anblick der wieder erwachten deutschen Waffengröße sang Arndt sein Lied auf den Tag von Großgörschen:

Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
Heldenmänner, seid gegrüßt!
Beste Deutsche sollt ihr heißen
Wenn der neue Bund sich schließt!

Unter den Opfern des blutigen Tages war auch Scharnhorst. Im siebenjährigen Kriege hatte ein grausames Geschick fast alle preußischen Heerführer dahingerafft; während des Befreiungskrieges blieben sie sämtlich verschont. Nur dieser eine Eine fiel — der mächtige Geist, aus dessen lichtem Haupte das deutsche Volksheer gepanzert aufstieg wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er wollte die leichte Wunde, die er bei Großgörschen empfangen, nicht ruhig heilen lassen. Seit man die Schwäche der russischen Armee und die Lauheit ihrer Führer vor Augen sah, stand im preußischen Hauptquartiere die Überzeugung fest, daß nur Österreichs Beistand den Sieg verbürge. Bald nach der Schlacht kündigte der König in einem Parolebefehle seinen Truppen an: „in wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen." Scharnhorst wußte, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung stand, und beschloß daher, trotz der Warnungen der Ärzte, selber nach Wien zu gehen und durch persönliche Überredung den österreichischen Staatsmännern den entscheidenden Entschluß zu entreißen. Unterwegs verschlimmerte sich die Wunde. Während er in Böhmen einsam auf dem Krankenbette lag, schweiften seine Gedanken hinüber zu dem vaterländischen Heere. So viel herrliche Kraft war vergeudet durch die Fehler der russischen Heeresleitung; er hatte die Preußen gerüstet und fühlte, daß er sie zum Siege führen würde wenn man ihn frei gewähren ließ an Blüchers Seite. Der sterbende Mann konnte den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, nicht länger in seiner verschlossenen Brust verbergen und schrieb an seine Tochter — nur für sie, damit sie wisse, „wie dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte: An Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages!" Es sollte nicht sein. Am 28. Juni erlag er seiner Wunde; seine letzten Worte weissagten den

Deutschen die Freiheit. Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Rätsel des Menschenschicksals den Überlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Toten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Siege in feuriger Rede den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

„Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an!

So viel Ehre die Schlacht von Großgörschen den jungen preußischen Truppen brachte, sie war doch eine Niederlage, verhängnisvoll durch ihre politischen Folgen. Der Ruf der napoleonischen Unüberwindlichkeit stand nunmehr wieder aufrecht; kein Gedanke mehr an einen Abfall der rheinbündischen Höfe. Friedrich August von Sachsen war soeben erst, am 20. April, durch einen geheimen Vertrag zu Österreich und der Politik der bewaffneten Vermittlung übergetreten. Auf die Nachricht von Napoleons Siege kehrte er sofort, noch bevor eine drohende Mahnung des Protektors ihn ereilte, wieder zu den Fahnen zurück, denen sein Herz immer angehangen; hatte er doch schon vor Wochen den Obersten Odeleben in das französische Hauptquartier gesendet, um dem Imperator als Führer durch Thüringen zu dienen! Senfft, der Vertreter der Neutralitätspolitik, ward entlassen, die Armee und das Land dem Großen Alliierten zur Verfügung gestellt. General Thielmann erhielt Befehl, Torgau den Franzosen zu öffnen und trat, da seine Truppen den Weisungen ihres Königs unbedingt gehorchten, allein zu den Verbündeten über, nur begleitet von dem genialen Aster, dem deutschen Vauban.

Die Verbündeten waren mittlerweile über die Elbe in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon folgte; sein Heer stand zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg. Er faßte jetzt zum ersten Male den Plan zu einem Angriff auf Berlin — einen Gedanken, der seitdem in allen Berechnungen dieses Feldzugs immer wiederkehrte: während er selbst der Armee der Alliierten ostwärts folgte, sollte Ney durch einen raschen Zug gen Norden den gehaßtesten und gefährlichsten der Feinde in seiner Hauptstadt bedrohen. Das preußische Hauptquartier war auf das Ärgste gefaßt und traf bereits Anstalten, Berlin nötigenfalls im Straßenkampfe durch den Landsturm zu verteidigen. Die Armee jedoch blieb mit den Russen vereinigt; der König wollte die Stellung in der Nähe der österreichischen Grenze behaupten, er hoffte durch einen Sieg des vereinigten Heeres die zaudernde Hofburg zum Anschluß zu bewegen. In der Tat war ein Erfolg möglich, wenn Wittgenstein sogleich mit seinem gesammelten Heere einen Angriff auf Napoleon unternahm, bevor dieser seine Armee vereinigt hatte. Die russische Führung aber, die in jenen Tagen wesentlich durch die dilettantischen Einfälle des Zaren selber bestimmt wurde, beschloß, dem Rate der preußischen Generale zuwider, bei Bautzen eine Defensivschlacht anzunehmen und gewährte also dem Imperator, der die Gedanken der Gegner alsbald durchschaute, genügende Zeit um seine Streitkräfte zu versammeln und auch Neys Armee zurückzurufen. Während die Hauptarmee untätig bei Bautzen stand, sollten die zwei schwachen Korps von York und Barclay de Tolly durch ein Ausfallsgefecht die heranrückenden, dreifach überlegenen Heeressäulen Neys und Lauristons zurückwerfen. Mit höchster Kühnheit versuchte York sich des unmöglichen Auftrags zu entledigen; durch das blutige Waldgefecht bei Königswartha (19. Mai) hat er sich zuerst den Namen des Schlachtengenerals, seinen altpreußischen Regimentern ein furchtbares Ansehen bei Freund und Feind gesichert; wunderbar zäh und verwegen hielt er aus in dem ungleichen Kampfe und brachte seine kleine Schar in guter Ordnung wieder zu dem Hauptheere zurück. Aber mit entsetzlichen Opfern hatten die Preußen die Torheit des Zaren bezahlen müssen; mehr als die Hälfte der Brigade Steinmetz lag auf dem Schlacht-

felde, und die Vereinigung Neys mit der französischen Hauptarmee war doch nicht verhindert.

So konnte denn Napoleon am 20. Mai seine gesamten 170000 Mann gegen die 80000 Alliierten zur Schlacht vorführen. Die Verbündeten erwarteten den Angriff in weitgedehnter Stellung auf dem steilen rechten Ufer des tiefen Spreetals, mit der Front nach Westen; ihr linker Flügel lehnte sich an jene waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, von denen einst Loudon gegen das Hochkircher Lager herniedergestürmt war, der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Napoleon griff am ersten Schlachttage den linken Flügel der Gegner an, überschritt den Fluß, besetzte Bautzen und verleitete also den Zaren zu dem Glauben, daß die Franzosen die Entscheidung auf der Linken der Alliierten suchten, das verbündete Heer vom Gebirge abschneiden wollten. Die Absicht des Imperators ging aber vielmehr dahin, den bloßgestellten rechten Flügel der Verbündeten zu werfen, dann ihr Zentrum zu umklammern und die geschlagene Armee zu dem gefahrvollen Rückzuge südwärts ins Gebirge hinein zu zwingen. Während nun die Russen ihre wohlgesicherte Linke noch mehr verstärkten, warf sich Napoleon am zweiten Schlachttage mit Macht auf den schwachen rechten Flügel unter Barclay de Tolly, schlug ihn gänzlich und drang dann gegen die Kreckwitzer Höhen vor, welche Blücher mit dem Zentrum hielt. Nach langem mörderischem Kampfe war auch diese Position fast umgangen, die Linien der Verbündeten bildeten bereits einen weit zurückgebogenen Haken. Da erkannte Kneſebeck die Gefahr einer völligen Niederlage; er bestand darauf, daß die Schlacht abgebrochen wurde und rettete so das Heer. Gegen drei Uhr trat Blücher in musterhafter Ordnung den Rückzug an, und als der Abend hereinbrach, hatte der Sieger durch die blutige Arbeit zweier Tage nichts weiter gewonnen als den Besitz des Schlachtfeldes. „Was?“ — rief er grimmig — „kein Ergebnis, keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer solchen Schlächterei?“ 40000 Mann waren gefallen, davon 25000 Franzosen; die Flammen der brennenden Dörfer ringsum beleuchteten die gräßliche Wahlstatt.

Sofort nach dem unfruchtbaren Siege nahm Napoleon seine alten Pläne wieder auf und entsendete Oudinots Korps gegen Berlin; der

aber wurde von Bülow und Oppen nach einem wütenden Kampfe in der brennenden Vorstadt von Luckau zurückgeworfen (4. Juni). Es war das erste jener vier blutigen Treffen und Schlachten, wodurch Preußen sich in diesem Sommer den Besitz seiner Hauptstadt sicherte. In denselben Tagen jedoch ging das befreite Hamburg wieder an die Franzosen verloren. Die unkriegerischen Gewohnheiten der reichen Handelsstadt rächten sich in der Zeit der Not. Der schwerfällige bedachtsame Senat wußte nichts anzufangen mit dem tapferen Bürger Mettlerkamp und den vielen anderen wackeren Patrioten, die sich zur Verteidigung der Vaterstadt erboten. Tettenborns Leichtsinn hatte für die Sicherung des gefährdeten Platzes wenig getan; Bernadotte wollte, da er in Pommern das versprochene russische Hilfskorps nicht vorfand, seine kleine schwedische Armee nicht auf das Spiel setzen und unterließ jeden Entsatzversuch. Schon am 30. Mai konnte Davoust in die rebellische gute Stadt des Kaiserreichs wieder einziehen. Eine Schreckensherrschaft brach herein, wie der deutsche Boden sie noch nie gesehen; Standgerichte und Brandschatzungen zeigten den deutschen Bürgern was es heiße, dem Kaiser der Franzosen den Gehorsam aufzusagen. Der offene Platz wurde rasch mit Festungswerken umgeben, wobei die unglücklichen Bewohner selber schanzen mußten, und durch die Vertreibung von 25000 armen Leuten für eine lange Verteidigung eingerichtet. Die feste Elblinie von Dresden bis zur See war wieder in Frankreichs Händen.

In einem Kriegsrate der Monarchen zu Lauban vertrat Hardenberg, unterstützt von den preußischen Generalen, die Ansicht, daß die alliierte Armee, statt gradeswegs nach Osten zurückzugehen, vielmehr südwärts nach Schweidnitz an die Abhänge des Riesengebirges ausbiegen solle. So gab man zwar, alles auf eine Karte setzend, die Hauptmasse der preußischen Monarchie rücksichtslos dem Feinde preis, doch man hielt die Verbindung mit Österreich fest und damit die letzte Möglichkeit des Sieges. Der Rat ward befolgt. Dann ließ Blücher in der Ebene von Haynau seine Reiter plötzlich aus einem Hinterhalte gegen die Spitzen der nachdrängenden französischen Armee vorbrechen (26. Mai) und warf die Feinde so weit zurück, daß sie die Fühlung mit den Alliierten verloren und die veränderte

Richtung des Rückzugs nicht bemerkten. Mit Befremden entdeckte Napoleon nach einigen Tagen, daß die Verbündeten in seiner rechten Flanke standen. Wie gern hat der greise preußische Held noch in späteren Tagen dieses ersten fröhlichen Empfanges gedacht, den er dem Feinde auf preußischem Boden bereitet; zum ersten Male in diesem Feldzuge lächelte ihm das Glück, und seiner Lieblingswaffe allein verdankte er den schönen Erfolg. Zuversichtlich wie er sah das gesamte preußische Heer neuen Schlachten entgegen; in allen den hartnäckigen Kämpfen dieses Rückzugs zeigte der deutsche Soldat eine unverwüstliche Freudigkeit und Frische. Mehr als zwanzig Gefechte und zwei große Schlachten waren geschlagen, fünfzig Kanonen und viele Gefangene den Franzosen abgenommen, Napoleon aber hatte keine einzige Trophäe in seinen Händen. Anders war die Stimmung im russischen Lager. Die von Haus aus mäßige Kriegslust der Generale erlahmte gänzlich, seit sie sich wieder in die äußerste Ostecke Deutschlands zurückgedrängt sahen; abermals wie vor sechs Jahren, vernahm man die unmutige Frage: wozu uns opfern für fremde Zwecke? Barclay de Tolly, der unterdessen den Oberbefehl übernommen, erklärte bestimmt, sein erschöpftes Heer bedürfe der Ruhe, müsse in Polen wiederhergestellt und verstärkt werden. Blücher aber wollte sich dann von den Russen trennen und südlich am Fuße der Glatzer Berge dem Feinde standhalten. Schon war der Abmarsch der Russen über die Oder angeordnet, das Kalischer Bündnis drohte auseinanderzugehen. Da brachte ein schwerer Mißgriff Napoleons den Alliierten die Waffenruhe, die ihre Rettung werden sollte.

Wie laut er auch in seinen Bulletins prahlte, so unterschätzte Napoleon doch nicht die Gefahren seiner scheinbar so glänzenden Lage. Wohl hielt er alle Lande des rechten Elbufers, dazu die Lausitz und einen Teil von Schlesien in seiner Gewalt, jedoch er sah auch die zunehmende Verwilderung seines Heeres und fürchtete die unberechenbaren Mächte eines verzweifelten Volkskrieges. Wenn er jetzt, mit den Kränzen zweier neuer Siege um die Stirn, die Hand zum Frieden bot, so ließ sich vielleicht ein Abkommen erreichen, das dem Kaiserreiche seine konstitutionellen Grenzen sicherte, und der Vernichtungskampf gegen Preußen mochte nach einiger Zeit unter günstigeren Umständen wieder

aufgenommen werden. Der so oft erprobte beste Bundesgenosse des kaiserlichen Frankreichs, die Zwietracht der Ostmächte konnte wohl auch diesmal noch seine Dienste tun. Von den Vermittlungsversuchen seines Schwiegervaters versprach sich der Imperator nichts Gutes; er vergaß es nicht, daß Schwarzenberg ihm vor kurzem ins Gesicht gesagt: die Politik hat diesen Ehebund geschlossen, die Politik kann ihn auch lösen! Dieser heimtückischen Hofburg, die ohne den Mut zu schlagen nach Ländergewinn trachte, gönnte er keinen Vorteil. Vielmehr hoffte er eine Zeitlang auf den Wankelmut Alexanders, den er schon vor der Bautzener Schlacht vergeblich durch lockende Friedensvorschläge zu gewinnen versucht hatte. Der bewährte Caulaincourt sollte die Unterhandlungen mit Rußland führen: vielleicht wiederholten sich die Tilsiter Vorgänge, wenn man dem Zaren „eine goldene Brücke baute", wenn Warschau zwischen Rußland und Preußen aufgeteilt, der preußische Staat über die Oder zurückgeschoben und also dem Zaren völlig unterworfen würde! Trog diese Hoffnung, so mußten freilich — Napoleon und seine Marschälle fühlten es wohl — die Verbündeten aus dem Waffenstillstande größeren Gewinn ziehen als der Imperator selber. Aber auch für den Fall der Fortsetzung des Krieges schien ihm die Waffenruhe unentbehrlich. Er brauchte Zeit, um sein Heer, namentlich die Reiterei zu verstärken und er wollte durch starke Rüstungen in Illyrien sich gegen den Abfall Österreichs sicherstellen. Diese beiden Beweggründe gab er seinen Generalen als die entscheidenden an. Am 4. Juni schloß er den Waffenstillstand von Pläswitz. Wie scharf er auch rechnete, er täuschte sich über die Kräfte des preußischen Staates und über das Wesen dieses Krieges, das jede halbe Lösung ausschloß. Er wußte nicht, daß die Verbündeten im geheimen Einverständnis mit Österreich den Waffenstillstand annahmen und mit wachsender Zuversicht auf den Beitritt der Hofburg zu der Koalition hofften. Schon am 16. Mai hatte Knesebeck mit den Russen Toll und Wolkonsky einen neuen Feldzugsplan verabredet, der durchaus auf die Mitwirkung Österreichs berechnet war.

Graf Metternich stand am Ziele seiner Wünsche. Eine seltene Gunst des Glücks fügte alles nach seinen Hoffnungen, warf dem

Staate, der für die Befreiung der Welt noch nichts getan, die Entscheidung in den Schoß. Die kämpfenden Teile hielten einander durchaus das Gleichgewicht, wie man in Wien immer vorausgesagt; sie mußten, trotz Napoleons Widerwillen, die Mediation der Hofburg annehmen. Nun konnte Österreich ihnen nach seinem Ermessen den Frieden auferlegen oder, falls wider Verhoffen die Waffen nochmals aufgenommen wurden, mit seiner wohlgeschonten Kraft als führende Macht in die Koalition eintreten. Stein und Arndt, Blücher und die gesamte preußische Armee empfingen die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten mit tiefem Unmut: nichts entsetzlicher als ein fauler Friede nach solchen Opfern! Der Ingrimm wuchs noch als man erfuhr, daß die Lützower Freischar in den ersten Tagen der Waffenruhe von Rheinbündnern verräterisch überfallen und fast vernichtet worden war. Der König hielt für nötig sein treues Volk durch eine Proklamation zu beruhigen: der Waffenstillstand, sagte er stolz, sei angenommen, damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne; wir haben den alten Waffenruhm wieder gewonnen, bald werden wir stark genug sein auch unsere Unabhängigkeit zu erkämpfen. Zugleich befahl er bei Spandau ein verschanztes Lager anzulegen, damit Preußen im Notfalle, nach den Plänen der Kriegspartei von 1811, den Verzweiflungskampf allein fortsetzen könne. Auf Gneisenaus Wunsch verfaßte Clausewitz seine köstliche Schrift über den Frühjahrsfeldzug und führte darin den Nachweis, daß die Streitkräfte der Alliierten während der Waffenruhe unverhältnismäßig wachsen müßten. Ebenso faßte Hardenberg die Lage auf; sein Tagebuch enthält hinter der Nachricht vom Waffenstillstande die lakonische Bemerkung: „war doch gut." Wie er Napoleons Stolz kannte hielt er für ganz undenkbar, daß der noch unbesiegte Imperator auf Österreichs Friedensvorschläge eingehen würde; seine Zuversicht war um so fester, da ihm durch Stadion beruhigende Mittheilungen über die freundlichen Absichten der Hofburg zukamen.

Während Österreich sich anschickte den Weltfrieden zu vermitteln, führte der Staatskanzler die Verhandlungen mit England weiter und schloß am 14. Juni den Vertrag von Reichenbach, kraft dessen

die beiden Mächte sich verpflichteten die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten wieder herzustellen. Ohne die englischen Subsidien war Preußen völlig außerstande den Krieg fortzuführen, das hatte Hardenberg schon im Februar dem britischen Kabinett erklärt. Endlich einigte man sich über 666666 Pfd. St., wofür Preußen 80000 Mann ins Feld stellen sollte; und diese für einen solchen Krieg armselige Summe, um ein Drittel niedriger als die an Schweden bewilligten Subsidien, ward mit Abzug des Wechselkurses, der fast dreißig vom Hundert betrug, ausbezahlt, so daß Preußen nur $3^1/_2$ Mill. Tlr. erhielt. Erst nach widerwärtigen Verhandlungen erreichte der Gesandte Jacobi in London, daß der Wert der gelieferten Waffen nicht auch noch von den Subsidien abgezogen wurde.

Gegen die Abtretung altpreußischer Gebiete sträubte sich das Pflichtgefühl des Königs. Er wollte zur Not Hildesheim, das nur vier Jahre lang preußisch gewesen, den Welfen überlassen, doch weder die getreuen Ravensberger, noch das feste Minden, das der Kriegskunst jener Zeit als der Schlüssel der Weserlinie galt. Auch als die welfischen Unterhändler statt dessen die Abtretung von Ostfriesland vorschlugen, blieb der König standhaft; es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen ihm und dem Staatskanzler. Die Welfen mußten sich zuletzt begnügen mit dem Versprechen, daß Preußen ihrem Stammlande eine Abrundung von 260—300000 Seelen, einschließlich Hildesheim, verschaffen werde. Die Aussichten der preußischen Diplomatie wurden von Tag zu Tag trüber; sie hatte neue drückende Verpflichtungen übernommen und zum Entgelt wieder nur die allgemeine Zusage erlangt, daß Preußen „zum mindesten" ebenso mächtig werden solle wie vor dem Kriege von 1806. Einen Tag darauf schloß Rußland sein Kriegsbündnis mit England. Der Zar blieb für die Friedenswünsche seiner Generale wie für Napoleons Anerbietungen ganz unzugänglich: der Ruhm des Weltbefreiers und die polnische Königskrone standen so glänzend vor seiner Seele, daß er der Ermahnungen Steins jetzt kaum bedurfte, und der Kanzler Rumjanzoff, der alte Gegner der Koalition, entmutigt um Entlassung bat. Die preußischen Patrioten fanden

sich nach kurzer Verstimmung rasch wieder zusammen in der frohen Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, wie Niebuhr zu sagen pflegte; sie bemerkten bald, wie sehr die Waffenruhe der Ausbildung der Landwehr zugute kam. In Schlesien entfaltete Gneisenau im Verein mit dem wackeren Präsidenten Merckel eine gewaltige Tätigkeit, so daß bei Ablauf des Stillstands 68 Bataillone Landwehr formiert waren. Blücher schrieb ihm zufrieden: „Landwehren sie man druff, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie Sich wieder zu mich!"

Mit jedem neuen Tage wuchsen die Hoffnungen auf Österreichs Beitritt; auch die Nachricht von Wellingtons strahlendem Siege bei Vitoria und der gänzlichen Befreiung Spaniens wirkten ermutigend auf die Hofburg. Nach der Ratiborschitzer Unterredung gelangte Metternich zu der Einsicht, daß man die Rolle einer dritten Partei nicht mehr weiter spielen dürfe. Am 13. Juli enthüllte er seine kriegerischen Pläne zum ersten Male seinem kaiserlichen Herrn: selbst für den Fall, daß die Verbündeten die Friedensvorschläge verwürfen und Napoleon sie annähme, würde Oesterreich der Koalition nicht mehr fern bleiben können, ohne sich in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Der noch immer durchaus friedfertige Kaiser ließ sich auf diese unwillkommene Möglichkeit noch nicht ein; er versprach nur für das vorgelegte Friedensprogramm standhaft einzutreten, obschon ihm einzelnes darin übertrieben schien. Napoleon war unterdessen nach Mainz gegangen, auf Frankreichs klassischen Boden, wie er das linke Rheinufer zu nennen pflegte. Noch einmal hielt er dort großen Hoftag; Dalberg und die Fürsten von Baden, Darmstadt, Nassau überbrachten persönlich ihre untertänigen Glückwünsche zu den Siegen des Frühjahrs. Er freute sich an dem Anblick seiner herrlichen Truppen und kehrte dann nach Dresden zurück mit dem stolzen Bewußtsein, daß er wieder stark genug sei um der Welt Gesetze zu geben. Im Rausche seines Stolzes tat er geflissentlich alles was den vermittelnden Hof beleidigen und verletzen mußte, also daß Kaiser Franz zuletzt geradezu durch die gekränkte Fürstenehre genötigt ward mit dem Schwiegersohne zu brechen.

Die Gesandten der Alliierten in Prag, Anstett und Humboldt, hatten beide sehr beschränkte Vollmacht und waren insgeheim beide

entschlossen den Verhandlungen jedes mögliche Hindernis in den Weg zu legen. Niemand war für eine solche Aufgabe besser geeignet als Humboldt, der Meister aller dialektischen Künste; auch er fühlte sich ergriffen von der Begeisterung der Zeit, soweit seine kühle Natur dazu fähig war, und legte willig seine gelehrten Arbeiten zur Seite um einmal ganz der Politik zu leben. Napoleons Hochmuth überhob ihn jedoch aller Anstrengung. Mehrere Tage lang mußte er mit Anstett warten bevor ein französischer Bevollmächtigter eintraf; endlich erschien Narbonne, aber ohne genügende Beglaubigung. Wieder vergingen einige Tage bis Caulaincourt am 28. Juli ankam. Dann begann ein Austausch von diplomatischen Noten über die Form der Verhandlungen; die französischen Bevollmächtigten warfen dabei mit hämischen Bemerkungen nach allen Seiten hin um sich und setzten den leeren Formenstreit hartnäckig fort bis zum letzten Tage der Waffenruhe, dergestalt daß auf diesem wunderlichsten aller Kongresse nicht einmal eine gemeinsame Sitzung der Bevollmächtigten stattfinden konnte.

Der offenbare Hohn, der aus dem Auftreten der Franzosen sprach, sagte dem österreichischen Minister genug. Er fühlte, daß sein Hof nicht mehr zurück konnte und traf in der Stille seine Maßregeln um dem Kaiserhause einen reichen Kriegslohn zu sichern. Noch während des Kongresses wurde zu Prag am 27. Juli mit den Verbündeten eine geheime Vereinbarung geschlossen, wonach Österreich das Königreich Italien und Illyrien erhalten sollte; der König von Sardinien erhielt sein Erbe zurück, Mittelitalien zusamt Genua wurde unter den Erzherzogen der österreichischen Vetterschaft aufgetheilt; Sizilien blieb den von England beschützten Bourbonen. Ja die Verbündeten versprachen sogar im voraus alles gutzuheißen was Österreich auf der Halbinsel tun würde. Einige Wochen darauf trat auch England diesem Vertrage bei. Vier Tage vor Ablauf der Waffenruhe wendete sich Napoleon noch einmal mit einer vertraulichen Anfrage an Österreich allein — offenbar nur um nachher der friedenslustigen französischen Nation seine Versöhnlichkeit beweisen zu können. Als Metternich darauf ein Ultimatum stellte, das die Reichenbacher Vorschläge in etwas schärferer Fassung

wiederholte, gab der Imperator eine im wesentlichen ablehnende Antwort und ließ diese absichtlich zu spät von Dresden abgehen, so daß sie erst am 11. August in Prag eintreffen konnte. Der Waffenstillstand war abgelaufen ohne daß Frankreich die Friedensbedingungen angenommen hatte. Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärten Humboldt und Anstett, ihre Vollmacht sei erloschen, der Kongreß beendigt. Die Verpflichtungen von Reichenbach traten nunmehr in Kraft, der Trotz Napoleons hatte Österreich in das Lager der Koalition getrieben.

Jener große europäische Bund, woran die Staatsmänner seit achtzehn Jahren immer vergeblich gearbeitet, jetzt stand er endlich in Waffen: alle die vier alten Großmächte, mit ihnen Schweden und demnächst auch die wiederbefreiten Staaten der iberischen Halbinsel. Und diesmal führte nicht das Ungefähr diplomatischer Verwicklungen die Höfe zusammen, sondern eine hohe Notwendigkeit: es galt, die Freiheit der Welt, das lebendige Nebeneinander der Nationen, worauf die Größe der abendländischen Gesittung beruht, wiederherzustellen.

Durch den glücklichen Fortgang der preußisch-russischen Rüstungen und durch den Zutritt von 110000 Mann Österreichern wurde endlich das Gleichgewicht der Kopfstärke zwischen den beiden Parteien annähernd hergestellt. Die Koalition verfügte über eine Feldarmee von über 480000 Mann, worunter etwa 165000 Preußen und nahezu ebensoviel Russen, sie war dem Feinde namentlich durch die Stärke ihrer Reiterei und Artillerie überlegen. Napoleon hatte sein Heer auf 440000 Mann gebracht. Die Fürsten des Rheinbundes leisteten willig Heeresfolge, zumal da der Protektor wieder den Schirmherrn des Partikularismus spielte und ihnen die Gefahr der Wiederherstellung des alten deutschen Reichs, des Verlustes der Souveränität in finsteren Farben schilderte. Nur der Münchener Hof zeigte eine verdächtige Saumseligkeit; er nahm die Kriegserklärung Österreichs zum Vorwande um die Hauptmasse seines Heeres im Lande zurückzuhalten, stellte nur eine schwache Division auf den norddeutschen Kriegsschauplatz. Verließ das Glück die französischen Fahnen, so war Bayern zum Abfall vorbereitet.

Unter den unglücklichen Truppen des Rheinbundes nahm der Unmut überhand seit den teuer erkauften fruchtlosen Siegen des Frühjahrs. Napoleon traute ihnen nicht, am wenigsten den Westfalen. Trotzdem sah er dem Kriege mit Zuversicht entgegen. Die geringe Überzahl der Feldarmee der Verbündeten wurde reichlich aufgewogen durch den Besitz der Festungen des Nordostens, deren Einschließung fast die Hälfte der preußischen Landwehr sowie einen großen Theil des russischen Heeres in Anspruch nahm, vornehmlich aber durch die günstige zentrale Stellung an der Elblinie, die von Glückstadt und Hamburg bis hinauf nach Dresden und Königstein in Napoleons Händen war. Fast auf der nämlichen Stelle hatte einst König Friedrich sechs Jahre lang eine ungleich bedrohlichere Übermacht in Schach gehalten; warum sollte dem Kriegsfürsten des neuen Jahrhunderts nicht auch gelingen, durch gewandte Benutzung der kurzen inneren Operationslinien, die er beherrschte, die Gegner zu überraschen, ihre weit voneinander getrennten Heere vereinzelt zu schlagen?

Den sittlichen Kräften der Koalition erwuchs aus dem Beitritt Österreichs kein Gewinn. Die kaiserlichen Truppen schlugen sich tapfer wie zu allen Zeiten; von der stürmischen Begeisterung des norddeutschen Volkes empfanden sie wenig, weniger sogar als die Russen, die nicht nur ihren alten Ruhm unerschütterlicher passiver Todesverachtung wieder bewährten, sondern auch durch das lange Zusammenleben mit den Preußen und durch die Gunst des Glücks nach und nach Freude gewannen an dem unwillig begonnenen deutschen Kriege. Der Geist von 1809 erwachte nicht wieder. Die Völker Österreichs sahen sich ungern aufgestört aus der bequemen Ruhe der jüngsten vier Jahre, sie sprachen ihre Furcht vor einem neuen Einbruche der französischen Eroberer so lebhaft aus, daß Erzherzog Johann seinen Grazern Mut einsprechen mußte; sie bemitleideten die ausziehenden Soldaten und behielten von den Taten dieses Krieges nichts im Gedächtnis, während die Erinnerung an Aspern und Wagram in aller Herzen fortlebte. Die breite Kluft, welche das geistige Leben der Österreicher von den übrigen Deutschen trennte, wurde durch den Befreiungskrieg nicht überbrückt. Nur

anstandshalber, nur um nicht allzu weit hinter Preußen zurückzubleiben ließ auch Kaiser Franz eine Deutsche Legion für Freiwillige aus dem Reiche bilden, ein Freikorps, das niemals irgend eine Bedeutung erlangte. Die altgewohnte unbehilfliche Schwerfälligkeit der Führung und Verwaltung des österreichischen Heeres erregte wieder den Spott der französischen Soldaten über die Kaiserlicks; glänzenden Kriegsruhm erwarb sich, außer einigen kühnen Reiteroffizieren, kein einziger der k. k. Generale.

Da die Hofburg den Krieg nur mit halbem Herzen führte, beständig in Angst vor der nationalen Begeisterung der Preußen und den polnischen Plänen des Zaren, so konnte sie auch ihren tüchtigsten Feldherrn nicht verwenden; überdies war Erzherzog Karl seinem mißtrauischen kaiserlichen Bruder verdächtig und als alter Gegner der russischen Allianz dem Petersburger Hofe unwillkommen. Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl, ein tapferer Reiterführer und ehrenhafter Kavalier, der mit feinem diplomatischem Takte die mächtigen streitenden Interessen im großen Hauptquartiere auszugleichen, unter den schwierigsten Verhältnissen, trotz der Anwesenheit von drei Monarchen die buntscheckige Masse der verbündeten Heere leidlich zusammenzuhalten verstand; doch dem Genie Napoleons fühlte er sich nicht gewachsen, der große Ehrgeiz des geborenen Feldherrn blieb ihm fremd. Sein trefflicher Generalstabschef Radetzky besaß geringen Einfluß.

Die Absicht Metternichs seinem Hofe die führende Stellung in der Allianz zu verschaffen, erfüllte sich vollständig. Wie der Oberbefehl der gesamten Streitkräfte dem Fürsten Schwarzenberg anvertraut wurde, so berücksichtigte auch der neue, auf Grund der Verabredungen vom Mai festgestellte Kriegsplan in erster Linie die Interessen Österreichs. General Toll, der fähigste Generalstabsoffizier der russischen Armee, vereinbarte am 12. Juli zu Trachenberg mit Knesebeck und dem schwedischen Kronprinzen die Bildung dreier Heere, deren jedes aus Truppen der verschiedenen Nationen gemischt sein sollte, während Blücher umgekehrt seine Preußen unter seinem eigenen Befehle zu vereinigen wünschte. Die Hauptarmee von 235000 Mann versammelte sich an der Nordgrenze von Böh-

men unter Schwarzenbergs unmittelbarer Führung; dadurch wurde Kaiser Franz seiner schwersten Sorge ledig, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Innern Österreichs war kaum noch zu befürchten. In den Marken und an der Niederelbe stand die Nordarmee unter Bernadotte, über 150000 Mann, in Schlesien Blücher mit 95000 Mann. Alle drei Heere sollten die Offensive ergreifen und ihren Sammelplatz im Lager des Feindes suchen; wendete sich Napoleon von seinem Stützpunkte Dresden aus mit überlegener Macht gegen eine der drei Armeen, so wich diese aus und die beiden anderen bedrohten ihn in Rücken und Flanke. So hatte das alte Europa doch endlich etwas gelernt von der neuen großartigen Kriegsweise: nicht mehr die Besitznahme einzelner geographischer Punkte, sondern die Besiegung des Feindes wurde als der Zweck der Operation bezeichnet. Freilich stimmten die überbehutsamen Vorschriften für die Ausführung wenig zu der Kühnheit des strategischen Grundgedankens. Der schlesischen Armee dachte das große Hauptquartier nur die bescheidenen Aufgaben eines großen Observationskorps zu, da sie die schwächste von allen war und der stärksten Position des Feindes gegenüberstand; mit Mühe erwirkte sich Blücher die Erlaubnis unter außerordentlich günstigen Umständen eine Schlacht anzunehmen. Seine Offiziere klagten über die bescheidene Rolle die man ihnen zuwies, und beneideten ihre nach Böhmen zur Hauptarmee abmarschierenden Kameraden; der alte Held aber nahm sich vor, seine Vollmacht im allerweitesten Sinne auszulegen. Ein Glück übrigens, daß man im großen Hauptquartiere die feindlichen Streitkräfte um volle 100000 Mann unterschätzte; so gewannen die Bedachtsamen doch einigen Mut.

Auch Napoleon war über die Stärke und die Stellungen der Verbündeten schlecht unterrichtet; er suchte ihre Hauptarmee in Schlesien und schlug die Kopfzahl der Nordarmee viel zu niedrig an. Sein nächstes Ziel blieb noch immer die Vernichtung der preußischen Macht. Derweil der Imperator selbst die schwierige Aufgabe übernahm, von Dresden aus zugleich die böhmische und die schlesische Armee zurückzuhalten, sollte Oudinot Berlin erobern, die Landwehr entwaffnen, die preußische Volkserhebung völlig nie-

derwerfen. Glückte dieser Schlag, so schien es möglich Stettin und Küstrin zu verstärken, vielleicht selbst Danzig zu entsetzen; der Zauderer Bernadotte wich dann unzweifelhaft an die Küste zurück, Preußen und Rußland aber mußten ihre gesamten Streitkräfte in den bedrohten Nordosten werfen und sich von Österreich trennen. Also wurde die Koalition gelockert, und vielleicht gelang es dann der diplomatischen Kunst Napoleons, sie gänzlich zu zersprengen. Da er an den vollen Ernst der Hofburg auch jetzt noch nicht glaubte, so vermied er absichtlich einen Zug gegen Böhmen; Kaiser Franz durfte an der wohlwollenden Mäßigung des liebevollen Schwiegersohnes nicht zweifeln. Die Befürchtung, daß er umgangen und vom Rheine abgeschnitten werden könne, wies der Kriegserfahrene lachend zurück: „ein Heer von 400000 Mann umgeht man nicht." Er wußte wohl, welchen Vorteil ihm die Einheit des Oberbefehls und die konzentrierte Stellung seines Heeres boten, und zog was irgend verfügbar war nach Obersachsen heran. Nur das Korps Davousts wurde aus politischen Gründen an der Niederelbe zurückgehalten, denn das feste Hamburg durfte um keinen Preis einer englischen Landungsarmee zum Brückenkopfe dienen.

Während Oudinot den Marsch nach den Marken antrat, wendete sich Napoleon zunächst gegen die schlesische Armee, in der Hoffnung den tatenfrohen Blücher zu einer Schlacht zu verleiten. Der preußische Feldherr wich der Übermacht aus und ging erst nach einigen Tagen wieder zum Angriff vor, als Napoleon mit einem Teile seines Heeres nach Dresden zurückeilte um die heranrückende böhmische Armee abzuwehren. Macdonald, der in Schlesien zurückgeblieben, wähnte die Verbündeten noch im vollen Rückzuge und marschierte am 26. August, keiner Schlacht gewärtig, gegen Jauer; seine Truppen drängten die Vorhut der Preußen zurück, überschritten die vom Regen hoch angeschwellten Gewässer der Katzbach und der wütenden Neiße, stiegen dann sorglos an den steilen Talrändern empor auf die Hochebene, die sich über dem Zusammenfluß der beiden Gebirgsbäche erhebt. Droben aber stand York, hinter sanften Anhöhen versteckt, mit dem Zentrum des Blücherschen Heeres; er ließ einen Teil der Feinde auf die Hochebene heraufkommen und

brach alsdann urplötzlich mit zermalmendem Ungestüm aus dem Hinterhalte hervor, auf seinem rechten Flügel von Sackens Russen kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad begann. Der überraschte Feind stand eingepreßt in dem Winkel zwischen den beiden Gebirgswassern; Kolben und Bajonett bildeten die einzigen Waffen des Fußvolks, da die Musketen im Regen versagten. Bei Anbruch der Nacht warf Katzelers Reiterei die aufgelösten Trümmer des feindlichen Heeres in das Tal der wütenden Neiße hinunter, Tausende fanden den Tod in den wilden Wogen. Nur die Saumseligkeit Langerons, der mit seinem russischen Korps auf dem linken Flügel dem Kampfe fern blieb, rettete die Armee Macdonalds vor gänzlichem Untergange. Gneisenau aber gedachte jener Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena und befahl die letzte Kraft von Roß und Mann an die Verfolgung zu setzen. Erschöpft von der Schlacht und den Hin- und Hermärschen der jüngsten Tage lagerten die siegreichen Truppen während der Nacht auf dem aufgeweichten Boden ohne Feuer, hungernd und frierend, in abgerissenen dünnen Kleidern, die meisten ohne Schuhe; ihrer viele erlagen der übermenschlichen Anstrengung. Dann brach man auf, den Geschlagenen nach. Am 29. wurde die Division Puthod bei Plagwitz von den Nachsetzenden erreicht und völlig zersprengt noch bevor sie das Wildwasser des Bobers überschreiten konnte; auch die irische Legion, die unter französischem Banner gegen den englischen Todfeind focht, fand ihr Grab in den Wellen des deutschen Flusses. So hielt die wilde Jagd noch tagelang an, immer bei strömendem Regen, verlustreich für die Sieger, verderblich für die Fliehenden, bis endlich am 1. September Blücher seinem Heere triumphierend verkünden konnte, das gesamte schlesische Land sei vom Feinde gesäubert.

Die Schlacht an der Katzbach war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg dieses Feldzugs. Sie befreite Schlesien, sie hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte dem Werke Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den besten Linientruppen ebenbürtig zeigte; sie erweckte was jedem nationalen Kriege unentbehrlich ist, die Freude an einem volkstümlichen Helden,

zu dem der kleine Mann bewundernd aufschauen konnte. Der Name Blüchers war in aller Munde.

Wer den Dingen näher stand wußte freilich, daß die Kriegspläne des alten Helden aus Gneisenaus Kopfe stammten. So war der königliche Mann nun doch der Marschall von Schlesien geworden, wie ihm Clausewitz geweissagt. Er hatte einst in unheilvollen Tagen auf den Wällen Kolbergs die geschändeten preußischen Fahnen zuerst wieder zu Ehren gebracht. Jetzt wußte er die schlesische Armee so ganz zu durchdringen mit der feurigen Tatkraft seines heldenhaften Geistes, daß dies kleinste Heer der Koalition bald der Schwerpunkt ihrer Streitkräfte wurde; denn das stand ihm außer Zweifel, daß ein Mutiger Mutige schaffen könne. Bald hatte sich zwischen ihm und Blücher jenes menschlich schöne Verhältnis unverbrüchlichen Vertrauens gebildet, das für Deutschlands Geschicke ebenso segensreich werden sollte wie vormals die Freundschaft von Luther und Melanchthon, von Schiller und Goethe. Willig ging der Alte auf die Ideen seines Generalquartiermeisters ein und fand sich darin zurecht als wären sie sein eignes Werk. Der Jüngere aber wahrte mit feinem Takte das Ansehen des Kommandierenden, befahl immer nur in Blüchers Namen, hielt sich so bescheiden zurück, daß seine Frau selber lange nichts von der eigentlichen Wirksamkeit ihres Gatten erfuhr, und ertrug es ohne Murren, daß er der Mannschaft fast ebenso unbekannt blieb wie einst P. von Westphalen den Soldaten Ferdinands von Braunschweig. Beim Ausbruch des Krieges hatte er nur die Karten von Westdeutschland und Frankreich mit ins Feldlager genommen — so bestimmt rechnete er auf einen raschen Siegeszug; nun warf ihn das Geschick wieder in diese Ostmark Deutschlands, wo er einst seine besten Jahre im Einerlei subalternen Dienstes verbracht hatte. Die Langeweile jener öden Zeit kam ihm jetzt zugute; er kannte Weg und Steg im Lande, er wußte, daß die heimtückischen kleinen Bäche des Riesengebirges bei Unwetter rasch zu reißenden Strömen werden, und baute darauf seinen Plan. Nichts schien ihm erbärmlicher als das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren; kaum war Schlesien befreit, so faßte er alsbald das Ziel der Vereinigung der drei Armeen ins Auge. Nur so konnte eine

große Entscheidung erzwungen werden, und dieses letzten Erfolges fühlte sich der Kühne so sicher, daß er schon im September, zu einer Zeit da die meisten kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, seinen Offizieren voraussagte, sie sollten noch in diesem Herbst Trauben am Rhein pflücken. Er nannte Napoleon gern seinen Lehrer, denn von ihm hatte er gelernt die Künstelei der alten militärischen Schule zu verachten; erst in der Hauptstadt des Feindes hoffte er die Waffen niederzulegen. So stand er unter den Heerführern der Verbündeten als der Pfadfinder des Sieges, wie ihn der Meißel Christian Rauchs dargestellt hat, mit vorgestrecktem Arm hinweisend auf des Krieges letztes Ziel, der einzige Mann, der sich der Feldherrngröße Napoleons gewachsen fühlte. Fortiter, fideliter, feliciter! — so lautete der hochgemute Wahlspruch seines Wappens.

Die Begeisterung der Jugend und die Gunst der Frauen wendeten sich der heiteren Kraft und Frische des genialen Mannes von selber zu; vor den älteren Kameraden mußte er sich erst durch den Erfolg rechtfertigen. Die drei Korpsführer der schlesischen Armee fügten sich ungern den Weisungen des jungen Generalmajors; immerhin war Sackens Eigensinn und Langerons Ungehorsam noch erträglicher als das gallige Tadeln und Klagen Yorks. Der Hochkonservative hatte den alten Groll gegen die Reformpartei noch nicht überwunden, nannte Blücher einen rohen Husaren, Gneisenau ein phantastisches Kraftgenie, schalt über die Heerverderber, die den erschöpften Truppen unmögliche Entbehrungen und Gewaltmärsche zumuteten, forderte wiederholt seinen Abschied. Blüchers Hochherzigkeit ließ sich von alledem gar nicht anfechten; er meinte gleichmütig: „der York ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonieren, aber wenn es losgeht dann beißt er an wie keiner."

Unbeirrt von Blüchers vorwärtsdrängendem Ungestüm wie von den besorgten Warnungen der Generale schritt Gneisenau seines Weges. Durch den Sieg an der Katzbach entwaffnete er den Widerstand. Der Tadel wagte sich nicht mehr so laut hervor, obschon er nicht gänzlich verstummte; und als auch im weiteren Verlaufe des Krieges fast immer die schönsten Kränze diesem kleinen Heere zufielen, da galt es bald als ein Ruhm der schlesischen Armee anzu-

gehören. Ein frohes Selbstgefühl verband alle ihre Glieder, sie wußte, daß sie wirklich, wie Clausewitz sagte, die stählerne Spitze war an dem schwerfälligen eisernen Keile der Koalition. Selbst die Russen verspürten etwas von der eigentümlichen Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausstrahlte. Einige ihrer Führer, wie Sacken und der tollkühne Reitergeneral Wassiltschikow lebten mit den Preußen in vertraulicher Kameradschaft; die Kosaken begrüßten den greisen Feldherrn mit endlosen Hurrahrufen wo er sich zeigte und erzählten einander, der Alte sei eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren.

Einem jungen Deutschen mochte wohl das Herz aufgehen in dem Heldenkreise, der sich um Blücher versammelte. Da standen neben York die Brigadeführer Steinmetz, jener Horn, dem die Franzosen vorm Jahre den Namen des preußischen Bayard gegeben hatten, und der Bruder der Königin Luise, Karl von Mecklenburg; die verwegenen Reiterführer Jürgaß und Sohr, der Liebling Blüchers Katzeler und der tolle Platen mit seiner ewig brennenden Pfeife; unter den Jüngeren Schack und Graf Brandenburg, der Minister von 1848, jene beiden, die sich York gern als Preußens künftige Feldherren dachte; neben Gneisenau der schwunglos nüchterne Müffling, der einzige fast, der zu dem jugendlichen Tone dieses Kreises nicht paßte, dann Rühle von Lilienstern, der Freund von Heinrich Kleist, ein hochgebildeter, geistvoller Offizier, der immer zur Hand sein mußte wenn es galt durch persönliche Überredung auf die beiden anderen Hauptquartiere einzuwirken, dann Major Oppen, der spanische Held, dann Fehrentheil, der nachher in der demagogischen Phantasterei des Teutonentums unterging, während der junge Gerlach späterhin ein Führer der Hochkonservativen wurde; dazu die Schriftgelehrten, wie Blücher sie spottend nannte: der liebenswürdige, fromme Naturforscher Karl von Raumer, der philosophische Schwärmer Steffens, endlich Eichhorn, der die Erinnerungen dieser reichen Monate wie ein heiliges Vermächtnis im Herzen bewahrte und nachher durch den Ausbau des Zollvereins das Werk des Befreiungskrieges zu vollenden strebte. Es war wie ein Mikrokosmos des neuen Deutschlands: fast alle die Parteien der Politik und Literatur,

welche in den folgenden Jahrzehnten das deutsche Leben erfüllten, fanden hier ihre Vertreter. Keine Spur mehr von dem rohen Bildungshasse der alten Armee; an müßigen Abenden lasen die Offiziere zuweilen Shakespearesche Dramen mit verteilten Rollen, oder Oppen spielte deutsche und spanische Lieder auf seiner Zither. Mit rücksichtsloser Offenheit sagte jeder seine Meinung gerade heraus wie Blücher selber; nirgends wurde die Felonie der deutschen Fürsten schärfer verurteilt, die Vernichtung der rheinbündischen Souveränität und die Verstärkung der preußischen Macht stürmischer gefordert als in der Umgebung des preußischen Feldherrn. „Geht es nach mir," sagte General Hünerbein zu dem Kurprinzen von Hessen, „so bekommt Ihr Vater nicht soviel Land zurück als ich Schmutz unter meinen Nägeln habe!"

Inzwischen war auch Napoleons dritte Unternehmung gegen Berlin gescheitert. Die natürliche Schwerfälligkeit und Zwietracht aller Koalitionsheere zeigte sich nirgends so grell wie in der Nordarmee. Was hatte auch dieser napoleonische Marschall Bernadotte gemein mit dem heiligen Zorne des deutschen Volkes? Sein Vaterland hatte er aufgegeben, doch nicht das französische Selbstgefühl. Vor sieben Jahren war er denselben preußischen Generalen, die sich nun seinen Befehlen fügen sollten, als Sieger gegenübergetreten; er dachte klein von ihrer Begabung und fragte verächtlich, ob das die Männer seien, die den großen Napoleon schlagen sollten. Von den abgerissenen, elend verpflegten preußischen Truppen, die sich mit fünferlei verschiedenen Gewehren und schlechten eisernen Kanonen behelfen mußten, erwartete er nichts; von ihren Gesinnungen wußte er so wenig, daß er ihnen die Großtaten der Franzosen von 1792 als leuchtendes Beispiel vorhielt. Ein vorsichtiger Feldherr war er immer gewesen und jetzt am wenigsten wollte er großes wagen, da eine Niederlage seinem Hause leicht den noch ungesicherten schwedischen Thron rauben konnte. Gewichtige politische Gründe geboten ihm seine Schweden ängstlich zu schonen; der Krieg war in Schweden nicht beliebt, der feine Plan Norwegen in Deutschland zu erobern blieb dem Volke unverständlich, und woher sollte das menschenarme Land Ersatz schaffen für ein verlorenes Heer? An den Preußen war

es — so sagte er unverhohlen — ihre Hauptstadt mit ihrem Blute zu verteidigen. Da er in seiner Eitelkeit sich selber für den gefährlichsten Gegner Napoleons hielt, so erwartete er sicher, der Imperator werde seine beste Kraft gegen ihn wenden, und erklärte einen Vormarsch gegen Obersachsen hin für hochbedenklich; die Stellung der Nordarmee südlich von Berlin war allerdings schwierig; sie konnte im Rücken von Hamburg aus, von Magdeburg her in der Flanke bedroht werden und hatte vor sich die Festungen Wittenberg und Torgau. Noch andere tiefgeheime politische Pläne nötigten Karl Johann zur Vorsicht. Der schlaue Bearner hatte schon in Frankreich die Rolle des freisinnigen Oppositionsmannes gespielt und stand jetzt wieder in vertraulichem Verkehre mit Lafayette und anderen französischen Unzufriedenen; unmöglich schien es ihm nicht, daß der Wille der Franzosen und die Gunst der großen Mächte ihn selber auf den Thron Frankreichs beriefen, wenn sein persönlicher Feind Napoleon fiel. Wollte er aber den Stolz seiner ohnehin gegen den Abtrünnigen erbitterten alten Landsleute nicht tödlich verletzen, so durfte er die entscheidenden Schläge des Krieges nicht selber führen.

Den preußischen Offizieren gefiel anfangs die gewinnende Liebenswürdigkeit des geistreichen, redseligen Südländers, doch bald wurden sie mit Befremden gewahr, daß ihr Feldherr auch jetzt noch, an der Spitze einer großen Armee, ebenso zaudernd und bedachtsam verfuhr wie im Frühjahr, als er Hamburg in die Hände des Feindes fallen ließ. Ein widerwärtiger Streit brach aus. Die Generale Bülow und Borstell, beide unter den preußischen Kameraden bekannt als unbequeme Untergebene von starkem Eigensinn, fühlten sich in ihrem Gewissen gedrungen, mit Ratschlägen und Vorstellungen dem Kommandierenden entgegenzutreten, und begreiflich genug, daß die tapferen Degen dem verdächtigen Fremdling in der Hitze des Zornes zuweilen unrecht taten.

Oudinots Armee rückte von Sachsen aus heran, 70000 Mann stark, Truppen aus allerlei Volk: Franzosen, Italiener, Kroaten, Polen, Illyrier, dazu die übelberufene Division Durutte mit ihren Scharen begnadigter Deserteure und Verbrecher. Die Hauptmasse

aber bildeten Deutsche aus Sachsen, Westfalen, Bayern, Würzburg; ein glorreicher Einzug in Berlin sollte die Rheinbündner wieder fester an die französische Sache ketten. Die halbkreisförmige starke Verteidigungslinie, welche die morastigen Gewässer der Nuthe und der Notte sechs Stunden südlich von Berlin bilden, wurde nach lebhaften Gefechten von den Franzosen überschritten, da Bernadotte das sumpfige Waldland mit ungenügenden Streitkräften besetzt hatte. Bereits drang ihre Vorhut durch die Waldungen bis nach Großbeeren vor; gelang ihr sich dort zu behaupten, so hatte das feindliche Heer nur noch die freie Ebene des Teltower Landes zu durchschreiten und konnte ohne Aufenthalt in Berlin einziehen. Dem schwedischen Kronprinzen lag wenig an der Behauptung der preußischen Hauptstadt, längst hatte er schon alle Vorbereitungen für die Räumung Berlins, für den Rückzug über die Spree getroffen. In fieberischer Spannung lauschten die Bürger auf den Kanonendonner, der von Süden herüber klang. Sie wußten was ihnen drohte; Napoleon hatte befohlen die verhaßte Stadt in Brand zu schießen.

Da, am Nachmittage des 23. August, entschloß sich Bülow eigenmächtig das Korps Reyniers bei Großbeeren anzugreifen, bevor Oudinot und Bertrand zur Unterstützung herankamen. Während Borstell den Feind in der rechten Flanke faßte, richtete Bülow selbst seinen Angriff gegen das Zentrum in Großbeeren. Wieder wie fast an allen Schlachttagen dieses Herbstes lag ein dicker Wolkenschleier über der Landschaft. Triefend von Regen stürmten die Truppen vor, viele Landwehren darunter, alle voll Kampflust, doch niemand ergrimmter als die Märker, die hier recht eigentlich für Weib und Kind, für Haus und Herd fochten; sie drehten die unbrauchbaren Flinten um und hieben unter dem Rufe: „so fluscht et bäter" mit schmetternden Kolbenschlägen auf die Schädel der Feinde ein. Gegen Abend war Großbeeren genommen, trotz des heldenhaften Widerstandes der Sachsen, und Reynier trat den verlustreichen Rückzug durch das Waldland an. Daß sein Korps nicht gänzlich aufgerieben wurde, verdankte er allein dem schwedischen Kronprinzen, der, taub für alle Bitten Bülows, nur eine einzige schwedische Batterie und einen Teil der russischen Geschütze am Kampfe teilnehmen ließ statt

durch einen rechtzeitigen Angriff auf Reyniers linken Flügel dem geschlagenen Feinde den Garaus zu machen. Hier wie in Schlesien fiel den Preußen die schwerste Arbeit zu, und nicht durch einen Zufall, denn nur für sie war dieser Krieg ein Kampf um das Dasein. Oudinot gab das Spiel verloren, ging mit seiner gesamten Armee auf Wittenberg zurück.

Am folgenden Morgen eilten die Berliner in Scharen auf das Schlachtfeld hinaus ihre Befreier zu begrüßen; lange Züge hochbepackter Wagen brachten Bettzeug für die Verwundeten, Wein und Speisen für die Ermatteten. Welche Ausbrüche des Jubels und der Klage unter allen diesen Eltern und Geschwistern, die ihre Söhne, ihre Brüder suchten; es war des Dankes und der Umarmung kein Ende; in tausend rührenden Zügen bekundete sich die heilige Macht der Liebe, die ein gerechter Krieg in edlen Völkern erweckt.

Das Beste blieb doch, daß die Preußen abermals einen vaterländischen Helden lieben lernten, den allezeit glücklichen Bülow: — so hieß er jetzt seit den Siegen von Luckau und Großbeeren; in dem Kriege von 1807 hatten die Kameraden wohl seine Tüchtigkeit gelobt, aber sein ewiges Unglück bedauert. Auch er zählte wie York zu den Soldaten der alten Schule und war den Bestrebungen der Reformpartei nicht hold, wenngleich er den Groll des alten Isegrimm nicht teilte. Doch die Schande seines Lebens empfand er in tiefster Seele und als der Kampf ausbrach führten ihn sein gerader Soldatenverstand und der angeborene feurige Mut von selber zu einer kühnen Kriegsweise, die den Theorien Scharnhorsts entsprach; zudem stand Boyen als Generalquartiermeister an seiner Seite. Geistreich und fein gebildet, in jungen Jahren eine Zierde der Salons des Prinzen Louis Ferdinand, ein Kenner der Künste und begabter Komponist, zeigte er in seinem äußeren Auftreten gar nichts von jener fortreißenden begeisternden Macht, die aus Blüchers Flammenaugen blitzte. Wer hätte den unscheinbaren kleinen Mann für einen Feldherrn gehalten, wenn er so still im Überrock und Feldmütze, einen Kantschu über die Schulter, auf seinem kleinen dauerhaften Rotschimmel dahertrabte? Aber die Offiziere wußten, was sie an dem gerechten und wohlwollenden, durchaus wahrhaftigen

und gradsinnigen Führer hatten; der Mannschaft war er ein sorgsamer Vater, sie schwor auf ihn und glaubte fest, unter dem könne es nicht fehl gehen. Und auch die Furcht fehlte nicht, die zur Beherrschung eines Heeres notwendig ist; der stille Mann konnte zuweilen in unbändigem Jähzorn aufflammen, wenn er etwa gefangenen Rheinbundsoffizieren mit schonungslosen Worten die Schande ihres Schergendienstes vorhielt oder durch einen Adjutanten Bernadottes einen Befehl zum Rückzuge empfing. Seit dem Erfolge von Großbeeren trat er dem Kronprinzen mit der ganzen Schroffheit seines Selbstgefühls entgegen; er wagte sogar in den Zeitungen dem parteiisch gefärbten Schlachtberichte des Oberfeldherrn zu widersprechen. Die preußischen Generale nahmen sich vor, dem hinterhaltigen Zauderer nicht zu gehorchen, falls er wieder einmal die günstige Stunde zum Angriff versäumen sollte — ein gefährlicher Entschluß, der allein durch die unnatürlichen Verhältnisse in diesem Koalitionsheere entschuldigt werden konnte.

Gleichzeitig mit Oudinot war Davoust von Hamburg aus gegen Berlin aufgebrochen, aber auf die Nachricht von Großbeeren wieder zurückgewichen. Auch das Korps Girards, das von Magdeburg her der Nordarmee in die Flanke fallen sollte, trat nach Eintreffen der Unheilsbotschaft den Rückmarsch an; da wurden die Abziehenden am 27. August in ihrem Lager auf den Sandhügeln der Zauche bei Hagelberg von den kurmärkischen Landwehrregimentern des Generals Hirschfeld angegriffen. Der würdige alte Herr, ein wieder eingetretener Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, leitete das Gefecht nach den Regeln der friderizianischen Lineartaktik; er erwartete nicht allzuviel von seinen rohen, fast ganz ungeschulten Truppen, und wie er dachte Marwitz, der Führer der Reservebrigade. In der Tat hielt die junge Mannschaft dem unerwarteten Feuer der französischen Batterien anfangs nicht stand; jedoch als der erste Schrecken überwunden war, stürmten die brandenburgischen Bauern, ermutigt durch die feste Haltung eines erprobten Linienregiments, unaufhaltsam vor, und dann brach sie los, die alte furia tedesca, jene Wildheit des nordischen Berserkerzornes, wovon die Sagen der Romanen seit den Zeiten des Varus so viel Gräßliches zu erzählen wußten. Welch

ein Anblick, wie die Bauern auf ein dichtgedrängtes Viereck französischen Fußvolks an der Hagelberger Dorfmauer losschlugen, schweigsam, unerbittlich, in namenloser Wut; als das dumpfe Krachen der Gewehrkolben endlich verstummte, da lag ein scheußlicher Leichenhaufen hoch aufgeschichtet bis zum Rand der Mauer, das Hirn quoll den Toten aus den zerschmetterten Schädeln. Von seinen 9000 Mann rettete Girard nur 1700 aus dem Entsetzen dieser Landwehrschlacht. Um solchen Preis ward die Befreiung der Mark erkauft. Auch mancher ältere Berliner Bürger hatte mitgeholfen, so der Buchhändler G. A. Reimer, der Freund Niebuhrs und Schleiermachers, der unermüdliche Patriot; der stand als Hauptmann bei der kurmärkischen Landwehr, eilte nach dem Hagelberger Treffen auf Urlaub heim, sein jüngstes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann wieder hinaus zu seinem Bataillon.

Minder glücklich verlief der Zug der böhmischen Armee nach Dresden. Ihre unbehilflichen Massen überschritten langsam den Kamm des Erzgebirges, zogen anfangs nordwestwärts in der Richtung nach Leipzig um dann erst nach Osten gegen Dresden abzubiegen. Ermüdet von den schwierigen Märschen im Gebirge langte etwa ein Drittel des Heeres, gegen 60000 Mann, am Nachmittage des 25. August auf den Höhen an, welche die Stadt auf dem linken Elbufer umschließen. Faßte man sich das Herz, das ungleich schwächere Korps von St. Cyr, das zur Verteidigung des Platzes zurückgeblieben, sofort anzugreifen, so wurde der wichtige Stützpunkt des napoleonischen Heeres durch einen Handstreich genommen. Die Bevölkerung, die nach dem großen Sinne dieses Krieges wenig fragte, gab bereits alles verloren, der geängstigte König flüchtete in die Neustadt, auf das sichere rechte Ufer. Aber in dem vielköpfigen Kriegsrate der drei Monarchen regierte die bedachtsame Vorsicht: man beschloß den Angriff zu verschieben bis die gesamte Armee versammelt war. Unselige Zögerung. Denn unterdessen kam Napoleons Heer aus Schlesien in Eilmärschen auf der Bautzener Straße heran. An dem grauen, trüben Morgen des 26. erreichte der Imperator die Höhe am Mordgrunde dicht über dem Strome, wo sich der Ausblick öffnet auf den lieblichen Kessel des Elbtals, und be-

trachtete lange das majestätische Schauspiel, wie jenseits auf dem linken Ufer die dunklen Massen des Heeres der Verbündeten, in weitem Halbkreise die Stadt umklammernd, mit beiden Flügeln an den Fluß gelehnt, sich langsam von den Hügeln niedersenkten.

Noch einmal, zum letzten Male auf deutschem Boden, umstrahlte ihn die Herrlichkeit des Sieges. Wohl war sein Heer augenblicklich noch um die Hälfte schwächer als die Verbündeten, aber mit jeder Stunde kamen neue Zuzüge, und bis sie alle eintrafen mußte die notdürftig befestigte Stadt sich halten. Er war des Erfolges gewiß, sprengte mit verhängten Zügeln in die Stadt, hielt dann stundenlang auf dem Schloßplatze jenseits der Brücke, mit kalter Ruhe seine Befehle erteilend, während die Regimenter der Garde im Laufschritt an ihm vorüber nach den westlichen Toren zogen. Mit donnerndem Hochruf begrüßten die tapferen Bärenmützen ihren kleinen Korporal, wo sein Auge wachte da winkten Sieg und Beute. Ein sächsischer Offizier, der droben auf dem Kreuzturme das weite Schlachtfeld wie einen Teppich zu seinen Füßen liegen sah, meldete pünklich den Anmarsch jedes Truppenteiles der Verbündeten. Im Kriegsrate der Monarchen erregte die Nachricht, daß der Unüberwindliche selber zur Stelle sei, Kleinmut und Schrecken: die gelehrten Kriegskünstler des österreichischen Hauptquartiers dachten schon ohne Schlacht abzuziehen, nur der entschiedene Widerspruch des Königs von Preußen zwang sie den Angriff zu wagen. Statt seine beste Kraft auf dem linken Flügel zu versammeln und mit ihr in die unbefestigte Friedrichsstadt einzubrechen ließ Schwarzenberg das Zentrum und den rechten Flügel gegen die Vorstädte der Altstadt vorgehen, wo einige Festungswerke an den Toren sowie die hohen Gartenmauern der Paläste und Landhäuser dem Verteidiger die Arbeit erleichterten. Nach blutigen aber völlig planlosen Kämpfen erstürmten die Österreicher im Zentrum die Lunette am Falkenschlage, auf dem rechten Flügel besetzte Kleist mit seinen Preußen den Großen Garten dicht vor den Stadttoren und versuchte von da in die Stadt selbst einzudringen, unsanft empfangen von den Geschützen, die hinter den gefährlichen Mauerlücken der Rokoko-Gärten, den Ahas, verdeckt standen. Der Abend kam, Napoleon fühlte sich jetzt stark genug selber zum Angriff zu schreiten,

ließ plötzlich aus allen Toren zugleich gewaltige Massen frischer Truppen vorbrechen, entriß den Verbündeten die wenigen Stellen der Stadt, wo sie bereits Fuß gefaßt, und drängte sie schließlich auf ihrer ganzen Linie bis in die Dörfer an den Höhen zurück. Der Angriff war abgeschlagen.

Verwirrung und Enttäuschung herrschten im großen Hauptquartiere, als während der Nacht noch die unheimliche Kunde eintraf, daß die große Armee bereits im Rücken bedroht sei. Tausende sächsischer Landleute hatten während der jüngsten Monate an einem breiten Kanonenweg arbeiten müssen, der auf dem rechten Elbufer über den Ziegenrücken mitten durch die Felsen der sächsischen Schweiz führte, unter den Kanonen des Königsteins den Fluß überbrückte und jenseits in die große Teplitzer Straße einmündete. Auf diesem Wege eilte jetzt das Korps Vandammes, gegen 40000 Mann herbei, den Verbündeten den Rückzug zu verlegen. In solcher Lage schien dem Kriegsrate ein Sieg unmöglich; man erneuerte die Schlacht am Morgen des 27. nur um sich einen gesicherten Abzug zu erkämpfen. Selbst dieser bescheidene Zweck ward verfehlt. Während der rechte Flügel der Alliierten im Verlaufe des Tages langsam von dem Flusse und der Teplitzer Straße abgedrängt wurde, erlitt der linke eine schwere Niederlage. Die Österreicher dort standen auf den Höhen zwischen der Elbe und dem Plauenschen Grunde; sie waren rechts durch den tiefen Einschnitt dieses steil abfallenden Felsengrundes von der übrigen Armee getrennt und hatten versäumt ihre Posten links bis dicht an den Fluß heranzuschieben. So konnte denn Murat, von ortskundigen sächsischen Offizieren geleitet, eine gewaltige Reitermasse durch die Hohlwege, die vom Elbtale aufsteigen, unbemerkt auf die Hochebene führen. Mehrere Vierecke des österreichischen Fußvolks wurden niedergehauen als er nun plötzlich in Rücken und Flanke der Überraschten erschien; eine ganze Division mußte, eingekeilt zwischen dem Feinde und dem tiefen Felsentale, die Waffen strecken. Der Plauensche Grund, und damit die Straße nach Freiberg, war in den Händen der Franzosen. Am Nachmittage trat die geschlagene Armee den Rückzug an. Zwanzigtausend Gefangene lagerten in den Kirchen Dresdens und im Hofe des

Zwingers, dreißig erbeutete Kanonen standen im Schloßhofe zur Schau. Die untertänige Residenz frohlockte über die Befreiung von den russischen Plünderern und erzählte sich staunend die wundersame Märe von dem großen sächsischen Kanonier, der durch einen wohlgezielten Schuß den Verräter Moreau an der Seite Alexanders getötet haben sollte.

War schon der Anmarsch der böhmischen Armee schwerfällig und ohne Ordnung erfolgt, was ließ sich jetzt von dem Rückzuge erwarten? Ein geschlagenes Heer von 200000 Mann, und nur eine einzige Landstraße — die Straße, welche über Altenberg nach Dux in das Teplitzer Tal hinüberführt. Was dort nicht Platz fand mußte wohl oder übel die Nebenwege einschlagen, die den Gebirgsbächen entlang in engen Felsentälern allmählich zum Kamme des Erzgebirges emporsteigen und nachher an dem steilen südlichen Abhange in unzähligen Windungen sich herniederschlängeln. Bald waren die schmalen Felsengründe vollgestopft von den unbeweglichen Massen des ungeheueren Wagentrosses; der Regen strömte vom Himmel; Unordnung, Angst und Hunger überall, kein Gedanke mehr an eine gemeinsame Leitung der in den Engpässen eingeklemmten Heeresteile. Dem Oberfeldherrn fielen die Zügel aus den Händen; in seiner Angst ließ er Blücher auffordern, der großen Armee aus Schlesien Hilfe zu bringen. Die Diplomaten des Hauptquartiers begannen zu verzweifeln, und fast schien es als sollte die Koalition nach einem ersten Mißerfolge sich auflösen. Wer stand dafür, daß Kaiser Franz nicht wieder wie nach dem Austerlitzer Tage die Flinte ins Korn warf? War doch der definitive Bundesvertrag mit Österreich noch immer nicht abgeschlossen! Eine kraftvolle Verfolgung versprach dem Sieger glänzende Ergebnisse. Zum Glück erhielt Napoleon unterwegs die Nachricht von der Großbeerener Schlacht und eilte mit dem Kern seines Heeres nach Dresden zurück um sofort einen neuen Vernichtungszug gegen Berlin vorzubereiten; dies eine Ziel stand ihm über allen anderen. Auch jetzt noch blieb die Lage der böhmischen Armee schwer gefährdet. Wenn Vandamme auf seinem kürzeren Wege früher als die Verbündeten im Teplitzer Tale anlangte, so konnte er die vereinzelten Korps, die sich aus den Eng-

päſſen des Gebirges mühſam herauswanden, leicht mit Übermacht ſchlagen.

Der junge Prinz Eugen von Württemberg, der mit einem ruſſiſchen Korps nahe beim Königſtein den Truppen Vandammes gegenüber ſtand, erkannte mit ſicherem Blicke was auf dem Spiele war. Er warf ſich auf die große, öſtliche, Teplitzer Straße, von der die Maſſe der Verbündeten abgedrängt war, ſprengte die Vortruppen Vandammes auseinander und gelangte alſo noch vor den Franzoſen auf den Kamm des Gebirges bei Peterswalde. Am Morgen des 29. Auguſt vom Feinde angegriffen, ſtiegen die Ruſſen am Südabhange des Gebirges langſam herab bis gegen Kulm. Bereits hatten ihre Generale gegen die Meinung des Prinzen beſchloſſen das Feld zu räumen und weiter ſüdwärts über die Eger auszuweichen. Da kam von dem Könige von Preußen, der unterdeſſen der Armee voraus in Teplitz angelangt war, der wiederholte Befehl, ſtandzuhalten um jeden Preis: nur wenn dies Korps hier im Oſten dem Vordringen Vandammes einen Riegel vorſchob, konnte die böhmiſche Armee weiter weſtlich ungefährdet das Teplitzer Tal erreichen. Friedrich Wilhelm zeigte jetzt, daß er ein ganzer Soldat war, ſobald er ſich nur das Herz faßte zu befehlen. Er eilte zu den Ruſſen, ermutigte die Generale zu verzweifeltem Widerſtande, ſendete nach allen Ausgängen des Gebirges ſeine Boten aus um heranzurufen was ſich irgend loswinden konnte aus den verſtopften Päſſen, befahl ſelber dem Oberſten des tapferen öſterreichiſchen Dragonerregiments Erzherzog Johann ſogleich in die Gefechtslinie einzurücken. Die Ruſſen nahmen die Schlacht an; der Stolz ihres Heeres, die wohlgeſchonte Garde, war mit zur Stelle. Den ganzen Tag lang behauptete ſich die tapfere Schar, an 15000 Mann, mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit gegen die ſtürmiſchen Angriffe einer zweifachen Übermacht. Aber die Garden hatten furchtbar gelitten; was ſollte der nächſte Tag bringen?

Am Abend ſchickte der König an General Kleiſt, der noch hoch in den Bergen bei Zinnwald ſtand, die Weiſung: er ſolle verſuchen oſtwärts quer über den Kamm des Gebirges die Teplitzer Landſtraße zu erreichen und dann von den Nollendorfer Höhen her den Fran-

zosen in den Rücken fallen. Als die Botschaft eintraf, hatte Kleist schon von freien Stücken den nämlichen glücklichen Entschluß mit seinem Generalquartiermeister Grolman verabredet. Der General, ein ruhiger, besonnener Soldat der alten Schule, von feinen gemessenen Formen, konnte mit seinem Korps nicht mehr vorwärts in den verrammelten Gebirgswegen und begriff, daß die höchste Kühnheit hier die einzige Rettung war. Während die Russen drunten im Tale, jetzt durch Österreicher erheblich verstärkt, am Morgen des 30. den Kampf von neuem aufnahmen, hielt Zar Alexander auf einem Hügel bei Kulm, die Wahlstatt überschauend: südwärts die malerischen Kegel des Mittelgebirges, im Norden meilenlang die ungeheure steile Wand des Erzgebirges, dazwischen in der üppigen Ebene die wogende Schlacht. Da bemerkte er mit Erstaunen, wie droben bei Nollendorf Geschütze auffuhren, dichte Truppenmassen das Gebirge herab den Franzosen nachzogen. Es waren Kleists Preußen, die hungernd und ermattet nach schwierigem Nachtmarsch die Höhen im Rücken des Feindes erreicht hatten. So von zwei Seiten her gepackt wurde Vandammes Korps nach langem heißem Kampfe gänzlich zersprengt. Über 9000 Mann fielen in Gefangenschaft, unter ihnen der rohe Führer selbst, der Henker des Bremischen Landes; mit Mühe rettete man ihn vor den Fäusten der deutschen Soldaten.

An dem Tage von Kulm verwelkten die Lorbeeren von Dresden. Die wankende Koalition stand wieder aufrecht. Je bänger in den letzten Tagen die Stimmung gewesen, um so lauter lärmte jetzt die Freude über den schönen Bundessieg. Die drei verbündeten Nationen hatten wetteifernd ihr Bestes getan: Eugen mit der russischen Garde, die tapferen österreichischen Reiter, Friedrich Wilhelm und die Helden von Nollendorf. Und dazu die Siegesbotschaften aus der Mark und aus Schlesien; selbst die an alledem ganz unschuldigen Strategen des großen Hauptquartiers fingen an zu glauben, daß ein Erfolg doch möglich sei. Napoleon hatte binnen einer Woche eine ganze Armee, gegen 80000 Mann, verloren und fand sich wieder auf derselben Stelle wie beim Beginne des Herbstfeldzugs.

Nach abermals acht Tagen traf ihn ein neuer schwerer Schlag. Die Absicht, selber auf die preußische Hauptstadt vorzurücken hatte

er aufgegeben, sobald er von Blüchers Erfolgen hörte. Während er selbst nach der Lausitz der schlesischen Armee entgegenzog, übertrug er dem Marschall Ney die Leitung des vierten Zuges gegen Berlin. Der tapfere Marschall, der zu dem Unternehmen von Haus aus wenig Zutrauen hatte, versammelte seine Armee bei Wittenberg, warf nach blutigem Gefechte eine vereinzelte preußische Abteilung zurück und marschierte am 6. September, ohne die Nähe des Gegners zu ahnen, über die sandige Ebene auf Jüterbog. Da stieß Bertrand mit der Vorhut auf Tauentziens Preußen, und derweil hier ein hitziger Kampf begann, brach Bülow der französischen Marschkolonne bei Dennewitz in die linke Flanke. So entspann sich eine unerwartete, weit ausgedehnte Begegnungsschlacht. Bülow wagte mit 40000 Preußen den Kampf gegen den um die Hälfte überlegenen Feind, weil er auf das Eingreifen des Kronprinzen rechnete, der mit der Hauptmasse der Nordarmee in Anmarsch war. Die Franzosen standen in einem großen Bogen, mit der Rechten nordwärts gegen Tauentzien gerichtet, mit der Linken westwärts gegen Bülow. Der Marschall hielt auf dem rechten Flügel, hatte nur Augen für die Vorgänge in seiner Nähe. Sobald er hier die Seinen weichen sah, befahl er dem Korps Oudinots vom linken Flügel zur Unterstützung herbeizueilen. So wurde die Linke entblößt, und es gelang Bülow, die Sachsen aus Göhlsdorf herauszuschlagen und bis Dennewitz vorzudringen. Überall waren die Preußen im Vorgehen, da verkündeten gewaltige Staubwolken das Nahen des Kronprinzen mit seinen siebzig Bataillonen. Bei dem Anblick dieser Truppenmassen ergriff die Geschlagenen ein jäher Schrecken, Neys Armee stob in wilder Flucht auseinander.

Der Lieblingsplan Napoleons war abermals zu nichte geworden. Den Preußen allein gebührte die Ehre des Tages. Wieder hatte die Landwehr mit den alten Kerntruppen gewetteifert, und wieder hatten Deutsche mit Deutschen in wütendem Kampfe gerungen. In der württembergischen Armee, deren beste Truppen auf Neys rechtem Flügel gestanden, erzählten sich die Soldaten noch im Jahre 1866 mit zähem Groll, wie erbarmungslos die preußische Landwehr, vor allen die handfesten pommerschen Reiter bei Jüterbog unter den

Schwaben aufgeräumt hatten. Die tapferen Sachsen fochten ihres alten Waffenruhmes würdig und wurden zum Dank in den napoleonischen Bulletins der Feigheit bezichtigt. Die unglückliche kleine Armee begann die Schmach rheinbündischer Dienstbarkeit zu fühlen; nach der Dennewitzer Schlacht ging ein Bataillon des Leibregiments zu den Preußen über. König Friedrich August aber legte sogleich die Uniform der entehrten Truppe ab, blieb dem Großen Alliierten, der ihm sein Heer beschimpfte, unwandelbar ergeben. —

Nach den Anstrengungen dieser wilden Tage bedurfte die böhmische Armee einiger Erholung. Während die Waffen ruhten arbeitete die Diplomatie um so eifriger. Kaiser Franz war seit dem Siege von Kulm nicht mehr geneigt auf die zärtlichen Beteuerungen zu hören, die ihm der Schwiegersohn noch immer zusendete. Am 9. September wurden zu Teplitz drei fast gleichlautende Bundesverträge, die an die Stelle der vorläufigen Reichenbacher Abrede traten, von den Alliierten unterzeichnet. Sie setzten fest was Preußen von vornherein verlangt hatte: Auflösung des Rheinbundes, gänzliche Beseitigung der Herrschaft Frankreichs und der Napoleoniden auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Besitzstandes von 1805 für Österreich und Preußen. Die Mächte verpflichteten sich in feierlichster Form keinen Friedensvorschlag Frankreichs auch nur anzuhören, ohne ihn sofort den Verbündeten mitzuteilen.

Die bedenklichste Bestimmung des Teplitzer Vertrages lag in dem ersten geheimen Artikel, welcher den zwischen Österreich, Preußen und dem Rheine gelegenen Staaten „die volle und unbedingte Unabhängigkeit" zusicherte. Damit war streng genommen jede Unterordnung der Rheinbundsfürsten unter eine nationale Zentralgewalt, jede irgend ernsthafte Gesamtstaatsverfassung für Deutschland unmöglich gemacht, und dahin ging auch Metternichs geheime Absicht. Hardenberg hingegen verstand unter jenen verhängnisvollen Worten nur die Aufhebung des napoleonischen Protektorats und unterzeichnete unbedenklich, arglos auf Österreichs patriotische Absichten vertrauend; er bewilligte, daß Österreich als die führende Macht Süddeutschlands mit den Südstaaten über ihren Beitritt zur Koalition unterhandeln sollte.

Trotz der günstigen militärischen Lage der Alliierten hegte man in in dem zaghaften Hauptquartiere drei Wochen vor der Entscheidungsschlacht noch so wenig feste Siegeszuversicht, daß selbst der Zar die kleine bayrische Armee als eine sehr wertvolle Verstärkung ansah. Noch höheren Wert legte Metternich auf den Zutritt Bayerns; er hoffte durch eine rasche Verständigung mit dem Münchener Hofe die in den letzten acht Jahren verlorenen Westprovinzen, Tirol und die Umlande, sofort zurückzugewinnen und damit die Pforte Italiens dem österreichischen Heere zu öffnen, endlich allen Rheinbundskönigen durch die Tat zu beweisen, daß sie in der Hofburg einen nachsichtigen Gönner fänden. Im September war das Münchener Kabinett endlich zu der Einsicht gelangt, daß es Zeit sei das sinkende Schiff zu verlassen. Die beiden Kaiser ermutigten den König von Bayern durch freundliche Briefe; Hofrat Hruby, einer der gewandtesten österreichischen Diplomaten, dessen Wirksamkeit der preußische Staat noch oft schmerzlich empfinden sollte, reiste geschäftig hin und her. Am 8. Oktober schlossen Österreich und Bayern den Rieder Vertrag. Beide Teile konnten sich eines großen diplomatischen Erfolges rühmen, des größeren doch Österreich. Die Hofburg gewann für sich Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel und führte zugleich drei schwere Schläge gegen Preußen. Der Kernstaat des Rheinbundes trat als gleichberechtigte Macht in die Koalition ein, wurde feierlich aller vergangenen Schuld entlastet; und jetzt zeigte sich, welchen Sinn Österreich mit jenen verhängnisvollen Worten des Teplitzer Vertrages verband: die verheißene ganze und unbedingte Unabhängigkeit wurde kurzweg dahin erläutert, daß Bayern, von jedem fremden Einfluß befreit, „seiner vollkommenen Souveränität genießen" solle. Damit war den Bundesplänen Preußens die Spitze abgebrochen. Bayern erhielt ferner die Anerkennung seines Besitzstandes; das will sagen: Hardenbergs Plan den Rheinbundsstaaten den Raub der jüngsten Jahre wieder abzunehmen, fiel platt zu Boden, und Ansbach-Bayreuth ging für Preußen verloren. Der Münchener Hof empfing endlich für die an Österreich abgetretenen Provinzen die Lande Würzburg und Aschaffenburg sowie die geheime Zusage noch anderer deutscher Landstriche, die mit seinem Gebiete in ununterbrochenem Zusammenhange stehen sollten;

durch diese Aussicht ward das Haus Wittelsbach für die nächste Zeit fest an Österreich gekettet.

Die geheimen Artikel des Rieder Vertrages wurden vor dem preußischen Kabinett noch längere Zeit verborgen gehalten und erregten, als sie endlich ans Licht traten, lebhaften Unwillen. Hardenberg und Humboldt hatten in Teplitz einen Artikel für den bayrischen Vertrag vorgeschlagen, worin Bayerns Unterwerfung unter die deutsche Bundesgewalt ausbedungen war; sie waren damit weder bei dem Zaren noch bei Metternich durchgedrungen, und nun mußten sie erleben, daß Österreich den gefährlichsten und böswilligsten Staat des Rheinbundes von jeder Verpflichtung gegen Deutschland freisprach! Montgelas hielt es nicht einmal für nötig seine bonapartistischen Neigungen zu verbergen; in der öffentlichen Erklärung, die den vollzogenen Fahnenwechsel verkündigte, sprach er unbefangen die Hoffnung aus auf baldige Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen, denen der König nur im letzten Augenblicke und in höchster Bedrängnis entsagt habe. Und diesem Staate hatte Österreich die alten Stammlande der Hohenzollern preisgegeben!

Dergestalt war bereits entschieden, daß Österreich die Gestaltung der deutschen Zukunft in seiner Gewalt hielt. Indessen wuchs die Bedrängnis des Imperators. Neue gewaltige Aushebungen wurden dem erschöpften Frankreich zugemutet: die Nation solle sich ein Beispiel nehmen an den ungeheuren Anstrengungen des kleinen Preußens, ihr Alles einsetzen in diesem Kriege gegen England; denn nur darum dauere der Krieg fort, weil der unversöhnliche englische Feind verlange, daß die Franzosen wie die Hindus allein für ihn arbeiteten. Das elende Weib, das in Napoleons Namen die Regentschaft führte, die Tochter des letzten deutschen Kaisers, hatte die Stirn im Senate auszusprechen: „ich weiß mehr als irgend jemand, was unsere Bevölkerung zu gewärti genhätte, wenn sie sich jemals besiegen ließe!“ Umringt von den drei feindlichen Heeren versuchte Napoleon noch mehrmals durch einen Angriff sich Luft zu machen; zweimal wendete er sich gegen das schlesische Heer, das bis in die Lausitz vorgedrungen war, einmal gegen die böhmische Armee; aber Blücher wich ihm gewandt aus, und als der Imperator am 10. September von der Höhe

des Geiersberges in das Teplitzer Tal hinabschaute, da fand er doch nicht den Entschluß, dem böhmischen Heere die Schlacht anzubieten. Es war ein ewiges va et vient, wie Napoleon sagte. Das nutzlose Spiel drohte sich ins Unendliche zu verlängern. Die große Armee rührte sich nicht vom Flecke. Karl Johann benutzte den Sieg von Dennewitz nicht, wollte die Elbe nicht überschreiten solange Wittenberg noch in französischen Händen war. Wohl vereitelte das Korps Wallmodens durch das Gefecht an der Göhrde einen Versuch Davousts die Besatzung von Magdeburg zu verstärken; die Parteigänger Colomb und Thielmann errangen manchen schönen Erfolg im Rücken des Feindes, ja den Kosaken Czernitscheffs glückte es sogar für einige Tage Kassel zu besetzen und den König Jerome aus seiner Hauptstadt zu verjagen. Doch was bedeutete das alles für den Ausgang des großen Krieges? Clausewitz spottete, die beiden Teile ständen sich gegenüber wie der Hund und die Feldhühner, die einander starr ansehen bis der Jäger sein Faß an! ruft.

Von Blücher und Gneisenau ward endlich dieser fröhliche Jägerruf angestimmt. Sie hatten den wiederholten Befehl zum Abmarsch nach Böhmen unbefolgt gelassen, weil sie der schlesischen Armee die Freiheit der Bewegung erhalten wollten. Als der Krieg völlig ins Stocken kam entschlossen sie sich eigenmächtig, nordwestwärts über die Elbe zu ziehen und den Zauderer Bernadotte mit sich fortzureißen; gelang dies, so mußte das große Hauptquartier endlich den Mut finden das Erzgebirge zu überschreiten, und etwa in der Gegend von Leipzig konnten die drei Armeen sich vereinigen. Zog Napoleon mittlerweile nach Schlesien, um so besser für die Verbündeten, dann verlegten sie ihm mit gesammelter Kraft den Rückzug; nicht die Sicherung einer Provinz, sondern das Lager des Feindes war Gneisenaus Ziel. Wir also, schrieb er stolz, wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die andren es nicht wollen. Der König war mit dem kühnen Entschlusse einverstanden, aber der russische Bevollmächtigte im Blücherschen Hauptquartier legte förmlich Verwahrung ein.

Am 26. September traf Bennigsen mit der russischen Reservearmee aus Polen im Teplitzer Tale ein; Schwarzenberg gebot fortan

über eine gewaltige Übermacht, wenn er sie nur zu vereinigen verstand. Am selben Tage brach Blücher aus der Lausitz auf; es war die entscheidende Wendung des Feldzugs. Am 3. Oktober überschritt er die Elbe bei Wartenburg, in jener sumpfigen Niederung, wo die schwarze Elster sich mit dem Strome vereinigt. Drüben auf dem linken Ufer stand das Korps Bertrands, Franzosen, Italiener, Rheinbündner, zwischen Wartenburg und Bleddin, den Augen der Preußen völlig entzogen, geschützt durch hohe Dämme und durch die sumpfigen Altwasser der Elbe. Gegen diese fast unangreifbare Stellung ließ Blücher das Yorksche Korps vorgehen. York fluchte wieder über die Tollheit der Pläne Gneisenaus, doch er übernahm das Wagnis, und nach wiederholtem vergeblichem Sturme gelang es wirklich dem unvergleichlichen Mute seiner Truppen die Dämme zu ersteigen, den Feind zum Abzuge zu nötigen. Abermals war ein glänzender Sieg allein durch die Preußen erfochten, und abermals bekamen die unglücklichen Württemberger die Schärfe des preußischen Schwertes zu kosten. Der Kampf ward mit solcher Wut geführt, daß die schwarzen Husaren einmal gefangene italienische Kanoniere zwangen das Geschütz auf ihre eigenen Kameraden zu richten. Glückselig focht General Oppen mitten im Getümmel; der war von der nahen Nordarmee herübergeritten und ließ sichs nicht nehmen als gemeiner Reiter mit ins Feuer zu gehen. Ein grausiger Anblick, wie die armen Leineweber von der schlesischen Landwehr scharenweise mit durchschossener Brust auf dem nassen Boden lagen unter den Obstbäumen an den Elbdeichen; vor der Schlacht hatten sie sich noch gemächlich Pflaumen geschüttelt. Als Eichhorn diese kümmerlichen Leiber betrachtete, in denen so viel Liebe und so viel Heldenmut gewohnt, da durchschauerte ihn heilige Andacht und er erkannte was es heiße, daß der Herr auch in den Schwachen mächtig ist. Der höchste Preis gebührte doch dem Kolbergischen Leibregimente, jener tapferen Schar, die schon an Gneisenaus Seite gestanden als das Gestirn des Helden zuerst aufging; vor dieser Truppe entblößte der gestrenge York sein Haupt, wie einst König Friedrich vor den Ansbach-Bayreuth-Dragonern. Blücher aber rief, als abends im Wartenburger Schlosse der Becher kreiste, den Sohn Scharnhorsts an seine Seite, gedachte des Vaters in bewegten

Worten, nannte sich selber bescheiden einen Handwerker, der nur ausführe, was jener Unvergeßliche geplant.

Die Elbe war überschritten. In einer persönlichen Unterredung bewog Blücher den schwedischen Kronprinzen seinem Zuge zu folgen; derweil Bernadotte in den süßesten Artigkeiten sich erging, rief der Alte seinem Dolmetscher zu: Sagen Sie dem Kerl, der Teufel soll ihn holen wenn er nicht will! Schon am 8. Oktober stand die schlesische Armee in der Nähe von Düben, wenige Meilen nördlich von Leipzig, hinter ihr bei Dessau das Nordheer. Blüchers Vormarsch brachte alles in Bewegung. Während das böhmische Heer sich endlich anschickte auf Leipzig zu marschieren, nahm Napoleon seine Truppen vom rechten Elbufer zurück, mit dem Befehle vorher alles bis auf den letzten Obstbaum zu zerstören, sicherte Dresden durch eine starke Garnison und eilte selber nordwestwärts, den beiden vereinigten Armeen entgegen. Doch Blücher wich abermals aus, zog sich westlich über die Saale, so daß ihm der Weg nach Leipzig offen blieb, und der diplomatischen Kunst Rühle von Liliensterns gelang es auch den Kronprinzen, der schon über die Elbe zurückweichen wollte, zu dem Marsche über die Saale zu bewegen. Napoleon erkannte zu spät, daß er in die Luft gestoßen hatte. Jetzt, in der höchsten Bedrängnis, kam er nochmals auf seinen Lieblingsplan zurück und dachte an seinen fünften Zug gegen Berlin: so leidenschaftlich war sein Verlangen den Herd der deutschen Volksbewegung zu züchtigen. Seine Vortruppen drangen bereits über die Elbe, Tauentzien trat mit seinem Korps einen übereilten Rückzug an, und am 13. Oktober befürchtete die preußische Hauptstadt noch einmal einen feindlichen Angriff. Doch inzwischen hatte der Imperator seinen Entschluß wieder geändert und wendete sich nach Leipzig zurück. Sein Stolz verschmähte die offene Rückzugslinie nach dem Rheine; er hoffte dicht vor den Mauern Leipzigs der von Süden heranrückenden böhmischen Armee die Schlacht anzubieten, bevor die beiden anderen Heere eintrafen. Das edle Wild war gestellt; das gewaltige Kesseltreiben dieses Herbstes näherte sich dem Ende.

Gneisenaus Augen leuchteten, als er am Morgen des 18. Oktobers das ungeheure Schlachtfeld überblickte, wie vom Nordwesten

und Norden, vom Südosten und Süden her die Heersäulen der Verbündeten im weiten Halbkreise gegen Leipzig heranzogen. Er wußte, die Stunde der Erfüllung hatte geschlagen, und wie er empfand das Volk. Wie oft hatten sich die Deutschen erfreut an den Schilderungen der Kaufleute von dem vielsprachigen Völkergewimmel, das von Zeit zu Zeit marktend und schachernd die hochgiebligen Straßen der alten Meßstadt erfüllte; jetzt strömten wieder alle Völker des Weltreichs vom Ebro bis zur Wolga in den schlachtgewohnten Ebenen Obersachsens zusammen. Die große Zahlwoche kam heran, die Abrechnung für zwei Jahrzehnte des Unheils und der Zerstörung. Nach der Schlacht erzählte sich das Volk in der Pfalz, wie die acht Kaiser aus den Grüften des Speierer Doms sich erhoben hatten und nächtens über den Rhein gefahren waren um bei Leipzig mitzukämpfen; nach vollbrachter Arbeit ruhten sie wieder still im Grabe. Die Verbündeten hatten für sich den dreifachen Vorteil der Überzahl an Mannschaft und Geschütz, des konzentrischen Angriffs und einer sicheren Flügelanlehnung. Napoleon stand im Halbkreise auf der Ebene östlich von Leipzig; hinter ihm lagen die Stadt und die Auen — jene wildreichen dichten Laubwälder, die sich meilenlang zwischen der Elster, der Pleiße und ihren zahlreichen sumpfigen Armen ausdehnen, ein für die Entfaltung großer Truppenmassen völlig unbrauchbares Wald- und Sumpfland, das die beiden Flügel der Verbündeten gegen jede Umgehung sicherte. Gelang der Angriff, so konnte der Imperator vielleicht versuchen irgendwo den eisernen Ring der alliierten Heere zu durchbrechen und sich ostwärts nach Torgau durchzuschlagen — ein tollkühnes Wagnis, das bei einiger Wachsamkeit der Verbündeten sicher scheitern mußte. Sonst blieb ihm nur noch der Rückzug nach Westen offen, erst durch die enge Stadt, dann auf einer einzigen Brücke über die Elster, endlich auf dem hohen Damme der Frankfurter Landstraße quer durch die nassen Wiesen der Auen — der denkbar ungünstigste Weg für ein geschlagenes Heer.

Am 15. war Rühle von Lilienstern mit einer Botschaft des schlesischen Hauptquartiers bei dem Oberfeldherrn in Pegau angelangt. Gneisenau schlug vor, am ersten Schlachttage das Gefecht hinzuhalten, weil mindestens 80000 Mann von der verbündeten Armee

noch nicht zur Stelle waren. Sobald diese Verstärkungen eingetroffen, sollte der Angriff auf allen Stellen des Halbkreises mit entschiedener Übermacht wieder aufgenommen und indessen durch ein in Napoleons Rücken entsendetes Korps dem Feinde die einzige Rückzugsstraße gesperrt werden; dann war nicht nur ein Sieg, sondern eine Vernichtungsschlacht, eine in aller Geschichte unerhörte Waffenstreckung möglich. Zu so hohen Flügen vermochte sich freilich Schwarzenberg nicht aufzuschwingen. Eine Zeitlang hoffte er sogar die Schlacht gänzlich zu vermeiden, schon durch das Erscheinen der drei vereinigten Armeen den Imperator zum Rückzuge zu nötigen. Auch als er sich endlich überzeugen mußte, daß ein Napoleon so leichten Kaufes nicht zu verdrängen sei, entwarf er einen überaus unglücklichen Schlachtplan. Da die böhmische Armee vom Süden, die beiden anderen Heere vom Norden herankamen, so mußte der Oberfeldherr — das war die Meinung des schlesischen Hauptquartiers — die Entscheidung auf seiner rechten Flanke suchen, dort auf der Rechten sich mit der Nordarmee zu verbinden streben, um die Umklammerung des Feindes zu vollenden. Statt dessen ballte er eine Masse von 35000 Mann, lauter Österreicher, auf seinem äußersten linken Flügel zusammen und ließ sie durch das unwegsame Buschland der Auen gegen Connewitz vorgehen, in der sonderbaren Hoffnung, dort auf ganz unzugänglichem Boden Napoleons rechten Flügel von der Stadt abzudrängen. Sein General Langenau hatte diesen unseligen Anschlag eingegeben; der ehrgeizige Sachse, der erst im Frühjahr zugleich mit dem Minister Senfft in österreichische Dienste übergetreten war, brannte vor Begier sich in der Gnade seines Kaisers fest zu setzen und wollte darum den Hauptschlag durch die Österreicher allein ausführen, den Preußen, die er mit dem ganzen Ingrimm des Partikularisten haßte, eine untergeordnete Rolle zuweisen. Der kleinliche Gedanke sollte sich grausam bestrafen.

Napoleon sammelte die Hauptmasse seiner Streitkräfte bei Wachau, drei Stunden südöstlich der Stadt. Da er von dem Zauderer Bernadotte nichts befürchtete und die schlesische Armee noch weitab im Nordwesten bei Merseburg wähnte, so gab er dem Marschall Marmont, der im Norden bei Möckern stand, den Befehl sich mit der

Hauptarmee zu vereinigen, um die Niederlage des böhmischen Heeres vollständig zu machen. In der Tat entsprach Karl Johann den Erwartungen des Imperators. Die Nordarmee erschien am 16. gar nicht auf dem Schlachtfelde, dergestalt daß die Alliierten nur eine geringfügige Überzahl, 192000 gegen 177000 Mann, in das Gefecht führen konnten; eine weite Lücke blieb zwischen den beiden Hälften der verbündeten Heere offen, die Kämpfe des ersten Tags zerfielen in Wahrheit in zwei selbständige Schlachten, bei Möckern und bei Wachau.

Blücher dagegen kam nicht auf dem Umwege über Merseburg, sondern geradeswegs von Halle auf der Landstraße am Ostrande der Auen heran und zwang Marmont durch sein unerwartetes Erscheinen, bei Möckern stehen zu bleiben. Wie lieblich war den tapferen Schlesischen das Leben eingegangen die letzten Tage über, als sie jubelnd in Halle einzogen, von den Bürgern der endlich befreiten treuen Stadt auf den Händen getragen, und dann bei Becherklang und vaterländischen Gesängen, nach altem Burschenbrauche die Nacht verbrachten. Dem Rausche der jugendlichen Lust folgte die ernste Arbeit, die blutigste des ganzen Krieges, denn wieder fiel dem Yorkschen Korps die schwerste Aufgabe zu. Als York am Morgen des 16. in Schkeuditz unter seinen Fenstern die Husaren zum Aufsitzen blasen hörte, da hob er sein Glas und sprach den Kernspruch seines lieben Paul Gerhardt: den Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende! Wohl mochte er sich einer höheren Hand empfehlen, denn unangreifbar wie bei Wartenburg schien wieder die Stellung des Feindes. Marmont lehnte sich mit seiner linken Flanke bei Möckern an den steilen Talrand der Elster, hatte die Mauern des Dorfes zur Verteidigung eingerichtet, weiter rechts auf den flachen Höhen eine Batterie von 80 Geschützen aufgefahren. Gegen diese kleine Festung stürmten die Preußen heran auf der sanft ansteigenden baumlosen Ebene; sechsmal drangen sie in das Dorf und verloren es wieder; das Gefühl der einzigen Größe des Tages beschwingte beiden Teilen die Kraft. Endlich führt York selber seine Reiterei zum Angriff gegen die Höhen unter dem Rufe: „marsch, marsch, es lebe der König," nach einem wütenden Häuserkampfe schlägt das Fußvolk den Feind aus dem Dorfe heraus; am Abend muß

Marmont gegen die Stadt zurückweichen, 53 Kanonen in den Händen der Preußen lassen, und an den Wachtfeuern der Sieger ertönt das Lied: Nun danket alle Gott, wie in der Winternacht von Leuthen. Aber welch ein Anblick am nächsten Morgen, als die Truppen zum Sonntagsgottesdienst zusammentraten. Achtundzwanzig Kommandeure und Stabsoffiziere lagen tot oder verwundet; von seinen 12000 Mann Infanterie hatte York kaum 9000 mehr, seine Landwehr war im August mit 13000 Mann ins Feld gezogen und zählte jetzt noch 2000. So waren an dieser einen Stelle die Verbündeten bis auf eine kleine Stunde an die Tore von Leipzig herangelangt.

Das Ausbleiben der Nordarmee hatte die üble Folge, daß Blücher seine Armee nicht schwächen durfte und nicht, wie seine Absicht war, ein Korps westlich durch die Auen auf die Rückzugslinie Napoleons entsenden konnte. Dort im Westen stand also Gyulay mit seinen 22000 Österreichern den 15000 Mann des Bertrandschen Korps allein gegenüber und er verstand nicht seine Übermacht zu verwerten; die große Frankfurter Straße blieb dem Imperator gesichert. Auch auf dem Hauptschauplatze des Kampfes, bei Wachau fochten die Verbündeten nicht glücklich. Hier hatte zwei Tage vorher ein großartiges Vorspiel der Völkerschlacht sich abgespielt, ein gewaltiges Reitergefecht, wobei König Murat nur mit Not dem Säbel des Leutnants Guido v. d. Lippe von den Neumärkischen Dragonern entgangen war. Heute hielt Napoleon selber mit der Garde und dem Kerne seines Heeres die dritthalb Stunden lange Linie von Dölitz bis Seifertshain besetzt, durch Zahl und Stellung den Verbündeten überlegen, 121000 gegen 113000 Mann. Auf dem linken Flügel der Alliierten, zwischen den beiden Flüssen, vergeudeten die unglücklichen Opfer der Feldherrnkunst Langenaus ihre Kraft in einem tapferen, aber aussichtslosen Kampfe; eingeklemmt in dem buschigen Gelände vermochten sie ihre Macht nicht zu gebrauchen, General Merveldt selbst geriet mit einem Teile seines Korps in Gefangenschaft; mit Mühe wurden die Reserven dieser Österreicher aus den Auen über die Pleiße rechtsab auf die offene Ebene hinauf gezogen. Es war die höchste Zeit, denn hier im Zentrum konnten Kleists Preußen und die Russen des Prinzen Eugen sich auf die Dauer

nicht behaupten in dem verzweifelten Ringen gegen die erdrückende Übermacht, die unter dem Schutze von 300 Geschützen ihre Schläge führte. Die volle Hälfte dieser Helden von Kulm lag auf dem Schlachtfelde. Schon glaubt Napoleon die Schlacht gewonnen, befiehlt in der Stadt Viktoria zu läuten, sendet Siegesboten an seinen Vasallen König Friedrich August, der in Leipzig angstvoll der Entscheidung harrt. „Noch dreht sich die Welt um uns" — ruft er frohlockend seinem Daru zu. Ein letzter zerschmetternder Angriff der gesamten Reiterei soll das Zentrum durchbrechen. Noch einmal dröhnt die Erde von dem Feuer der 300 Geschütze, dann rasen 9000 Reiter in geschlossener Masse über das Blachfeld dahin, ein undurchdringliches Dickicht von Rossen, Helmen, Lanzen und Schwertern. Da kommen die österreichischen Reserven aus der Aue heran, und während die Reitermassen, atemlos von dem tollen Ritt, allmählich zurückgedrängt werden, setzen sich die Verbündeten nochmals in den verlorenen Dörfern fest und am Abend behaupten sie fast wieder dieselbe Stellung wie am Morgen. Schwarzenbergs Angriff war gescheitert, doch der Sieger hatte nicht einmal den Besitz des Schlachtfeldes gewonnen.

Trat Napoleon jetzt den Rückzug an, so konnte er sein Heer in guter Ordnung zum Rheine führen; denn die schlesische Armee, die einzige Siegerin des ersten Schlachttags, stand von der Frankfurter Straße noch weit entfernt und war überdies tief erschöpft von dem verlustreichen Kampfe. Aber der Liebling des Glücks vermochte das Unglück nicht zu ertragen. Nichts mehr von der gewohnten Kälte und Sicherheit der politischen Berechnung; sein Hochmut wollte sich den ganzen Ernst der Lage nicht eingestehen, wollte nicht lassen von unmöglichen Hoffnungen. Der Imperator tat das Verderblichste was er wählen konnte, versuchte durch den gefangenen Merveldt Unterhandlungen mit seinem Schwiegervater anzuknüpfen und gewährte also den Verbündeten die Frist ihre gesamten Streitmassen heranzuziehen. Am 17. Oktober ruhten die Waffen, nur Blücher konnte sich die Lust des Kampfes nicht versagen, drängte die Franzosen bis dicht an die Nordseite der Stadt zurück.

Am 18. früh hatte Napoleon seine Armee näher an Leipzig herangenommen, ihr Halbkreis war nur noch etwa eine Stunde von den

Toren der Stadt entfernt. Gegen diese 160000 Mann rückten 225000 Verbündete heran. Mehr als einen geordneten Rückzug konnte der Imperator nicht mehr erkämpfen; er aber hoffte noch auf Sieg, wies den Gedanken an eine Niederlage gewaltsam von sich, versäumte alles was den schwierigen Rückmarsch über die Elster erleichtern konnte.

Die Natur der Dinge führte endlich den Ausgang herbei, welchen Gneisenaus Scharfblick von vornherein als den einzig möglichen angesehen hatte: die Entscheidung fiel auf dem rechten Flügel der Verbündeten. Napoleon übersah von der Höhe des Thonbergs, wie die Österreicher auf dem linken Flügel der Alliierten abermals mit geringem Glück den Kampf um die Dörfer an der Pleiße eröffneten, wie dann das Zentrum der Verbündeten über das Schlachtfeld von Wachau herankam. Es waren die kampferprobten Scharen Kleists und des Prinzen Eugen; über die unbestatteten Leichen der zwei Tage zuvor gefallenen Kameraden ging der Heerzug hinweg, man hörte die Knochen der Toten unter den Hufen der Rosse und den Rädern der Kanonen knarren. Vor der Front der Angreifer lagen langhingestreckt die hohen Lehmmauern von Probstheida, auf beiden Seiten durch Geschütze gedeckt — der Schlüssel des französischen Zentrums. Unter dem Kreuzfeuer der Batterien begann der Angriff, ein sechsmal wiederholtes Stürmen über das offene Feld, doch zuletzt behauptete sich Napoleons Garde in dem Dorfe, und auch Stötteritz nebenan blieb nach wiederholtem Sturm und mörderischem Häuserkampfe in den Händen der Franzosen; man sah nachher in den Gärten und Häusern die Leichen von Russen und Franzosen, die einander gegenseitig das Bajonett durch den Leib gerannt, angespießt auf dem Boden liegen. Unmittelbar unter den Augen des Imperators ward auch heute den Verbündeten kein entscheidender Erfolg, obgleich sie dicht an den Schlüsselpunkt seiner Stellung herangelangten. Indessen rückte auf ihrem rechten Flügel das Nordheer in die Schlachtlinie ein, füllte die Lücke, welche die böhmische Armee von der schlesischen trennte, schloß den großen Schlachtenring, der die Franzosen umfaßte. Es hatte der Mühe genug gekostet, bis Karl Johann, der am 17. endlich bei Breitenfeld auf der alten Stätte schwedischen Waffenruhmes angelangt war, zur tätigen Teilnahme

beredet wurde; um den Bedachtsamen nur in den Kampf hineinzureißen hatte Blücher seiner eigenen Tatkraft das schwerste Opfer zugemutet, 30000 Mann seines Heeres an die Nordarmee abgetreten und damit selber auf den Ruhm eines neuen Sieges verzichtet. Einmal entschlossen zeigte Bernadotte die Umsicht des bewährten Feldherrn. Während Langerons Russen auf der äußersten Rechten der Angriffslinie durch wiederholten Sturm den Feind aus Schönefeld zu verdrängen suchten, traf die Hauptmasse der Nordarmee am Nachmittag auf der Ostseite von Leipzig ein. Bülow führte das Vordertreffen und schlug das Korps Reyniers aus Paunsdorf hinaus.

So stießen die alten Feinde von Großbeeren abermals aufeinander, doch wie war seitdem die Stimmung in den sächsischen Rementern umgeschlagen! Wunderbar lange hatte die ungeheure Macht des deutschen Fahneneides die Truppen des Rheinbundes bei ihrer Soldatenpflicht festgehalten; außer einigen vereinzelten Bataillonen waren bisher nur zwei westfälische Reiterregimenter zu den Verbündeten übergegangen. Mit dem Glücke schwand auch das Selbstgefühl der napoleonischen Landsknechte; sie begannen sich des Krieges gegen Deutschland zu schämen, sie empfanden nach, was ihr Landsmann Rückert ihnen zurief:

Ein Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben
Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechten!

Die Sachsen fühlten sich zudem in ihrer militärischen Ehre gekränkt durch die Lügen der napoleonischen Bulletins; sie sahen mit Unmut wie ihre Heimat ausgeplündert, ihr König von Ort zu Ort hinter dem Protektor her geschleppt wurde; und sollten sie mit nach Frankreich entweichen, wenn Napoleon die Schlacht verlor und Sachsen ganz in die Gewalt der Verbündeten fiel? Selbst die Franzosen empfanden Mitleid mit der unnatürlichen Lage dieser Bundesgenossen; Reynier hatte bereits den Abmarsch der Sachsen nach Torgau angeordnet, als das Anrücken der Nordarmee die Ausführung des wohlgemeinten Befehls verhinderte. Nur König Friedrich August zeigte kein Verständnis für die Bedrängnis seiner Armee noch für seine eigene Schande. Unwandelbar blieb sein Vertrauen auf den Glücks-

stern des Großen Alliierten; noch während der Schlacht verwies er seine Generale trocken auf ihre Soldatenpflicht als sie ihn baten die Trennung des Kontingents von dem französischen Heere zu gestatten. Die deutsche Gutmütigkeit wollte dem angestammten Herrn so viel Verblendung nicht zutrauen. Die Offiziere glaubten fest, ihr König sei unfrei; keineswegs in der Meinung ihren Fahneneid zu brechen, sondern in der Absicht das kleine Heer dem Landesherrn zu erhalten beschlossen sie das Ärgste was der Soldat verschulden kann, den Übergang in offener Feldschlacht. In der Gegend von Paunsdorf und Sellerhausen schlossen sich etwa 3000 Mann der sächsischen Truppen an die Nordarmee an; mit ihnen eine Reiterschar aus Schwaben. Die Preußen und Russen nahmen die Flüchtigen mit Freuden auf; nur den württembergischen General Normann, der einst bei Kitzen die Lützower verräterisch überfallen hatte, wies Gneisenau mit verächtlichen Worten zurück. Friedrich Wilhelms Ehrlichkeit aber hielt den Vorwurf nicht zurück: wie viel edles Blut die Sachsen dem Vaterlande ersparen konnten, wenn sie ihren Entschluß früher, vor der Entscheidung, faßten! Der traurige Zwischenfall blieb ohne jeden Einfluß auf den Ausgang der Völkerschlacht; doch warf er ein grelles Schlaglicht auf die tiefe sittliche Fäulnis des kleinstaatlichen Lebens. Das Gewissen des Volkes begann endlich irr zu werden an der Felonie des napoleonischen Kleinkönigtums; trotz aller Lügenkünste partikularistischer Volksverbildung erwachte wieder die Einsicht, daß auch nach dem Untergange des alten Reichs die Deutschen noch ein Vaterland besaßen und ihm verbunden waren durch heilige Pflichten.

Gegen 5 Uhr vereinigte Bülow sein ganzes Korps zu einem gemeinsamen Angriff, erstürmte Sellerhausen und Stünz, drang am Abend bis in die Kohlgärten vor, dicht an die östlichen Tore der Stadt. Da währenddem auch Langeron auf der Rechten das hart umkämpfte Schönefeld endlich genommen hatte und ebenfalls gegen die Kohlgärten herandrängte, so war Ney mit dem linken Flügel der Franzosen auf seiner ganzen Linie geschlagen. Durch diese Niederlage ward Napoleons Stellung im Zentrum unhaltbar. Noch am Abend befahl er den Rückzug des gesamten Heeres. Nun wälzten sich die dichten Massen der geschlagenen Armee durch drei Tore zu-

gleich in die Stadt hinein, um dann allesamt in entsetzlicher Verwirrung auf der Frankfurter Straße sich zu vereinigen. Daß dieser eine Weg noch offen blieb, war das Verdienst des unglücklichen Gyulay, der auch am dritten Schlachttage auf der Westseite nichts ausgerichtet hatte; bis zur Saale hin hielt Bertrand den Franzosen die Rückzugsstraße frei. Die Hunderttausende, die beim Feuerscheine von zwölf brennenden Dörfern auf dem teuer erkauften Schlachtfelde lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst des Tages; unwillkürlich stimmten die Russen eines ihrer frommen Lieder an, und bald klangen überall, in allen Zungen der Völker Europas, die Dankgesänge zum Himmel auf. Die Sieger beugten sich unter Gottes gewaltige Hand; recht aus dem Herzen der fromm bewegten Zeit heraus sang der deutsche Dichter:

O Tag des Sieges, Tag des Herrn,
Wie feurig schien dein Morgenstern!

Nur der Feldherr, der von Amts wegen als der Besieger Napoleons gefeiert wurde, vermochte die Größe des Erfolges nicht zu fassen. Schwarzenberg weigerte sich die noch ganz unberührten russischen und preußischen Garden zur Verfolgung auszusenden — nicht aus Arglist, wie manche der grollenden Preußen annahmen, sondern weil sein Kleinmut die Geschlagenen nicht zur Verzweiflung treiben wollte. Blücher hatte den Tag über, wegen des verspäteten Eintreffens der Nordarmee, sein kleines Heer zusammenhalten müssen um einen Ausfall in der Richtung auf Torgau, den man noch immer befürchtete, zurückweisen zu können; darum ward York erst am Abend auf dem weiten Umwege über Merseburg dem fliehenden Feinde nachgesendet. Also konnte Napoleon noch 90000 Mann, fast durchweg Franzosen, aus der Schlacht retten. Die Deckung des Rückzugs, die Verteidigung der Stadt überließ er seinen Vasallen, den Rheinbündnern, Polen und Italienern; mochten sie noch einmal für ihn bluten, dem Kaiserreich waren sie doch verloren.

So mußte denn am 19. der Kampf um den Besitz der Stadt selber von neuem begonnen werden. Während Blücher im Norden seine Russen gegen das Gerbertor führt und dort zuerst von den Kosaken mit dem Ehrennamen Marschall Vorwärts begrüßt wird,

bricht Bülows Korps aus den Kohlgärten gegen die Ostseite der Stadt auf. Borstells Brigade dringt in den Park der Milchinsel, Friccius mit der ostpreußischen Landwehr erstürmt das Grimmaische Tor. Noch stehen die Regimenter des Rheinbundes dicht gedrängt auf dem alten Markte, da tönen schon die Flügelhörner der pommerschen Füsiliere die Grimmaische Gasse herunter, dazwischen hinein der donnernde Ruf: Hoch Friedrich Wilhelm! Bald blitzen die Bajonette, lärmen die Trommeln und gellen die Querpfeifen auch in den andern engen Gassen, die nahe bei dem alten Rathause münden. Alles strömt zum Marktplatze; die Sieger von der Katzbach, von Kulm und Dennewitz feiern hier in Gegenwart der gefangenen Feinde jubelnd ihr Wiedersehen. Neue stürmische Freudenrufe, als der Zar und der König selber einreiten; selbst die Rheinbündner stimmen mit ein; alle fühlen, wie aus Schmach und Greueln der junge Tag des neuen Deutschlands leuchtend emporsteigt. Während den König von Preußen sein tapferes Heer frohlockend umdrängt, steht nahebei — ein klägliches Bild der alten Zeit, die nun zu Grabe geht — Friedrich August von Sachsen entblößten Hauptes, mitten im Gewühle an der Tür des Königshauses. Der hat während der Stunden des Sturmes ängstlich im Keller gesessen, betrogen von den prahlerischen Verheißungen des Protektors noch bis zum letzten Augenblicke auf die siegreiche Rückkehr des Unüberwindlichen gehofft. Nun würdigen ihn die Sieger keines Blickes, sein eigenes Volk beachtet ihn nicht, vor seinen Augen wird seine rote Garde von Friedrich Wilhelms Adjutanten Natzmer zur Verfolgung der Franzosen hinweggeführt. Mit naiver Freude wie ein Held des Altertums schreibt Gneisenau die Siegesbotschaft den entfernten Freunden in allen Ecken des Vaterlandes: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen. Wir sind arm geworden, aber reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Unabhängigkeit."

Dreißigtausend Gefangene fielen den Siegern in die Hände. Die Umzingelung der Stadt von den Auen her war bereits nahezu vollendet, als die Elsterbrücke an der Frankfurter Straße in die Luft gesprengt und damit den wenigen, die sich vielleicht noch retten konnten, der letzte Ausweg versperrt wurde. Ein ganzes Heer, an

hunderttausend Mann, lag tot oder verwundet. Was vermochte die Kunst der Ärzte, was die menschenfreundliche Aufopferung des edlen Ostfriesen Reil gegen solches Übermaß des Jammers? Das Medizinalwesen der Heere war überall noch nicht weit über die Weisheit der friderizianischen Feldscherer hinausgekommen, und über der wackeren, gutherzigen Leipziger Bürgerschaft lag noch der Schlummergeist des alten kursächsischen Lebens, sie verstand nicht rechtzeitig Hand anzulegen. Tagelang blieben die Leichen der preußischen Krieger im Hofe der Bürgerschule am Wall unbeerdigt, von Raben und Hunden benagt; in den Konzertsälen des Gewandhauses lagen Tote, Wunde, Kranke auf faulem Stroh beisammen, ein verpestender Brodem erfüllte den scheußlichen Pferch, ein Strom von zähem Kot sickerte langsam die Treppe hinab. Wenn die Leichenwagen durch die Straßen fuhren, dann geschah es wohl, daß ein Toter der Kürze halber aus dem dritten Stockwerk hinabgeworfen wurde, oder die begleitenden Soldaten bemerkten unter den starren Körpern auf dem Wagen einen, der sich noch regte, und machten mit einem Kolbenschlage mitleidig dem Greuel ein Ende. Draußen auf dem Schlachtfelde hielten die Aasgeier ihren Schmaus; es währte lange, bis die entflohenen Bauern in die verwüsteten Dörfer heimkehrten und die Leichen in großen Massengräbern verscharrten. Unter solchem Elend nahm dies Zeitalter der Kriege vom deutschen Boden Abschied, die fürchterliche Zeit, von der Arndt sagte: „dahin wollte es fast mit uns kommen, daß es endlich nur zwei Menschenarten gab: Menschenfresser und Gefressene!“ Dem Geschlechte, das solches gesehen, blieb für immer ein unauslöschlicher Abscheu vor dem Kriege, ein tiefes, für minder heimgesuchte Zeiten fast unverständliches Friedensbedürfnis.

Am 24. Oktober besuchte König Friedrich Wilhelm seine Hauptstadt. Es drängte ihn am Grabe seiner Gemahlin zu beten, denn überall auf seiner wilden Kriegsfahrt war ihr Bild ihm zur Seite gewesen, und auch unter den Truppen hieß es immer wieder: warum durfte die Königin das nicht mehr erleben? Dann erschien er im Theater; das Heil Dir im Siegerkranz brauste durch den Saal, diesmal mit besserem Rechte als einst, da das dünkelhafte Geschlecht der neunziger Jahre sich zuerst an den prächtigen Klängen weidete.

Vor sieben Jahren am nämlichen Tage war Napoleon durch das Brandenburger Tor eingeritten, und welch ein Wandel seitdem! Wie hatte sich doch dieser verstümmelte Staat mit seinen fünf Millionen Menschen wieder aufgeschwungen auf die Höhen der Geschichte! Mochten die Männer der Kriegspartei von 1811 geirrt haben in der Wahl des Augenblicks, zu groß hatten sie nicht gedacht von ihrem Volke. Jetzt galt er wieder, der alte Wahlspruch Nec soli cedit! In jenen Tagen schrieb eine englische Zeitung: „Wer gab Deutschland das erste Beispiel des Abfalls von Napoleon? Die Preußen! Wer hielt die Schlachten von Lützen und Bautzen? Die Preußen. Wer siegte bei Haynau? Die Preußen. Wer bei Großbeeren, bei Katzbach und Dennewitz? Immer die Preußen. Wer bei Kulm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen, immer die Preußen." Wie eine Drohung klang dies stolze the Prussians, ever the Prussians! dem Kaiser Franz und den Fürsten des Rheinbundes. Welcher Zukunft ging Deutschland entgegen, wenn dieser Staat seine alte Macht zurück erlangte?

Durch die Leipziger Schlacht war das ursprüngliche Ziel des Krieges gesichert: die Auflösung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands bis zum Rheine. Aber mit dem Erfolge wuchs die Hoffnung. Am Tage nach dem Sturme trafen sich Stein und Gneisenau auf dem Markte zu Leipzig und gaben einander die Hand darauf, daß dieser Kampf nicht anders enden dürfe als mit dem Sturze Napoleons und der Wiedereroberung des linken Rheinufers. Was vor wenigen Wochen noch den Kühnen selber unmöglich deuchte erschien jetzt mit einem Male nah und erreichbar. Auf Steins Geheiß ging der getreue Arndt sofort an die Arbeit; er sammelte aus dem reichen Schatze seines Wissens alle die historischen Erinnerungen und romantischen Bilder, deren er bedurfte um auf sein gelehrtes Volk zu wirken, und lebte sich ein in eine Anschauung, welche damals noch neu, bald eine treibende Kraft des Jahrhunderts werden sollte: in den Gedanken, daß am letzten Ende die Sprache und historische Eigenart der Nationen die Grenzen der Staaten bestimme. Und so, noch unter dem frischen Eindruck „der herrlichen Schlacht", schrieb er das wirksamste seiner Bücher, die fröhliche Losung für die Kämpfe der nächsten Monate: der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!

V.

Von Leipzig nach Paris.

Die Schlacht von Leipzig brachte allen deutschen Landen bis zum Rheine die Befreiung, trotz der matten Verfolgung des geschlagenen Heeres. Der österreichischen Politik erschien der errungene Sieg fast allzu groß, sobald sich sein voller Umfang übersehen ließ. Die Vernichtung der napoleonischen Macht stand in sicherer Aussicht, sie ward abgewendet durch die Schuld des großen Hauptquartiers. Die Armee Bennigsens ging an die Elbe zurück, das böhmische Heer rückte langsam durch Franken und Thüringen westwärts. Die Nordarmee wendete sich nach Hannover und Westfalen. Blücher aber, der auf der Frankfurter Straße dem Feinde dicht auf den Hacken saß, nur einen Tagemarsch hinter dem Hauptquartier des Kaisers, erhielt plötzlich Befehl, vom geraden Weg ab nach der Wetterau und dem Lahntale auszubiegen, weil Kaiser Franz mit seinen Österreichern zuerst in die alte Krönungsstadt einziehen wollte. So im Rücken unbelästigt führte Napoleon seine Truppen durch die schwierigen Engpässe des Rhöngebirges. Tausende waren ausgetreten und trieben als Fricoteurs ihr Unwesen, mancher auch ward von den ergrimmten Bauern erschlagen. Der Kern des Heeres hielt noch zusammen, erreichte glücklich die Mainebene bei Hanau und schlug dort, aus dem Lamboy-Walde vorbrechend, die bayrisch-österreichische Armee des Generals Wrede, die den Flüchtigen den Weg zu verlegen suchte (30. 31. Oktober). Der bayrische Heerführer, der roheste Prahler unter den Landsknechten des Rheinbundes, dachte durch einen glänzenden Sieg seinem Staate die Gunst der verbündeten Mächte zu sichern, jedoch er hatte kostbare Tage vor den Wällen von Würz-

burg versäumt und gelangte nicht rechtzeitig in die vorteilhafte Stellung an den Kinzigpässen, wo sich den Franzosen die Rückzugslinie leicht versperren ließ. Er setzte voraus, daß die Verbündeten dem Feinde unmittelbar folgten, und durfte, als er seinen Irrtum endlich erkannte, die Schlacht doch nicht abbrechen, weil Bayern sich das Vertrauen seiner neuen Freunde erst zu verdienen hatte. Also ward dem Imperator die Genugtuung, daß er seine deutschen Heerfahrten mit der Demütigung eines abtrünnigen Vasallen beschließen konnte. An 70000 Mann gelangten noch auf das linke Rheinufer. Hier aber brach die letzte Kraft der Unglücklichen zusammen; furchtbare Krankheiten lichteten ihre Reihen, und während einiger Wochen war Frankreich ohne Heer, widerstandslos gegen jeden Angriff. Die 190000 Mann, die noch zerstreut in den Festungen Norddeutschlands und Polens standen, gab Napoleon selbst verloren; er erbot sich zur Räumung der Oder- und Weichsellinie, wenn nur die Garnisonen freien Abzug erhielten, aber die Verbündeten durchschauten die Kriegslist und weigerten sich dem Verzweifelten ein neues Heer zu schenken.

Dem Korps Bülows wurde die Freude, die verlorenen westlichen Provinzen wieder in Besitz zu nehmen. Sobald die Kunde von der Leipziger Schlacht kam, holte der westfälische Steuerdirektor von Motz sofort seine alte Uniform hervor und trat in Mühlhausen als königlich preußischer Landrat auf; das Volk gehorchte, als verstünde sich's von selber. Überall wurden die Befreier mit offenen Armen aufgenommen, nirgends mit lauterem Jubel als in Ostfriesland, dem Lieblingslande des großen Königs. Die alten Fahnen und Embleme der friderizianischen Zeit, wohl geborgen in dem schönen Waffensaale zu Emden, kamen alsbald wieder zum Vorschein, als die Blücherschen Husaren einzogen und nach ihnen Friccius mit der ostpreußischen Landwehr. Wie viel Zorn und Kummer hatte der treue Vincke die letzten Jahre über hinuntergewürgt, während er still auf seinem Gute in der Grafschaft Mark saß. Die Franzosen witterten wohl, daß seine ökonomische Lesegesellschaft in Hamm sich nicht bloß mit der Landwirtschaft beschäftigen mochte; eine Zeitlang verwiesen sie ihn auf das linke Rheinufer, denn der Freund und Nachfolger Steins dürfe nicht diesseits des Rheins bleiben, solange die Russen diesseits

der Oder ständen. Endlich wieder freigelassen, erwartete er stündlich eine neue Verhaftung. Da kam ein Eilbote von den roten Husaren aus Hamm; spornstreichs eilte Vincke hinüber, befahl sogleich in einem Rundschreiben allen Bürgermeistern bis zum Rheine sich dem rechtmäßigen alten Herrn wieder zu unterwerfen, übernahm die Leitung der Verwaltung in allen altpreußischen Gebieten Westfalens und dehnte seine Gewalt ohne weiteres auch über einige Enklaven, Dortmund, Limburg, Corvey aus. Ein Rausch der Freude ging durch das befreite Land; man erkannte die stillen, ernsthaften Menschen der roten Erde kaum wieder.

Dieselben herzerschütternden Auftritte opferfreudiger Erhebung, welche das Frühjahr in den östlichen Provinzen gesehen, wiederholten sich jetzt im Westen. Zwei der angesehensten Grundherren erließen einen Aufruf, natürlich mit dem preußischen Adler darüber, begrüßten die Befreier mit überschwenglichen Worten — „wer, biedere Landsleute, ward nicht von einem heiligen Wonneschauer durchdrungen, wie er die ersten Preußen als seine Erretter in unserer Mitte sah?“ — und forderten die Markaner auf, nach dem Vorbilde dieser „wahren Hermannssöhne“ Freiwillige zu stellen und eine Landwehr zu bilden. Auch in Kleve überall derselbe jubelnde Empfang. Es war ein großes häusliches Fest, ein fröhliches Wiedersehen lange getrennter Brüder, eine handgreifliche Widerlegung der in den Kleinstaaten landläufigen Ansicht, daß dieses Preußen ein künstlicher Staat sei. Nur unter dem Adel des Münsterlandes zeigte sich wieder der alte pfäffische Haß gegen die preußischen Ketzer. Die Jugend eilte frohlockend zu den Fahnen; am eifrigsten in den altpreußischen Gebieten — wie ja noch bis zum heutigen Tage jene Striche Deutschlands, die durch die harte Schule König Friedrich Wilhelms I. gegangen sind, die größte Bereitwilligkeit zum Waffendienste zeigen. In den meisten Kreisen von Cleve und der Grafschaft Mark war eine förmliche Aushebung nicht nötig, da die Zahl der Freiwilligen den Bedarf überreichlich deckte. Selbst die Ostfriesen, denen König Friedrich die Befreiung von der Kantonspflicht geschenkt hatte, überwanden den Widerwillen des Seemanns gegen den Landdienst und stellten sich zahlreich. Ein Teil der also in höchster Eile

gebildeten Truppen konnte in der Tat noch rechtzeitig zur Einschließung der französischen Festungen abgehen. Den bibelfesten Markanern predigten die Pfarrer von dem eifrigen Herrn Zebaoth, der sein Volk aufruft zum heiligen Kampfe; nach dem Kriege ward auf den grauen Felsen über der Grüne ein Gedächtniskreuz errichtet mit der Inschrift: Und im Namen unseres Gottes warfen wir Panier auf! Selbst der Landsturm kam mehrmals, öfter als im Osten, zur Verwendung. Die ostfriesischen Landstürmer nahmen teil an der Belagerung von Delfzyl, die klevischen lagen wochenlang vor Wesel; in dem altberühmten klevischen Dorfe Brünen, das schon im siebenjährigen Kriege seine Treue erprobt hatte, trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsdenkmünze.

Merkwürdig aber, wie streng konservativ dies Volk sich zeigte sobald es wieder sich selber angehörte: man wollte zurück zu der guten alten Zeit, zu allen ihren Segnungen, auch zu ihrem Ständewesen. Ständische Ausschüsse besorgten hier wie im Osten die Aushebung der Landwehr unter der Oberleitung eines königlichen und eines ständischen Kommissars. Was Wunder, daß sich die alten Landstände sofort wieder als die rechtmäßigen Vertreter des Landes fühlten. Alsbald nach der Befreiung berief der Landesdirektor von Romberg den Landtag der Grafschaft Mark ein: „die wohltätige ständische Verfassung tritt wieder in Wirkung." Dann wurde der Führer der altständischen Partei, Freiherr von Bodelschwingh-Plettenberg, zum Könige nach Frankfurt geschickt, um die Freude der Grafschaft über die Wiedervereinigung auszusprechen, aber auch die Bitte, daß keine Veränderung der alten Landesverfassung erfolge, es sei denn nach Anhörung des Landtags. In gleichem Sinne schrieb der Vorsitzende von Ritterschaft und Ständen Ostfrieslands, Freiherr zu Inn- und Knyphausen zum nächsten Geburtstage des Königs, beteuerte mit warmen Worten, wie sehr das Land sich freue „seinen alten herrlichen Festtag" wieder feiern zu dürfen, wie tief man beklage, daß nur ein Teil des Landsturms, nicht die Landwehr ins Feuer gekommen; zugleich baten die Stände um gänzliche Aufhebung der französischen Einrichtungen und Herstellung der alten Verfassung. Hardenberg erwiderte behutsam: der König werde gern das Glück

einer ihrem rechtmäßigen Landesherrn und ihrer Verfassung so ergebenen Provinz dauerhaft begründen. Ein festes Versprechen gab er nicht, denn was sollte aus den Reformplänen der jüngsten Jahre werden, wenn man alle diese von der Fremdherrschaft längst aufgehobenen kleinen Landtage wieder anerkannte? So begann bereits im Augenblicke der Befreiung jene altständische Bewegung, welche nachher, verbündet mit den verwandten Bestrebungen des brandenburgischen Adels, der Staatseinheit der wiederhergestellten Monarchie bedrohlich werden sollte.

Unter den nichtpreußischen Gebieten zeigte das Herzogtum Berg den freudigsten patriotischen Eifer. Das Land stand von altersher in freundlichem Verkehre mit den preußischen Nachbarn in der Grafschaft Mark, seine Protestanten hatten schon in der friderizianischen Zeit immer zur preußischen Partei gehalten; jetzt war alles erbittert gegen die napoleonischen Präfekten, die schon zu Anfang des Jahres einen Aufstandsversuch mit blutiger Strenge niedergeworfen hatten. Das ganze Land fiel der deutschen Sache zu, als der Generalgouverneur Justus Gruner einzog und nach seiner leidenschaftlichen Weise mit schwungvollen, enthusiastischen Worten das Volk zur Rüstung aufforderte. Fast so schnell wie in den altpreußischen Gebieten versammelte sich die junge Mannschaft. Der Landsturm versuchte sogar am 3. Januar bei Mülheim und am Fuße des Siebengebirges den Übergang über den Rhein zu erzwingen, und lange noch blieben die Namen der beiden Führer des verunglückten Unternehmens, Boltenstern und Genger, dem bergischen Volke im Gedächtnis. Es war das erste Wiedererwachen eines ernsten politischen Wollens in diesen ermatteten rheinischen Landen. Das erbitterte Volk wollte alle Institutionen der Fremdherrschaft sogleich beseitigt sehen. Fort mit dem welschen Rechte! hieß es überall; am Jahrestage der Leipziger Schlacht wurde in Düsseldorf die Guillotine als das Symbol der fremden Tyrannei feierlich verbrannt. Gruner aber begnügte sich das Heerwesen neuzugestalten und — bezeichnend genug für den idealistischen Zug der Zeit — das französische Wesen aus den Schulen auszutreiben; das altehrwürdige Düsseldorfer Gymnasium illustre wurde sofort wieder auf deutschen Fuß eingerichtet.

Auch die härtesten napoleonischen Steuern, die berüchtigten droits réunis und die den rauchlustigen Deutschen besonders verhaßte Tabaksregie fielen dahin. Sonst blieb die Organisation der Verwaltung und der Gerichte vorläufig unverändert, nur daß den Kreisdirektoren, wie jetzt die Unterpräfekten hießen, nach deutscher Weise größere Selbständigkeit gewährt wurde. Im ganzen war das Volk zufrieden und ertrug willig die schweren Lasten dieses provisorischen Regiments, das in anderthalb Jahren dem ausgesogenen Lande noch $6^1/_2$ Millionen Franken an Kriegssteuern und Zwangsanlehen abfordern mußte.

Wie anders die Stimmungen und Zustände am linken Ufer. Als die Verbündeten im Dezember das Elsaß betraten, begegnete ihnen überall ein fanatischer Haß; das tapfere Volk war völlig berauscht von dem Kriegsruhme der napoleonischen Adler, der Bauer glaubte jetzt noch weit fester als in den neunziger Jahren, daß der Sieg der Koalition ihm den Jammer der Zehnten und der Herrendienste wiederbringen werde. Weiter abwärts am Rheine zeigte sich zwar solche offene Feindseligkeit nur selten; jedoch nach zwei Jahrzehnten der Fremdherrschaft baute alle Welt auf Frankreichs Unüberwindlichkeit. Wenige hielten den Untergang des napoleonischen Reiches schon für entschieden, niemand wünschte die alten Zustände zurück. Die unter dem Schutze des Kontinentalsystems emporgekommene Industrie fürchtete den reichen französischen Markt zu verlieren; die Frauen der höheren Stände, die ja selbst im Innern Deutschlands sich nur zu oft schwach gezeigt hatten gegen die welsche Liebenswürdigkeit, verhehlten hier selten ihre Vorliebe für die leichte Anmut der französischen Sitten. Die Massen des Volkes waren des fremden Wesens müde; man bereitete da und dort den deutschen Truppen festlichen Empfang, ließ sich die Aufhebung der verwünschten droits réunis und den wieder eröffneten Verkehr mit den überrheinischen Landsleuten wohl gefallen, half auch wohl selber beim Niederreißen der verhaßten Zollhäuser.

In jenen Kreisen der gebildeten Jugend, die von dem Hauche der neuen christlich-germanischen Romantik berührt waren, herrschte fröhliche Begeisterung; freudestrahlend zog der junge Ferdinand Walter mit den Donischen Kosaken ins Feld, auch einzelne ältere Männer

schlossen sich freiwillig den preußischen Bataillonen an. Doch von einer allgemeinen Volkserhebung war nicht die Rede. Die Sieger selbst wagten kaum, diese grunddeutschen Menschen schlechtweg als Deutsche zu behandeln. Der Courrier d'Aix la Chapelle schrieb noch fast ein Jahr lang französisch, das Journal du Bas Rhin et du Rhin Moyen brachte seine amtlichen Bekanntmachungen in beiden Sprachen. Der neue Generalgouverneur, Oberpräsident Sack, selber ein geborener Rheinländer, verstand mit den Leuten umzugehen; war er doch wie sie ein abgesagter Feind aller ständischen Vorrechte und dem brandenburgischen Adel seit Jahren verdächtig. Soweit es anging, suchte er das Volk selber zu den Verwaltungsgeschäften heranzuziehen. Mehrmals wurden die alten Generalräte — Landesdeputierte hießen sie jetzt — nach Aachen berufen, um über die Verteilung der Kriegssteuern und Lieferungen zu beratschlagen; in jedem Kanton ward ein unbesoldeter Kommissär aus der Mitte der Eingesessenen ernannt, der die Wünsche und Beschwerden des Bezirks dem Gouvernement vortragen sollte. Aber die Masse der neuen Beamten, die in die Stellen der entflohenen Franzosen einrückten, der unvermeidliche Druck der Kriegssteuern und die Unsicherheit der provisorischen Zustände erweckten bald Unwillen in dem leicht erregbaren Volke. Nicht lange, und der Ruf: „da möchte man doch gleich provisorisch werden" war eine beliebte rheinländische Verwünschung. Jetzt schon ließ sich erkennen, wie viel schwere Arbeit dereinst noch nötig sein würde um diese halbverwelschten Krummstabslande wieder einzufügen in das neue deutsche Leben. Nur die altpreußischen Untertanen im linksrheinischen Kleve, in Mörs und Geldern, schlossen sich mit ungemischter Freude der vaterländischen Sache an und begannen bereits auf Bülows Aufforderung ihre Landwehr zu bilden. Da fuhr plötzlich der Oberbefehlshaber Bernadotte, der noch immer auf Frankreichs Krone hoffte, mit einem Verbote dazwischen und erklärte: französische Untertanen dürften nicht gegen Frankreich fechten!

Ebenso freudig wie die Bewohner der altpreußischen Provinzen empfingen die Hannoveraner, die Braunschweiger, die Kurhessen ihre wiederkehrende alte Herrschaft. Vor den Toren von Braunschweig

prangte ein festlich geschmückter Tempel auf der Stelle, wo „Braunschweigs Welfe" Friedrich Wilhelm vier Jahre zuvor mit seiner schwarzen Schar gelagert hatte. Die Hannoveraner fühlten sich wieder stolz als Großbritannier und begeisterten sich für den geisteskranken englischen König, der während einer halbhundertjährigen Regierung ihr Land niemals eines Besuches gewürdigt hatte. In Kassel zog der böse Kurfürst Wilhelm wieder ein, nachdem König Jerome zum zweiten Male geflohen war; die Bürger spannten ihm die Pferde vom Wagen ab und fuhren den Landesvater mit dem dicken Kropfe und dem langen Zopfe jauchzend vor das Schloß seiner Ahnen. Über seine Fürstentugend täuschte sich freilich das getreue Völkchen selber nicht; doch er war der angestammte Herr, und was fragt die Liebe nach Gründen? Treffender als die untertänigen Federn der amtlichen Blätter drückte ein alter Bauer von der Schwalm die Familiengefühle dieser verkommenen kleinstaatlichen Welt aus in den unwiderleglichen Worten: „und ob er schon ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wieder haben!" Das große, mit dem Blute der verkauften hessischen Soldaten erworbene Vermögen des kurfürstlichen Hauses war während der Jahre des Exils in Frankfurt bei Amschel Rothschild verwahrt worden, der mit diesen Geldern die Weltmacht seiner Firma begründete, und der geizige Fürst hatte nicht das mindeste von seinen Schätzen aufgeopfert für die Befreiung Deutschlands. Trotzdem nahmen ihn die Verbündeten als einen wiedergefundenen Freund auf; die Gutmütigkeit König Friedrich Wilhelms wollte dem treulosen Nachbarn das zweideutige Spiel von 1806 nicht nachtragen, die Hofburg begünstigte grundsätzlich die dynastischen Interessen, und selbst Stein zeigte sich hier überraschend nachgiebig gegen die Wünsche des Partikularismus.

Alsbald nach der Wiedereinsetzung begann in Hessen das unsinnige Regiment „der Siebenschläfer": die jüngsten sieben Jahre mit allem, was „mein Verwalter Jerome" geschaffen, sollten spurlos verschwinden. Auch über die welfischen Lande brach eine gehässige Restauration herein, die alle Schöpfungen der Fremdherrschaft unbesehen hinwegfegte, während Preußen in seinen wiedergewonnenen Provinzen mit verständiger Schonung verfuhr. Den militärischen

Anforderungen der Koalition kamen die wiederhergestellten Kleinfürsten des Nordwestens mit der höchsten Saumseligkeit nach. Aus Oldenburg und Hannover rückten gar keine Truppen ins Feld; die Göttinger Studenten, die sich als Freiwillige stellten, wurden von der welfischen Adelsregierung barsch abgewiesen. Der hessische Landverderber begann zwar sogleich wieder seine altgewohnte Soldatenspielerei und beglückte die Hessen durch den Kriegsorden vom eisernen Helm, da ja die Preußen ihr eisernes Kreuz hatten; jedoch die Ausrüstung der Landwehr ging sehr langsam von statten, unter fortwährendem gehässigem Zanke mit der Zentralverwaltung, also daß Stein zornig rief: „geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen!" Der hessische Landsturm ward erst im April 1814 einberufen, als Paris bereits erobert war.

Warmen Eifer für die deutsche Sache zeigten unter allen Fürsten des Nordwestens nur die kleinen mediatisierten Herren — weil sie hofften sich durch ihren Kriegsmut ihre Kronen zurückzugewinnen. Im Schlosse zu Anhalt stickten die zarten Hände der Prinzessinnen bereits an der Fahne, welche der Kriegsmacht der Salm-Salmischen Nation zum Kampf und Sieg voranleuchten sollte; da drohte General Bülow, er werde alle westfälischen Kleinfürsten verhaften wenn sie sich unterständen, wieder als regierende Herren aufzutreten. Glücklicher als diese Mediatisierten waren die Hansestädte. Schon am 5. November versammelte sich eigenmächtig der alte Bremische Senat, dann wurde die Wiederherstellung der alten Republik feierlich ausgerufen und der kluge Smidt in das Hauptquartier nach Frankfurt gesendet. Der gewandte Diplomat bewog sofort die Hamburger und Lübecker ebenfalls Abgeordnete an die Monarchen zu senden und verstand die österreichischen Staatsmänner so geschickt zu behandeln, daß sie ihr Mißtrauen gegen alles republikanische Wesen überwanden. Preußen hatte schon in den Friedensverhandlungen in Prag die Unabhängigkeit der Hansestädte gefordert, und wie konnte man Hamburg als eine feindliche Stadt behandeln, da die hamburgische Bürgergarde, geführt von dem tapferen Mettlerkamp, schon seit Monaten in den Reihen der Nordarmee kämpfte? Die drei Städte erhielten die Zusage der Wiederherstellung, und durch Steins

Schuld wurde noch eine vierte Republik in das neue monarchische Deutschland eingeführt, die alte Krönungsstadt Frankfurt. So verschroben und hoffnungslos lagen bereits die deutschen Dinge, daß der stolze Vorkämpfer der nationalen Einheit sich mit Eifer und Erfolg für die Wiederaufrichtung eines lebensunfähigen Stadtstaates verwendete. Der Reichsritter hegte von jeher eine Vorliebe für das reichsstädtische Leben und wollte um jeden Preis die schöne Mainstadt erretten vor den benachbarten Rheinbundsfürsten, die schon allesamt ihre gierigen Hände nach der reichen Beute ausstreckten. —

Diese Rheinbündner drängten sich jetzt nach der Entscheidung geschäftig an die Verbündeten heran. Wieder wie einst in Rastatt, Paris, Posen bettelte Deutschlands hoher Adel um die Gnade der Sieger und diesmal brauchte er kein Geld zur Handsalbe zu geben. Als Kaiser Franz in Frankfurt einzog, begrüßte ihn das jauchzende Volk als den Herrscher Deutschlands; der Name „unser Kaiser" übte wieder seinen mächtigen Zauber auf die deutschen Herzen. Er aber wollte von „diesem unbedeutenden Titel" nichts hören; „auf solche Weise" — gestand Metternich einem französischen Unterhändler — „gehört uns Deutschland noch mehr als früher." Die Beherrschung des Deutschen Bundes durch eine dem Hause Österreich ergebene Fürstenmehrheit war das nächste Ziel der deutschen Politik der Hofburg. Darum blieb Metternich unerbittlich gegen die Mediatisierten; er erkannte richtig, daß die Freundschaft dieser alten Parteigenossen Österreichs wenig mehr bedeutete seit die geistlichen Fürstentümer verschwunden waren, und wendete sein Wohlwollen ihren glücklichen Erben, den rheinbündischen Fürsten zu. Ebenso dachten alle fremden Höfe, denn sie alle wünschten Deutschlands Schwäche und waren zudem mit den Kleinkönigen verschwiegert und vervettert. Über diese durchlauchtigen Familienverbindungen, die bis zum heutigen Tage die stärkste Stütze der deutschen Kleinstaaterei bilden, sprach sich der Zar in Frankfurt offenherzig aus, als er einmal in einem unbewachten Augenblicke zu Stein sagte: „woher sollte ich Gemahlinnen für meine Großfürsten bekommen, wenn alle diese kleinen Fürsten entthront würden?" Zornig fuhr der Freiherr heraus: „das habe ich freilich nicht gewußt, daß Ew. Majestät Deutschland als

eine russische Stuterei betrachten." Gleich ihm erwarteten alle preußischen Generale eine kräftige Abstrafung des Rheinbundgesindels, wie Blücher sich ausdrückte. York ließ nach dem Einmarsch in Wiesbaden sogleich die nassauischen Wachposten abziehen und gab einem Kammerherrn, der ihn fragte, ob er denn Seine Hoheit entthronen wolle — die barsche Antwort: „noch habe ich keinen Befehl dazu."

Im Frankfurter Hauptquartiere aber trug man die reumütigen Rheinbundsfürsten auf den Händen und feierte den Bayern Wrede, von wegen der Hanauer Niederlage, wie einen ruhmgekrönten Feldherrn. Unter den größeren Fürsten des Rheinbundes wurde, außer den beiden Napoleoniden, allein der Fürstprimas Dalberg entthront, keineswegs wegen seines unwürdigen Verhaltens, sondern weil er nicht fürstlichen Blutes und Eugen Beauharnais zu seinem Nachfolger bestimmt war. Mit ihm fiel sein Vetter, der Fürst von der Leyen; auch den Fürsten von Isenburg mußte Österreich dem Zorne König Friedrich Wilhelms opfern, da er aus preußischen Deserteuren und Vagabunden ein französisches Regiment gebildet hatte. Jene kleinen westfälischen Rheinbundsfürsten, welche Napoleon erst vor drei Jahren entthront hatte, erlangten ihre Kronen nicht wieder, da niemand sich ihrer annahm. Man hielt sich an das bequeme beati possidentes, nahm alle zu Gnaden auf, die im Augenblicke noch regierten. Zufall, Gunst und Laune hatten zwei Dutzend von den zahllosen Staatsgewalten des heiligen Reichs durch die Stürme des napoleonischen Zeitalters hindurch gerettet; dieselbe Willkür entschied jetzt über ihren Fortbestand. Die Fürstenberg und Hohenlohe blieben mediatisiert, die Reuß und Bückeburg behielten ihre Throne; den Verrätern am Vaterlande aber ward die im Dienste des Landesfeindes erworbene schimpfliche Beute erhalten.

Schon auf dem Marsche nach Frankfurt hatte Metternich mit Württemberg abgeschlossen. Der Vertrag von Fulda vom 2. November war dem Rieder ähnlich, nur wurde, aus Rücksicht auf Preußen, ein Vorbehalt zugunsten des künftigen Deutschen Bundes eingeschaltet. König Friedrich trat in die Koalition ein und behielt seine Souveränität sowie seine Besitzungen „unter der Garantie der

politischen Beziehungen, welche sich ergeben werden aus den Anordnungen, die beim künftigen Frieden zur Herstellung und Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands getroffen werden sollen." Das einzig Klare in diesen nichtssagenden gewundenen Sätzen war die Zusage der Souveränität und des Besitzstandes. Auf Steins Andringen wurde sodann für die Akzessionsverträge der übrigen Mittelstaaten eine etwas bestimmtere Klausel, die freilich noch immer unklar genug blieb, verabredet. Baden, Darmstadt, Nassau, Kurhessen mußten versprechen sich den Pflichten zu fügen, welche die für die Unabhängigkeit Deutschlands notwendige Ordnung erfordern würde, sowie die für den obigen Zweck notwendigen Gebietsabtretungen gegen volle Entschädigung zu ertragen. Doch was wog dies Versprechen, da auch ihnen Besitzstand und Souveränität verbürgt wurde? Hardenbergs dualistische Hoffnungen verloren damit jeden Boden, desgleichen sein Plan das befreundete Österreich am Oberrheine anzusiedeln; zugleich ward das deutsche Gebiet, das für Preußens Entschädigung verfügbar blieb, mit jedem neuen Akzessionsvertrage kleiner. Der Staatskanzler war voll Unmuts, aber nachdem er einmal der Hofburg den Vortritt bei den süddeutschen Verträgen eingeräumt hatte konnte er dem Unheil nicht mehr wehren. Und trotz so vieler bitterer Erfahrungen kam der Vertrauensvolle über die Absichten des Wiener Hofes noch immer nicht ins klare. Er beklagte lebhaft die „fehlerhafte, ganz törichte, übereilte Art" jener Verhandlungen und erkannte nicht, daß Metternich keineswegs aus leichtsinniger Gutmütigkeit fehlte, sondern vielmehr geschickt und folgerecht das bereits in Teplitz ausgesprochene Ziel der Selbständigkeit aller deutschen Fürsten verfolgte.

Sechs Wochen nach der Entscheidungsschlacht waren die Fürstenrevolutionen von 1803 und 1806 durch eine große Amnestie gesühnt, Frankreichs deutsche Vasallen allesamt in die große Allianz aufgenommen. Einzelne der kleinen norddeutschen Fürsten freuten sich ehrlich der Erlösung vom fremden Joche, keiner aufrichtiger als Herzog Karl August. Der weimarische Hof war auch während dieser argen Jahre eine Heimstätte deutschen Geistes geblieben; Napoleon selbst hatte die fürstliche Haltung der Herzogin bewundert, als sie

ihm nach der Jenaer Schlacht stolz und würdig entgegentrat. Ihr aber blieb ein tiefer Abscheu gegen den Imperator; sie erriet, wie Luise von Preußen und Karoline von Bayern, mit dem sicheren Instinkt des edlen Weibes den Zug der Gemeinheit in dem Wesen des großen Mannes. Wie sie empfand ihr Gemahl; die Franzosen wollten dem leichtlebigen, lustigen Herrn nicht Arges zutrauen und ahnten nicht, daß er jahrelang mit den preußischen Patrioten in geheimem Verkehr stand. Sobald er die Hände wieder frei hatte trat er als russischer General in das Heer der Verbündeten ein und sagte traurig über seinen noch immer hoffnungslos verstimmten Freund Goethe: „Laßt ihn, er ist alt geworden!"

Ganz anders war die Stimmung der süddeutschen Höfe. Sie taten nur was sie nicht lassen und ließen nur was sie nicht tun durften. Unverhohlen sprach Montgelas seinen Groll aus wider „die fatale Deutschheit". Der württembergische Despot verbot bei Festungsstrafe alle politischen Gespräche, entließ sofort den bei Leipzig übergegangenen General und herrschte einen seiner Landvögte, der sich im deutschen Sinne ausgesprochen hatte, mit der Weisung an: „Es ist die Pflicht eines jeden guten Dieners, nur die Sache, für welche sich sein Souverän erklärt hat, als die wahre gute Sache anzusehen." Von seinem Besuche im Frankfurter Hauptquartier kehrte er unwirsch heim. Keinen Fetzen nachbarlichen Landes hatten ihm die Verbündeten zum Lohne für den Fahnenwechsel gewährt, wie viel einträglicher war doch der Dienst des Imperators gewesen! Sofort trat er wieder in geheimen verräterischen Verkehr mit dem freigebigen Protektor. Auch in Baden währte es eine geraume Weile, bis die Karlsruher Staatszeitung statt des gewohnten „Seine Majestät der Kaiser" erst „Napoleon" und endlich „der Feind" schrieb; als der Übertritt unvermeidlich wurde, sprach Großherzog Karl dem Protektor noch sein lebhaftes Bedauern aus. Napoleon aber verstand seine Leute zu behandeln, er schwor im Falle der Rückkehr ihre Länder zu verwüsten, wie einst Ludwig XIV. die Pfalz. Mit geballter Faust und einem grimmigen: „Du sollst mir's bezahlen, mein Fürst!" schied sein Gesandter Vendeuil von dem Großherzog Ludwig von Darmstadt, als dieser das Bündnis aufkündigte.

Die Drohungen des Imperators verfehlten ihren Zweck nicht, sie lähmten die Tatkraft auch der besser gesinnten Rheinbundsfürsten. Eine Volksbewaffnung nach preußischer Weise war in der Mehrzahl dieser Länder ohnehin unmöglich, da die Gewalthaber ihrem eigenen Volke nicht trauten. In Bayern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgeschickt. In Württemberg wollte der König weder Freiwillige noch eine Landwehr dulden; die Bildung des Landsturms benutzte er nur als einen willkommenen Vorwand, um seine Untertanen zu entwaffnen und bei Zuchthausstrafe die Einlieferung aller Gewehre anzubefehlen. Niemand war bei diesen Höfen schlimmer verrufen als Stein; wußten sie doch, daß der Freiherr in Frankfurt soeben beantragt hatte, ihre Regierungsgewalt vorläufig zu suspendieren. Auch die trefflichen Männer, die er in seiner deutschen Zentralverwaltung anstellte, hießen bald allesamt moskowitische Jacobiner: die Preußen Friesen und Eichhorn, der Russe Turgeniew, der Leiter des Hospitalwesens Graf Solms-Laubach, der Organisator der Volksbewaffnung Rühle von Lilienstern. Tagaus tagein versuchten der partikularistische Dünkel und die Niedertracht der süddeutschen Kabinette die Wirksamkeit der Zentralverwaltung zu durchkreuzen, Montgelas bedrohte Steins Beamte mit Ausweisung, als sie sich von dem Zustande der bayrischen Lazarette überzeugen wollten. Friedrich von Württemberg weigerte sich „ausländische" Verwundete in seine Hospitäler aufzunehmen; als die Österreicher ihre Kranken aus dem überfüllten Villingen nach Rottweil hinüberbrachten, ließen die württembergischen Behörden die Jammernden auf der Straße liegen, bis man mit Gewalt die Türen des Krankenhauses öffnete. So erprobte sich die bundesfreundliche Gesinnung jener Höfe, denen Österreich bedingungslos die Souveränität zurückgab. Stein selber meinte jetzt traurig, man tue besser, die Verhandlungen über Deutschlands Verfassung bis zum Frieden zu vertagen, sonst könne die lockere Koalition sich leicht ganz auflösen. Um aber die Nation über die Denkweise ihrer Gewalthaber zu belehren, ließ er seinen treuen Eichhorn eine Schrift über die Zentralverwaltung veröffentlichen, welche ohne Umschweife die Sünden der Kleinkönige aufdeckte. Seitdem kannte der Haß der rheinbündischen Höfe gegen das preußische Deutschtum keine Grenzen mehr.

Auch das Volk des Südens wurde von dem Sturme der Begeisterung, der über Norddeutschland dahinbrauste, nur obenhin berührt, obgleich sich überall ehrlicher Wille zeigte und viele junge Männer aus den gebildeten Ständen auf Steins und Görres' Worte schworen. So tief wie in Preußen hatte der Haß gegen die Fremdherrschaft hier niemals Wurzeln schlagen können, denn hier war kein verlorener Ruhm zurückzugewinnen. Als die Stunde der Befreiung schlug, taten zwar die meisten ihre Schuldigkeit, doch ein starker kriegerischer Tatendrang, der die böswilligen Regierungen mit fortgerissen hätte, zeigte sich nirgends. Nichts bezeichnender als Rückerts Lied für die Koburger Landwehr: „Man hat uns eh' gerufen nicht, sobald uns aber rief die Pflicht war'n wir bereit zu gehn!" Ruh' und Frieden war nach dem Jammer dieser endlosen Kriegszeit der allgemeine Wunsch. Im Mannheimer Theater wurde, bei einer festlichen Aufführung zum Besten der Volksbewaffnung, das Schillersche Reiterlied gesungen mit der zeitgemäßen, von dem wackeren jungen Patrioten A. von Dusch verübten Verschönerung:

Und setzet ihr nicht die Ruhe ein,
Nie wird euch die Ruhe gewonnen sein.

Leider führte auch der weitere Verlauf des Krieges Nord- und Süddeutsche einander nicht näher. Das einzige süddeutsche Generalgouvernement der Zentralverwaltung, das Frankfurter, wurde, den dualistischen Plänen Hardenbergs entsprechend, österreichischen Beamten und Offizieren übergeben; im Elsaß rissen die Bayern eigenmächtig die provisorische Verwaltung an sich ohne nach Stein zu fragen. Treue Waffenbrüderschaft verband die Russen und die Preußen nach so vielen gemeinsamen Siegen. Die russischen Truppen vergötterten den König Friedrich Wilhelm, der sie in ihrer Muttersprache anzureden wußte, und ihren Marschall Vorwärts; ein preußischer Soldat blickte zwar nur mit gemäßigter Hochachtung auf den russischen Leutnant, der von seinem Major vor der Front geohrfeigt wurde, doch die Tapferkeit der Mannschaften schätzte er hoch. Von den bayrischen und württembergischen Regimentern dagegen hörte er wenig, da sie, den Verträgen gemäß, der österreichischen Armee zugeteilt wurden; nur die badische Garde focht mit der

preußischen vereinigt. So konnte, zum Unheil für Deutschland, ein lebendiges Gefühl der Kameradschaft zwischen den Preußen und den Truppen der Kleinstaaten sich nicht bilden, die gehässigen Erinnerungen aus den blutigen Schlachten des Sommerfeldzugs blieben unvergessen. Ein eigener Unstern wollte, daß die kleinen Kontingente an dem Kriegsruhme der Verbündeten geringen Anteil gewannen. Ein großer Teil von ihnen wurde zur Einschließung von Mainz und in dem tatenarmen flandrischen Festungskriege verwendet; die Freiwilligen des sächsischen Banners bekamen den Feind nie zu sehen. Die Bayern und Württemberger zogen zwar mit gen Paris und schlugen sich mit ihrer gewohnten Tapferkeit, jedoch einen glänzenden Sieg, der die Triumphe von Regensburg, Wagram und Borodino verdunkelt hätte, errangen sie nicht. Darum behauptete der Stern der Ehrenlegion nach wie vor sein Ansehen unter den Veteranen der Mittelstaaten. Die Bauern in Franken und im Schwarzwalde, die noch immer viel vom Erzherzog Karl und den Feldzügen der neunziger Jahre erzählten, wußten von diesem Kriege wenig. Der rückhaltlose Einmut einer allgemeinen Erhebung war den Deutschen auch jetzt noch nicht beschieden. Erst in weit späteren Tagen erregten die historische Wissenschaft und der endlich erwachte Einheitsdrang unter den Süddeutschen eine nachträgliche Begeisterung für den Befreiungskrieg, wie sie die Zeitgenossen in solchem Maße nicht gehegt hatten.

Während die Mächte mit den süddeutschen Höfen verhandelten, berieten sie zugleich unter sich über die Fortsetzung des Krieges. Frankreich lag wehrlos vor der Spitze ihres Schwertes; es stand wirklich so, wie Ney späterhin spottete: „Die Herren Alliierten konnten Marsch für Marsch ihre Nachtquartiere bis nach Paris im voraus bestimmen.“ Radetzky wies in einer lichtvollen Denkschrift auf die entscheidende Tatsache hin, daß Napoleon kein Heer mehr besitze und mithin der Winterfeldzug seine Schrecken verliere. Selbst Schwarzenberg war für den Einmarsch in Frankreich, schon weil er nicht absah, wie er diese ungeheuren Heeresmassen in den ausgesogenen deutschen Landen verpflegen sollte; „meine Basis“, meinte er zuversichtlich, „ist Europa vom Eismeere bis zum Hellespont,

für diese wird doch Paris das Operationsobjekt sein dürfen?" Noch weit nachdrücklicher mahnte Gneisenau seinen König zu raschem Vorgehen, bevor die lockere Koalition sich auflöse; wenn man sogleich von den Niederlanden und dem Mittelrheine her das französische Land an seiner verwundbarsten Stelle packe, so sei der gefürchtete dreifache Festungsgürtel der Ostgrenze für Napoleon nicht ein Schutz, sondern ein Nachteil, da dem Imperator die Truppen zur Besetzung der festen Plätze fehlten. Blücher endlich war von Haus aus nicht darüber im Zweifel gewesen, daß dieser Krieg nur an der Seine enden dürfe: „der Tyrann hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wir wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihn in seinem Neste zu besuchen."

Dem schlichten Verstande erschien die Lage so einfach, daß sogar Erzherzog Johann, ein keineswegs heroischer Geist, die Einnahme von Paris als sicher ansah. Aber in der diplomatischen Welt herrschte seit Jahrhunderten unerschütterlich wie ein Glaubenssatz die Meinung, Frankreich sei auf seinem eigenen Boden unbesiegbar. Hatten doch selbst Karl V. und Prinz Eugen, die allezeit Glücklichen, nichts ausgerichtet, als sie in das Innere des Landes einzudringen wagten; und wie kläglich war der Feldzug von 1792 verlaufen, obgleich Frankreich auch damals kein schlagfertiges Heer besaß. Die Franzosen Bernadotte und Jomini schilderten die Gefahren des vermessenen Unternehmens in den dunkelsten Farben. Knesebeck riet besorglich die Götter nicht zu versuchen. York grollte über den elenden Zustand seines tapferen Korps und verlangte mindestens eine kurze Ruhe für die erschöpften Truppen. Auch König Friedrich Wilhelm unterlag für einige Zeit einem Anfalle seines Kleinmuts. Der Zweck, um dessentwillen er im Frühjahr das Schwert gezogen hatte, die Befreiung Deutschlands bis zum Rheine, war erreicht; seine langsame Natur bedurfte einer geraumen Weile, um sich in die gänzlich veränderte Lage zu finden und einzusehen, daß alles bisher Errungene nur durch die Vernichtung der französischen Übermacht gesichert werden konnte. Am lebhaftesten aber wünschte der Wiener Hof die schleunige Beendigung des unbequemen Krieges.

Schon zu Anfang Novembers hatte Metternich, gegen Sinn und Wortlaut des Teplitzer Vertrags, einseitig Verhandlungen angeknüpft mit dem gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan und ihm zugesichert, niemand denke an Napoleons Entthronung; wenn der Imperator die Unabhängigkeit von Spanien, Italien und Holland anerkenne, so möge Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen, zwischen Rhein, Alpen und Pyrenäen, seine alte Machtstellung behaupten und über die kleinen deutschen Staaten, ohne förmliche Oberherrlichkeit, jenen Einfluß ausüben, welcher jedem großen Staate den minder mächtigen gegenüber notwendig zustehe. Gelang dann noch eine Verständigung über die Grenzen des österreichischen Machtgebietes in Italien, so war in der Tat alles erfüllt, was Metternich wünschte. Die Befreiung des linken Rheinufers lag gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises; seine Anschauungen gingen über die mechanische Gleichgewichtslehre der alten Barrierenpolitik nicht hinaus. Ihm genügte vollauf, wenn eine Handvoll willkürlich gebildeter Kleinstaaten zwischen das streitlustige Frankreich und die Ostmächte eingeschoben und also die Reibung der großen politischen Massen durch einige Polsterkissen abgeschwächt wurde; war doch sein Haus Österreich der natürliche Feind jeder kräftigen nationalen Staatsbildung. Der englische Bevollmächtigte im Hauptquartiere, Lord Aberdeen, folgte in allen kontinentalen Fragen blindlings der Ansicht Metternichs und meinte, dem englischen Interesse sei genug geschehen, wenn nur Hannover und die Niederlande wiederhergestellt würden. Zum Glück hatte er keine genügende Vollmacht. Daher wurde Pozzo di Borgo nach London gesendet, um die Zustimmung des Prinzregenten einzuholen, während St. Aignan in Paris seinem Kaiser die Friedensvorschläge Metternichs unterbreiten sollte.

Indessen kam Stein nach Frankfurt, den die österreichischen Staatsmänner bisher in Leipzig zurückgehalten hatten, und trat alsbald mit flammendem Eifer für die Fortsetzung des Krieges ein. Es gelang, den Zaren, dann auch den König zu gewinnen. Napoleons Stolz konnte sich nicht entschließen, sofort auf die übergünstigen Vorschläge Österreichs einzugehen. Als er sich endlich zu den Friedensverhandlungen bereit erklärte — freilich unter dem Vorbehalte, daß

die Kleinstaaten Deutschlands und Italiens keiner Oberherrlichkeit irgendwelcher Art unterworfen werden sollten — da war im Hauptquartiere bereits der Entschluß gefaßt, zwar die Unterhandlungen nicht abzubrechen, doch gleichzeitig den Krieg weiterzuführen. Damit hatte Stein gewonnenes Spiel; denn jeder neue Waffenerfolg der Verbündeten mußte unvermeidlich die Friedensbedingungen verschärfen. Die Zuversicht wuchs von Tag zu Tag und bald galt es ohne förmliche Abrede als ausgemachte Sache, daß man nunmehr mindestens einen Teil des linken Ufers, etwa die Grenzen von 1792, zurückfordern werde. Die Kriegspartei triumphierte. Als Blücher in Frankfurt von dem Staatskanzler Abschied nahm, sagte er auf die Frage: „Wo werden wir uns wiedersehen?“ mit seinem fröhlichsten Lachen: „Im Palais Royal!“

Die Worte und Taten des großen Hauptquartiers ließen freilich von solcher frischen Entschlossenheit nichts erkennen. Das Manifest vom 1. Dezember, das den Franzosen den bevorstehenden Angriff ankündigte, schien geradezu darauf berechnet, den französischen Hochmut, der die Welt seit zwei Jahrzehnten nicht zur Ruhe kommen ließ, auf das Äußerste zu steigern. Mit schmeichelnden Worten, deren gleichen noch nie in einer Kriegserklärung vorgekommen, entschuldigten die Verbündeten ihr Unternehmen: sie wollten nicht Frankreich bekriegen, sondern die Übermacht Napoleons, sie wünschten, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, und versprachen dem französischen Staate einen größeren Gebietsumfang, als er jemals unter seinen Königen gehabt, denn eine tapfere Nation dürfe darum noch nicht von ihrer Höhe herabsinken, weil sie in einem heldenhaften Kampfe unglücklich gewesen sei!

Kläglich, mattherzig wie diese Worte war auch der von Duca und Langenau ausgeklügelte Kriegsplan. Vergeblich verteidigte Gneisenau die damals noch neue Ansicht, daß dieses zentralisierte Frankreich nur in seiner Hauptstadt ganz besiegt werden könne. Die k. k. Kriegstheoretiker hatten auf der Landkarte das Plateau von Langres entdeckt, jene bescheidene Bodenerhebung an den Grenzen Hochburgunds, welche die Wasserscheide dreier Meere bildet; sie nahmen an, daß auch Napoleon bei seinen Feldzügen sich durch die Erwägungen geographischer Gelehrsamkeit bestimmen lasse, und mithin

eine Demonstration, „eine Winterbewegung" gegen diese merkwürdige Hochebene den Imperator zum Frieden zwingen werde. Im Dezember setzte sich die große Armee langsam in Bewegung, um auf dem ungeheuren Umwege durch Baden, das Elsaß und die Schweiz nach Langres zu gelangen. Die Hofburg verfolgte dabei zugleich politische Nebenzwecke; sie dachte in der Schweiz das alte aristokratische Regiment herzustellen und den Feind zur Räumung des italienischen Kriegsschauplatzes, der ihr ungleich wichtiger war als der französische, zu nötigen. Ihre Strategen rechtfertigten die unnatürliche Künstelei dieses Kriegsplanes, der die Übermacht der Verbündeten willkürlich von der geraden und sicheren Siegesstraße ablenkte, mit der wundersamen Behauptung: auf diese Weise gewinne man den Beistand der Armee Wellingtons, die im äußersten Südwesten Frankreichs, nahe den Pyrenäen, stand. Die lästigen Stürmer und Dränger des schlesischen Heeres wollte Langenau durch die Belagerung von Mainz beschäftigen und dem Kriegsschauplatze fern halten. Erst nach langem, heftigem Streite erwirkte sich Blücher die Erlaubnis, am Mittelrhein die französische Grenze zu überschreiten; von da sollte er durch die Saarlande und Lothringen ebenfalls jene wunderbare Hochebene zu erreichen suchen, wo man sein Wasser nach drei Meeren zugleich abschlagen konnte — wie der derbe Lagerwitz der erbitterten Schlesier spottete.

Also gewährte die Unfähigkeit einer altväterischen Politik und Strategie dem Imperator abermals eine Möglichkeit der Rettung. Sie schenkte ihm drei Monate Frist um ein neues Heer zu schaffen und berechnete ihre Kriegspläne auf das behutsame Vermeiden jeder durchschlagenden Entscheidung. Mochten immerhin Lainé und einige andere mutige Männer in dem zahmen gesetzgebenden Körper jetzt ihre Stimme erheben und den Unwillen des Landes über die endlosen Kriege aussprechen, der Despot herrschte sie mit verächtlichen Worten an. Noch galt der Wahlspruch des Kaiserreichs: die Herrschaft der Schwätzerei ist zu Ende! Napoleon förderte seine Rüstungen mit der alten Umsicht und rechnete zugleich auf den Erfolg der diplomatischen Verhandlungen, auf den Zerfall der lockeren Koalition. Wiederholt ließ er den Staatsmännern der Hofburg sagen, ein großer

Sieg liege nicht im Interesse Österreichs, könne leicht das europäische Gleichgewicht zum Nachteile für Österreich verschieben. Keine Rede von Nachgiebigkeit. „Die alten Grenzen", schrieb er an Caulaincourt, „wären eine Erniedrigung für Frankreich; alle unsere Eroberungen wiegen nicht auf was Preußen, Österreich, Rußland, England während der letzten Jahrzehnte gewonnen haben." Seine Unterhändler sollten ihre Friedensvorschläge „so unbestimmt als möglich halten, denn wir haben alles von der Zeit zu gewinnen!" —

Währenddem fielen einige der Festungen des Nordostens, die von den Franzosen allesamt mit ehrenhafter Ausdauer verteidigt wurden, so Danzig und Torgau. Am 13. Januar wurde Wittenberg von den Truppen Tauentziens erstürmt nach einer schweren Beschießung, die der junge Bardeleben umsichtig leitete; es war der einzige einigermaßen großartige Belagerungskampf in diesem schlachtenreichen Kriege. Ungleich wichtiger ward die Eroberung von Holland. Da Bernadotte schon im November von Hannover aus gegen Dänemark zog, um seine norwegische Beute in Sicherheit zu bringen, so machte sich Bülow von dem verhaßten Oberfeldherrn los, brach aus Westfalen in die Niederlande ein, und sofort erfuhr die Welt wieder, was die Nordarmee vermochte, wenn man sie frei gewähren ließ. General Oppen erstürmte das feste Doesborgh, das Kolbergische Regiment und die Königin-Dragoner, die alten Ansbach-Bayreuther, flochten sich ein neues Blatt in ihren Lorbeerkranz. Dann ward auch Arnheim mit stürmender Hand genommen, der Übergang über den Rhein und die Maas erzwungen, Herzogenbusch mußte seine Tore öffnen, und abermals, wie in den Tagen des großen Kurfürsten, war Frankreichs Machtstellung in den Niederlanden durch Preußens Waffen in Stücke geschlagen. Erst vor den Mauern von Antwerpen kam Bülows reißender Siegeszug ins Stocken. Hier befehligte Carnot; der unbeugsame Republikaner hatte seinen Parteihaß hochherzig bezwungen um des Vaterlandes willen und behauptete sich in dem wichtigen Platze standhaft bis zum Friedensschlusse.

Die klugen Holländer verstanden das Glück an der Locke zu fassen. Die Mitglieder der alten Aristokratie, die Altregenten, hatten schon seit Jahren die Wiederherstellung des Staates vorbereitet. Auf

ihren Wink erhob sich das Volk von Amsterdam, sobald die ersten Kosakenschwärme sich an der Grenze zeigten, und hißte die Orangeflagge auf (15. Nov.). Die französischen Beamten flohen, die Truppen zogen sich in die festen Plätze. Die Altregenten bildeten eine provisorische Regierung und riefen den Prinzen von Oranien zurück. Überall erklang das alte Oranje boven! und das neue: Met Willem komt de vrede! So konnte denn das unkriegerische Handelsvolk mit einigem Scheine behaupten, das Land habe sich selbst befreit, obgleich die Blutarbeit der Eroberung allein den Preußen und Russen überlassen wurde.

Da jedermann wußte, daß Österreich sich Belgiens zu entledigen wünschte, so war der Plan, die beiden Hälften der alten Niederlande zu vereinigen, bereits mehrmals während der Koalitionskriege besprochen worden; schon im Jahre 1794 hatte der Ratspensionär v. d. Spiegel diesen Vorschlag verteidigt. Der Gedanke lag in der Luft, er ergab sich von selbst aus dem Ideengange jener alten diplomatischen Schule, die ohne Verständnis für das historische Leben ihre Staatengebilde allein nach den Rücksichten der geographischen Lage und Abrundung zurechtzuschneiden pflegte. Mit Eifer nahm die englische Handelspolitik jetzt den alten Gedanken auf. Die Briten hatten das holländische Kolonialreich erobert und wollten aus der reichen Beute die für die indische Herrschaft wichtigsten Plätze, Ceylon und das Kap, mitsamt der holländischen Flotte und einem Teile von Guyana behalten. Nach den Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts war das herrenlose Deutschland selbstverständlich verpflichtet den Holländern diesen Verlust zu ersetzen; die Befestigung der englischen Seeherrschaft sollte durch den burgundischen Kreis des deutschen Reichs bezahlt werden. Und wie nun überall die gute alte Zeit zurückzukehren schien, so lebten auch die wilhelminischen Überlieferungen, die Erinnerungen an das langlebige Bündnis der beiden Seemächte wieder auf. England gedachte in den verstärkten Niederlanden einen zuverlässigen Bundesgenossen, in dem Antwerpener Hafen einen wohlgedeckten Brückenkopf für seine Festlandskriege zu finden; man hoffte durch die Verheiratung des Erbprinzen von Oranien mit der Erbin der englischen Krone diesen Bund noch

fester zu begründen. Die Angst vor dem jacobinischen Geiste des preußischen Heeres bestärkte das Tory-Kabinett in solchen Anschauungen: diese „exaltierte" kriegerische Macht mußte um des Friedens willen durch einen friedfertigen Handelsstaat von dem unruhigen Frankreich abgetrennt werden.

So geschah es, daß die englischen Staatsmänner die Herstellung der Vereinigten Niederlande rührig wie eine britische Angelegenheit betrieben; sie zeigten noch mehr Eifer dafür als für die Vergrößerung des hannoverschen Welfenreichs. Schon seit dem Frühjahr 1813 stand das Londoner Kabinett mit dem Prinzen von Oranien in Verbindung und suchte die europäischen Höfe von der Notwendigkeit des oranischen Gesamtstaates zu überzeugen. In der diplomatischen Welt galt das neue Königreich so gänzlich als eine britische Schöpfung, daß man von jedem Landstriche, der an die Niederlande kam, kurzab zu sagen pflegte: „dies Gebiet wird englisch." Ein gewandter Kaufmann pflegt, wenn er den Käufer um die Hälfte des Preises übervorteilt, heilig zu beteuern, daß er nur aus persönlicher Verehrung für den Kunden den Handel schließe. So hat auch die englische Handelspolitik immer verstanden, ihre Absichten hinter großen Worten von Freiheit und Gleichgewicht zu verbergen. Sie wollte ihrem niederländischen Schützling die Hälfte seiner Kolonien vorenthalten; Lord Castlereagh aber erklärte stolz, sein Staat sei hochherzig bereit einen Teil seiner Eroberungen herauszugeben, er könne jedoch dies Opfer nur bringen, wenn die Niederlande auf dem Festlande vergrößert und also in den Stand gesetzt würden, den zurückgewonnenen Teil ihres Kolonialreichs gegen Frankreich zu verteidigen. England beraubte die Niederlande jenes überseeischen Besitzes, worauf ihre alte Machtstellung beruht hatte, und beanspruchte dann noch den Dank Europas für seine Großmut. Das neue niederländische Reich war an arrangement for an European object; nur um die Rheinlande vor Frankreich zu sichern, sollte Deutschland wieder einige seiner alten Reichslande verlieren. Zugleich wurde mit begeisterten Worten der Heldenmut der Holländer gepriesen; Europa war verpflichtet, den noble élan dieses Volkes zu belohnen. Das englische Märchen ward mit solcher ausdauernden Ernsthaftigkeit wiederholt,

daß man im Großen Hauptquartier schließlich daran glaubte und die Phrase von „Hollands Verdiensten um Europa" in das Wörterbuch der Diplomatie aufnahm.

Durch Bülows Siegeszug kam der preußische Hof zum ersten Male während dieses Krieges in die günstige Lage zu bieten, nicht bloß zu bitten; er konnte jetzt dem englischen Kabinett erklären, über diese durch Preußen mit eroberten Lande dürfe erst verfügt werden, wenn England eine bindende Zusage für die Einverleibung Sachsens gäbe. Aber dieser Gedanke kam gar nicht zur Sprache, da das preußische Kabinett selber durchaus beherrscht war von jener Gleichgewichtspolitik, worauf Englands niederländische Pläne fußten. In allen Entwürfen Hardenbergs wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Schweiz und die Niederlande in der Regel den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich behüten, im Falle des Krieges den ersten Anprall der französischen Angreifer aushalten müßten; erst in zweiter Linie sollten Österreich und Preußen den Kampf aufnehmen. Die Vergrößerung der Niederlande schien um so mehr im deutschen Interesse zu liegen, da Hardenberg noch zuversichtlich hoffte, Holland und die Schweiz durch ein föderatives Band — als „Bundesverwandte", wie man zu sagen pflegte — mit Deutschland zu verketten. Zudem ward der den Hohenzollern so nahe verwandte Prinz von Oranien bei Hofe fast wie ein Mitglied des königlichen Hauses angesehen, obgleich die Offiziere ihm die schimpfliche Kapitulation von Erfurt nicht verziehen. Er hatte wegen seiner Teilnahme am Kriege von 1806 Land und Leute verloren; es schien Ehrenpflicht ihn reichlich zu belohnen. Daher ging Hardenberg kaum minder lebhaft als die englischen Staatsmänner für die oranische Sache ins Zeug; er umarmte unter Freudentränen den niederländischen Gesandten Gagern, als die Nachricht von der Eroberung Hollands kam. Die Bildung dieses Zwischenstaates erschien in den Augen der europäischen Höfe als ein Erfolg der preußischen Politik, keineswegs als ein Rechtstitel, kraft dessen Preußen neue Forderungen stellen durfte.

Hier liegt ohne Zweifel der zweite große Fehler der Politik Hardenbergs; doch diese niederländischen Träume sind, wie jene Pläne

des deutschen Dualismus, die Schuld nicht eines Mannes, sondern des gesamten Zeitalters. Lange bevor man auf die Eroberung des linken Rheinufers zu hoffen wagte, hatte Stein schon den verstärkten niederländischen Staat als eine europäische Notwendigkeit gefordert, und jedermann stimmte bei. Nachher, da die Ländergier des Oraniers sich allzu dreist herauswagte, sind wohl manchem Zweifel aufgestiegen. Der Rheinische Merkur beklagte, daß „der am wenigsten kriegerische deutsche Stamm" mit der Grenzhut betraut werden solle, und selbst Castlereagh fragte in seinen Briefen einmal bedenklich, ob dies Handelsvolk seiner europäischen Aufgabe genügen könne. Ludwig Vincke, der von seiner teueren roten Erde aus die niederländischen Dinge lange beobachtet, sagte voraus, dies willkürlich ausgeklügelte Staatsgebilde müsse untergehen; in den Niederlanden selbst erwachte sofort wieder der alte Groll, der die katholischen Belgier und die protestantischen Holländer seit einem Vierteljahrtausend getrennt hielt. Die deutsche Diplomatie aber blieb von solchen Bedenken unberührt. Hardenberg brachte der englischen Politik ein unbeschränktes Vertrauen entgegen. Nach der Einnahme von Antwerpen genehmigte er sofort, daß die dort im Hafen von den Preußen und Russen erbeuteten Kriegsschiffe nach England entführt wurden. Für die Seemacht fehlte der deutschen Politik noch jedes Verständnis; niemand hat auch nur die Frage aufgeworfen, ob nicht jene köstliche Beute den Stamm einer preußischen Flotte bilden könne.

Der Prinz von Oranien, also mit Geschenken verschwenderisch überschüttet, fand sich noch immer nicht genug belohnt für seine unbekannten Verdienste um Europa, entwarf mit unbeschämter Stirn neue Vergrößerungspläne: bald sollte ein links-rheinisches Königreich Neu-Burgund bis zur Mosel und Nahe, bald ein rechts-rheinisches Groß-Nassau von Düsseldorf bis Bieberich in den unersättlichen Schlund seines Hauses fallen. Das Volk am Rhein, ermüdet durch den Druck der napoleonischen Präfekten, versprach sich goldene Berge von den reichen Holländern, fürchtete die militärische Strenge der Preußen. Gegen diese Befreier seines Landes hegte der Oranier, gleich seinen britischen Gönnern, ein tiefes Mißtrauen. Fast auf jedem Blatte des englisch-niederländischen Depeschenwechsels wird

die Besorgnis ausgesprochen, das nur Preußen nicht Luxemburg erhalte, nicht durch eine starke rheinische Provinz „erdrückend" auf die Niederlande wirke, denn die „preußische Schlauheit wird sich schwerlich mit Wärme an die englische Ehrlichkeit anschließen". Von dieser feindseligen Gesinnung der welfisch-oranischen Staatsmänner ahnte Hardenberg nichts, vielmehr förderte er die oranische Sache wie seine eigene und zeigte sich sogar bereit einige rein deutsche Striche am Niederrhein dem niederländischen Gesamtstaate zu überlassen.

Erst nachdem die Eroberung des linken Rheinufers beschlossen war, konnte das preußische Kabinett einen bestimmten Plan für die Wiederherstellung der Monarchie aufstellen, denn jetzt erst ließ sich übersehen, welche deutsche Gebiete für Preußen frei wurden. Ungesäumt benutzte der Staatskanzler die Gunst des Augenblicks und begann mit den Alliierten über die preußischen Landforderungen zu verhandeln. Seit der Leipziger Schlacht hielten die Verbündeten das Königreich Sachsen in ihrer Gewalt. Niemand hätte an jenem Tage, da König Friedrich August als Kriegsgefangener aus der erstürmten Stadt abgeführt wurde, die ungeheuerliche Behauptung gewagt, daß dieser ergebenste Vasall Napoleons ein wiedergefundener befreiter Freund der Verbündeten sei. Der Imperator selbst bewahrte dem Könige immer eine wohlverdiente Dankbarkeit und forderte noch mehrmals während dieses Winters die Warschauer Krone für Friedrich August zurück, weil es wider seine Ehre gehe den treuen Verbündeten zu verlassen. Der Wettiner hatte von Napoleons Siegen die Vergrößerung Sachsens erhofft und mußte mithin auch die Folgen der französischen Niederlagen über sich ergehen lassen. Sein Land war in gerechtem Kriege bis auf das letzte Dorf erobert und unterlag nach Völkerrecht allein der Verfügung der Sieger. Der wider den Befehl des Königs erfolgte, politisch und militärisch gleich wirkungslose Übertritt eines Teiles der sächsischen Armee konnte an solchen Tatsachen nichts ändern. Nach der Gefangennahme Friedrich Augusts begrüßte Hardenberg triumphierend seinen königlichen Herrn als König von Sachsen und Großherzog von Posen.

Durch die Eroberung Sachsens war die naturgemäße Entschädigung für Preußen gefunden. Der preußische Staat erhielt durch

diese Erwerbung das Mittel sich mit Rußland über die polnische Frage ganz zu verständigen; er gewann eine wohlgesicherte Südgrenze, die um so unentbehrlicher schien, da sein Gebiet gegen Osten hin offen blieb, und eine deutsche Provinz, die durch Stammesart und Bildung, durch das kirchliche Bekenntnis wie durch die Interessen des Verkehrs mit den nordischen Nachbarlanden eng verbunden war. Für das Gedeihen des künftigen Deutschen Bundes war die Entfernung eines Fürstenhauses, das fast in allen Krisen unserer neueren Geschichte schwer an dem großen Vaterlande gefrevelt hatte, ein unzweifelhafter Segen. Da man leider nicht alle Könige von Napoleons Gnaden nach Verdienst behandeln konnte, so blieb es doch notwendig mindestens an einem Rheinbundsfürsten eine wohltätige Züchtigung zu vollstrecken; wie heilsam ein solches Beispiel auf die Gemüter des deutschen hohen Adels wirken mußte, ist durch die Erfahrungen des Jahres 1866 überzeugend erwiesen. Aber alle die guten Gründe, welche der preußisch-deutschen Politik die Einverleibung Sachsens empfahlen, konnten dem Wiener Hofe nur als dringende Warnungen erscheinen.

Der Gegensatz der Interessen der beiden Großmächte trat gerade in der sächsischen Frage mit so schneidender Schärfe hervor, daß nur Hardenbergs Vertrauensseligkeit sich darüber zu täuschen vermochte. Gneisenaus Scharfsinn war über die einfache Wahrheit keinen Augenblick zweifelhaft. Die Hofburg mußte wünschen die norddeutsche Großmacht möglichst weit in den Osten zu schieben. Sie durfte nicht dem Staate, der schon durch die vorspringende Gebirgsfeste der Grafschaft Glatz das östliche Böhmen bedrohte, auch noch die Pässe des Erzgebirges ausliefern; sie konnte noch weniger ein katholisches, dem kaiserlichen Hofe nahe verwandtes Fürstenhaus preisgeben, das von jeher ein brauchbares Werkzeug gegen Preußen gewesen. Und wie sollte sie die Entthronung eines napoleonischen Satrapen billigen, da sie sich ja aus den Mittelstaaten eine ergebene österreichische Partei bilden wollte? Am 29. Oktober schrieb Gentz schwer besorgt an Metternich: „die täglich mehr ans Licht tretenden ländersüchtigen Projekte der Preußen werden uns dereinst mehr zu schaffen machen als die Hauptverhandlung mit Napoleon selbst."

Radetzky aber sagte zu Frankfurt in einer vertraulichen Denkschrift: es sei dringend zu wünschen, daß die Preußen, „wie sie sich jetzt zeigen," beim einstigen Frieden möglichst wenig Truppen übrig behielten.

Noch schien es nicht an der Zeit, solche Gesinnungen offen auszusprechen. Zu laut erklang noch selbst im sächsischen Volke der allgemeine Unwille wider die Sünden des albertinischen Hofes; sogar der Welfe Münster meinte noch, man müsse Friedrich August nicht achten sondern ächten. Wer den hinterhaltigen Biedersinn des österreichischen Monarchen durchschaute, konnte freilich die Herzenswünsche der Lothringer leicht erraten; Kaiser Franz forderte nämlich, der gefangene König solle nach Prag übersiedeln, seine Truppen dem österreichischen Heere angeschlossen werden. Preußen und Rußland erwirkten jedoch, daß Friedrich August nach Berlin abgeführt und Sachsen vorläufig einem russischen Gouverneur untergeordnet wurde. Die Einsetzung einer preußischen Verwaltung, welche den Übergang zur Einverleibung vermittelt hätte, blieb vorderhand unmöglich, da man ohne Österreichs Zustimmung nicht über die gemeinsame Eroberung verfügen durfte. Die Mitglieder des sächsischen Königshauses hielten unter dem Schutze der französischen Waffen in dem belagerten Dresden aus; sobald die Hauptstadt kapitulierte, bot Kaiser Franz seinen Verwandten Wohnsitze in Österreich an. Prinz Anton, des Kaisers Schwager, begann von Prag aus eine emsige geheime Tätigkeit zur Rettung seines gefangenen Bruders; die Umgebung Friedrich Augusts setzte von vornherein ihre besten Hoffnungen auf Österreichs Gunst.

Der Staatskanzler bemerkte nichts von alledem. Er teilte während des Aufenthaltes der Monarchen in Freiburg dem österreichischen Minister seine sächsischen Pläne vertrauensvoll mit und nahm, da der verschlagene Österreicher bei einem freundschaftlichen Diner ihm einige süße Worte erwiderte, leichten Sinnes als sicher an, daß Metternich den preußischen Absichten zustimme. Dort im Breisgau wurde der alte Landesvater Kaiser Franz mit überströmender Freude empfangen. War doch dies Vorderösterreich immer eine der bestverwalteten Provinzen des Kaiserhauses gewesen. Das Volk sehnte

sich zurück nach dem schlaffen, bequemen Regimente, der mächtige katholische Adel grollte der bürgerlich aufgeklärten badischen Bureaukratie und konnte den Verlust seiner alten landständischen Verfassung nicht verschmerzen. Der Kaiser begegnete in der lieblichen Dreisamstadt überall altösterreichischen Erinnerungen: dort lag die Dauphinenstraße, die einst den Brautzug Marie Antoinettens gesehen, da das Denkmal am Martinstore, das von den Kämpfen der Breisgauer Freiwilligen in den neunziger Jahren erzählte, hier das schöne alte Kaufhaus mit den Standbildern der Habsburger, das der Stadtrat zur Erinnerung an den kaiserlichen Besuch wiederherzustellen beschloß. Zahlreiche Breisgauer meldeten sich, den badischen Dienst verschmähend, zum Eintritt in das österreichische Heer; wiederholt ward der Kaiser in vertraulichen Unterredungen beschworen seine Kinder wieder an sein Vaterherz zu nehmen, ja bereits war der Stempel fertig für eine Denkmünze, welche die Wiedervereinigung verherrlichen sollte. Kaiser Franz zeigte sich den Wünschen seiner Getreuen keineswegs abgeneigt, aber Metternich blieb standhaft bei dem Systeme seiner Arrondierungspolitik. Er wollte die rheinbündischen Höfe nicht reizen, und obwohl das Karlsruher Kabinett noch zwei Jahre lang durch die österreichische Gesinnung des Breisgaues lebhaft beunruhigt wurde, so hat doch die Hofburg niemals während dieser ganzen Zeit auch nur versucht mit Baden wegen des Rückfalls der vorderösterreichischen Lande zu verhandeln. Hardenberg sah mit Kummer, daß Österreich selber für die süddeutsche Machtstellung, welche er ihm zudachte, gar keine Neigung offenbarte.

Nachdem die Schwankungen jener Frankfurter Tage überwunden waren, stellte sich rasch das natürliche Verhältnis der Parteien unter den Verbündeten wieder her. Preußen und Rußland forderten eine entschlossene Kriegführung, Österreich und England wichen der Entscheidung ängstlich aus. Die Spannung im großen Hauptquartiere nahm bedenklich zu. Überall stießen die beiden Parteien feindlich aufeinander. In der Schweiz versuchte Metternich durch den Grafen Senfft der Berner Aristokratie wieder ihre alte Vollgewalt sowie die Herrschaft über den Aargau und das Waadtland zu verschaffen. Zar Alexander dagegen spielte den Gönner der liberalen Ideen, unter-

stützte die Landsleute seines waadtländischen Lehrers Laharpe und erreichte, mit Preußen vereint, daß die Unabhängigkeit der neuen Kantone anerkannt und also doch etwas von den berechtigten Neubildungen der jüngsten Jahre in das Zeitalter der Restauration hinübergerettet wurde.

Der langsame Marsch gewährte den preußischen Staatsmännern genügende Muße um über die Friedensbedingungen zu beratschlagen. Zu Freiburg stellte Knesebeck in einer Denkschrift die Forderungen zusammen, die ihm, angesichts der Stimmungen der Hofburg, noch erreichbar schienen. Während im schlesischen Hauptquartiere bereits das Verlangen nach der Rückerwerbung der deutschen Thermopylen, der Vogesen erhoben wurde, hielten sich die österreichischen Diplomaten streng an das Manifest vom 1. Dezember, das ihnen schon allzu kühn vorkam. Knesebeck meinte also: „da man einmal hingesprochen hat, daß Frankreich größer als unter den Königen sein, der Rhein einen Teil seiner Grenze ausmachen soll, so bleibe der Rhein Grenze von Basel bis Landau." Nur Straßburg hoffte er als freie Stadt für Deutschland zurückzugewinnen. Für Preußen forderte er: Sachsen, Westfalen, Berg, das linke Rheinufer und vor allem das gesamte polnische Land bis zum Narew. Die fixen Ideen der Russenfurcht ließen den pedantischen Mann nicht schlafen.

Hardenberg aber wollte sich zunächst über Rußlands Absichten Klarheit verschaffen. Daher bat er in Freiburg und nachher in Basel, wie es sein König schon oft getan, den Zaren dringend um die bündige Erklärung, wieviel polnisches Land Rußland für sich verlange. Erst als Alexander abermals jede bestimmte Antwort vor dem Friedensschlusse verweigerte, ging Preußen auf eigene Faust vor. Der Staatskanzler entwarf eine genaue Berechnung der für Preußen notwendigen Entschädigungen und übergab diese Denkschrift, während des Aufenthalts zu Basel im Januar 1814, dem österreichischen Hofe. Sie forderte ganz Sachsen, Vorpommern, die Rheinlande von Mainz bis zur niederländischen Grenze, sowie Polen bis zur Warthe; die Einwohnerzahl der Monarchie war auf 10—11 Millionen berechnet. Als einzige Antwort erhielt Hardenberg ein französisches Billet des Grafen Stadion. Im Tone vertraulicher Freundschaft, mit der wohl-

bekannten k. k. Gemütlichkeit bemerkt der Österreicher, die preußischen Zahlen seien doch gar zu hoch, über zehn Millionen dürfe man nicht hinausgehen. Dann wagt er eine schüchterne „Bemerkung zugunsten des unglücklichen sächsischen Kurhauses, dessen gänzliche Vertreibung aus Deutschland mir allzu sehr das Gefühl der politischen Moral zu verletzen scheint." Er deutet an, Preußen könne sich wohl mit der Lausitz und dem rechten Elbufer begnügen und schließt harmlos: „Ew. Exzellenz werden mir diese Betrachtungen eines Biedermannes verzeihen; ich erlaube mir dergleichen zuweilen in der Politik." Hardenberg antwortete sogleich: „Von allem was Sachsen widerfahren könnte, wäre die Teilung des Landes ohne Zweifel das schlimmste." Er hielt seine Forderungen entschieden aufrecht, verwies zum Schluß auf die soeben eingetroffene Meldung von der Erstürmung Wittenbergs und auf alle die anderen Rechtstitel, welche sich Preußen durch seine kriegerischen Leistungen erworben habe. Damit hatte der Schriftwechsel ein Ende; Metternich weigerte sich, vor dem Frieden irgendwelche Zusage zu geben.

Bei einiger Wachsamkeit konnte der Staatskanzler sich über die Beweggründe der Stadionschen „Biedermanns-Betrachtungen" nicht täuschen. Eben in jenen Tagen erhielt er die sichere Nachricht, daß derselbe Mann, der das Vertrauen des Kaisers Franz besaß und die Operationspläne des großen Hauptquartiers entwarf, der Sachse Langenau, mit den sächsischen Royalisten insgeheim in Verbindung stand. Metternich, wegen dieser Umtriebe zur Rede gestellt, gab sogleich eine beschwichtigende Zusage. Trotz aller solcher Anzeichen wollte Hardenberg seinen Glauben an Österreichs treue Freundschaft nicht aufgeben.

Auch eine andere teure Hoffnung des Vertrauensvollen erwies sich als sehr unsicher. Bernadotte hatte seinen dänischen Krieg beendigt und im Kieler Frieden den Besiegten die Abtretung von Norwegen abgezwungen (14. Januar 1814); zur Entschädigung wurde dasselbe Schwedisch-Pommern, das der Kronprinz im letzten Sommer dem preußischen Staatskanzler zugesagt hatte, an Dänemark abgetreten. Hardenberg erging sich in bitteren Anklagen gegen die Treulosigkeit des Bearners und nahm sich fest vor, diesen Streich unter

keinen Umständen zu ertragen. Zu seiner Genugtuung erhielt er bald darauf eine Zuschrift von dem ersten Grundherrn Schwedisch-Pommerns, dem Fürsten Putbus, der sich im Namen seiner Landsleute feierlich gegen die Abtretung an Dänemark verwahrte. Jedoch das alles lag noch in weitem Felde. Als der Krieg von neuem anhob, war Preußen wohl des Sieges sicher, doch nicht des Siegespreises.

In der Neujahrsnacht von 1814 saßen zu Caub am Rhein die Offiziere des schlesischen Hauptquartiers beim vollen Römer und gedachten in froh bewegtem Gespräche des großen Wandels der Zeiten. Vor einem Jahre gerade hatte York noch jenseits der deutschen Ostgrenze jenen Vertrag geschlossen, der den Preußen den Anbruch des Entscheidungskampfes ankündigte; heute stand Blücher mit Yorks siegreichen Truppen vor den Toren der deutschen Westmark, an der nämlichen Stelle, wo er vor zwanzig Jahren den ersten Krieg um die Befreiung der linksrheinischen Lande eröffnet hatte. Mittlerweile schlugen die Russen draußen bei scharfem Froste eine Schiffbrücke hinüber nach der kleinen Insel, die das graue Gemäuer der alten Pfalz trägt; dort bestieg Graf Brandenburg mit den brandenburgischen Füsilieren in tiefer Stille die Kähne, und um Mitternacht erklang am linken Ufer der donnernde Hurraruf der Landenden. Die Glücklichen hatten das anbefohlene Schweigen doch nicht bewahren können; der Jubel mußte heraus, zu herrlich war die Stunde, die der Sehnsucht so vieler arger Jahre die Erfüllung brachte. Am nächsten Tage feierte drüben die fröhliche Pfalz ihr lustiges Neujahrsfest: Musik und Gesang und Freudenrufe überall, wo die Preußen einzogen; die treuen Protestanten auf dem Hunsrücken waren allzeit gut deutsch geblieben und begrüßten ihre Befreier mit wärmerem Danke als ihre Nachbarn in den Krummstabslanden. Gleichzeitig zog General St. Priest mit seinen Russen in Koblenz ein, und als er neben der Kastorkirche den neuen Brunnen sah mit der prahlerischen Inschrift zu Ehren der Einnahme von Moskau, ließ er vergnüglich sein „Gesehen und genehmigt" darunter schreiben.

Ohne ernsten Widerstand zu finden marschierte das schlesische Heer durch Lothringen. Die mit Rekruten schwach bemannten Festungen konnten, wie Gneisenau vorausgesagt, den Verbündeten nicht gefährlich werden; und bald zog das große Publikum aus den außerordentlichen Erfahrungen dieses Feldzuges den übereilten Schluß, die Zeit der Festungen sei vorüber. In Nancy feierte Blücher zu seiner lebhaften Genugtuung das preußische Krönungsfest, in derselben Stadt, die zwei Jahre lang seine unglücklichen kriegsgefangenen Kameraden beherbergt hatte. Dann wendete er sich in kühner Schwenkung südwestwärts, überschritt die Marne und langte in den letzten Tagen des Januars bei Brienne an der Aube an. So schob er sein Heer mitten hinein zwischen den von Chalons heranrückenden Imperator und die Große Armee, die nach einem Marsche von mehr als einem Monat endlich das Plateau von Langres erreicht hatte. Der alte Held hoffte den zaudernden Schwarzenberg mit sich zum gewissen Siege fortzureißen.

Im großen Hauptquartier zu Langres herrschte wieder Zwietracht und Ratlosigkeit. Die wundersame Hochebene, von deren Besitznahme Langenau die Entscheidung des Krieges erwartet hatte, war glücklich erreicht, die Festung Langres selber hatte fast ohne Widerstand ihre Tore geöffnet und doch war mit alledem gar nichts gewonnen. Die Torheit dieser gegen Berge und Flüsse gerichteten Kriegführung drängte sich jedem unbefangenen Kopfe auf. Nur um so zäher hielten die gelehrten Strategen an ihren Prinzipien fest; nach ihrer Meinung war durch den Zug vom Rhein bis Langres „die zweite Kampagne" beendigt, und nun galt es erst zu erwägen, ob eine dritte Kampagne noch nötig sei. Knesebeck erklärte die Wasserscheide von Langres für den Rubikon, der nicht überschritten werden dürfe. General Duca empfahl, durch die Belagerung von Mainz einen methodischen Festungskrieg zu eröffnen. Schwarzenberg bemerkte verächtlich, mit welcher kindischen Wut Blücher und Gneisenau, alle Regeln der Kriegskunst verachtend, nach Paris drängten; er fand diese preußischen Köpfe „zu klein für ein so großes Ereignis": sie verfolgten ja doch nur den Zweck sich's wohl sein zu lassen in den Restaurants des Palais Royal! Über Alexanders Kriegseifer urteilte er ganz im Sinne

seines Hofes: „nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten Alexanders Schritte"; denn jeder neue Sieg konnte nur noch die Machterweiterung Rußlands und die Wiederherstellung Preußens sichern. Die zärtlichen Briefe, worin Marie Luise das Herz ihres Vaters bestürmte, richteten freilich bei der Gemütlosigkeit des Kaisers Franz nichts aus; jedoch sah er mit steigendem Unmute, daß er die Kräfte seines Staates und seine eigene Bequemlichkeit für fremde Zwecke opfern sollte. Die Wiederherstellung der getreuen geistlichen Kurfürsten war doch unmöglich; wie durfte man ihm zumuten, das linke Rheinufer für Preußen zu erobern? Er verlangte Frieden, schleunigen Abschluß mit Anerkennung jener „natürlichen Grenzen", welche Metternich ja schon in Frankfurt zugestanden hatte. Seine Unlust an dem Kriege steigerte sich bis zum Abscheu, seit er erfuhr, daß Alexander auf Napoleons Absetzung hinarbeitete. Denn der Sturz des Schwiegersohnes war nicht nur an sich gegen das Interesse des Hauses Österreich; es stand auch zu befürchten, daß der Zar auf die neue Regierung Frankreichs — wer immer die Erbschaft des Entthronten antrat — einen entscheidenden Einfluß gewänne.

Manche der österreichischen Staatsmänner hatten sich in die Schande jener Jahre so gemächlich eingelebt, daß ihnen der Todfeind des alten Europas bereits als die Stütze der öffentlichen Ordnung, seine Beseitigung als eine gefährliche revolutionäre Gewalttat erschien. Derselbe Gentz, der vor neun Jahren vor der Anerkennung des napoleonischen Kaisertums gewarnt hatte, schrieb nun in schlotternder Angst: gestatte man den Franzosen die Berufung eines anderen Herrschers, so werde „der Grundsatz anerkannt, den man in unseren Zeiten ohne Zittern kaum aussprechen kann, daß es von der Nation abhänge, ob sie den wirklich regierenden Souverän tolerieren will oder nicht. Dies Prinzip der Volkssouveränität ist ganz eigentlich der Angel, um welchen alle revolutionären Systeme sich drehen." Der Leidenschaftliche fand jetzt kaum Worte genug, um seine Verehrung für die stabile Friedenspolitik des Hauses Österreich, seinen Renegatenhaß gegen das unruhige Preußen, seine Angst vor Rußland auszusprechen. Als die „Exaltierten" des schlesischen Hauptquartiers nachher den Zug gegen Paris durchsetzten, meinte er in-

grimmig: dieser Marsch sei „im Grunde wohl nicht weniger gegen uns als gegen den Kaiser Napoleon gerichtet". Nur eine Hoffnung blieb seinem bekümmerten Herzen bei dem Vorwärtsstürmen der schlesischen Jacobiner: — daß der Imperator baldigst Frieden schlösse. „Jeden anderen Ausweg wird die mächtige Partei, die uns halb schon zum Weichen gebracht hat, nicht bloß als einen Sieg über Napoleon, sondern als einen Sieg über uns feiern. Daß die Koalition, die nun ausgedient und mehr als ausgedient hat, zerfalle, macht mir wenig Kummer. Aber wie sie endigen wird, kann uns nicht gleichgültig sein."

Einer solchen Gesinnung mußte freilich die französische Hauptstadt, die so dicht vor den Füßen des Eroberers lag, ganz uneinnehmbar erscheinen. Metternich selbst dachte nicht so napoleonisch wie sein Gentz. Aber er fürchtete „die Arndt, die Jahn" und alle die anderen preußischen Mordbrenner, welche die Hauptstadt mit Verwüstung bedrohten; er fürchtete die revolutionären Träume des Zaren, der bereits vorschlug die französische Nation zur Einsetzung der neuen Regierung aufzurufen; er fürchtete zu allermeist Rußlands polnische Pläne. Hieß es doch schon, Alexander denke das Elsaß an Österreich zu geben und dann Galizien für sich zu fordern. Die Gewandtheit des österreichischen Ministers brachte bald fast die sämtlichen Diplomaten des Hauptquartiers auf seine Seite. Alle englischen Staatsmänner, Castlereagh, Stewart, Cathcart, Aberdeen bewunderten die weise Mäßigung Metternichs, wenn er, der bald nachher das Banner des Interventionsprinzips erheben sollte, jetzt dem Zaren beweglich vorhielt: die Ehrfurcht, die man allen rein nationalen Angelegenheiten schulde, verbiete die Entthronung Napoleons. Aberdeen fand es geradezu unwürdig hinauszugehen über die Frankfurter Bedingungen, welche Napoleon doch selbst verworfen hatte. Mehr und mehr befestigte sich das englische Kabinett in dem Glauben, die Demütigung Rußlands sei die nächste Aufgabe der britischen Politik. Metternich aber verstand, den Verzicht auf Belgien, der in der Hofburg von Haus aus beschlossene Sache war, geschickt so darzustellen, als ob Österreich dem teueren englischen Freunde ein schweres Opfer brächte, und gewann sich dadurch das volle Vertrauen der Briten.

Wie hätten solche Köpfe vollends die Biedermannsmaske des guten Kaisers Franz durchschauen sollen? Ganz hingerissen schrieb Castlereagh über diesen reinen Charakter, der über alle Verstellung hoch erhaben sei. Auch Nesselrode neigte sich der Friedenspartei zu; Hardenberg klagte über Steins Intrigen und gab sich der bestrickenden Liebenswürdigkeit des Österreichers mit einem arglosen Vertrauen hin, das auch durch die härtesten Enttäuschungen nicht belehrt wurde. Die Koalition war nahe daran, bevor noch eine Schlacht auf französischem Boden gewagt worden, den Frieden auf die Frankfurter Bedingungen hin abzuschließen. Und dies unter den denkbar günstigsten militärischen Aussichten, während man nur acht Märsche von Paris entfernt stand!

Das Heer Schwarzenbergs zählte 190000, das Blüchers 83000 Mann — eine erdrückende Übermacht, obgleich die Heerhaufen von Genf bis zur Mosel verzettelt waren. Napoleon war zwar nicht mehr, wie er im November selbst gestanden, zu jedem kriegerischen Unternehmen unfähig, sondern hatte, dank dem Zaudern der Alliierten, eine neue Feldarmee gebildet, aber nur 70000 Mann, meistenteils ungeschulte mutlose Rekruten, während die Truppen der Verbündeten aus krieggewohnten siegesfrohen Soldaten bestanden. Der Schimpf eines Friedensschlusses in solcher Lage wurde durch die Monarchen von Rußland und Preußen mit Steins Hilfe abgewendet. Alexander drohte den Feldzug nötigenfalls allein fortzuführen, und da der König erklärte, daß er sich von seinem Freunde nicht trennen werde, so gab Österreich zur Hälfte nach und man einigte sich über ein Kompromiß: der Krieg sollte fortgesetzt, aber gleichzeitig eine große Friedensunterhandlung in Chatillon eröffnet werden. Von der Absetzung Napoleons, überhaupt von Frankreichs inneren Verhältnissen sah man vorläufig ab. Auch über die Entschädigungsansprüche der einzelnen Mächte sollte erst nach dem Kriege verhandelt werden; dies verlangte Alexander nicht bloß, weil er seine polnischen Pläne nicht aufdecken wollte, sondern auch weil die Koalition in der Tat schon auf zu schwachen Füßen stand als daß sie die Erörterung so peinlicher Fragen jetzt noch hätte ertragen können.

Widerwillig nahm Metternich diese Beschlüsse an, widerwillig führte Schwarzenberg sie aus. Blücher hatte am 29. Januar bei Brienne mit geringem Glücke ein Gefecht gegen Napoleon bestanden; er brannte vor Begier, hier im Angesicht des Schlosses, wo der große Kriegsfürst des Jahrhunderts einst auf der Schule gewesen, sein Examen abzulegen: „die Franzosen sollen doch sehen, daß wir Deutschen in der Kriegskunst auch etwas gelernt haben!" Auf die dringenden Vorstellungen der preußischen Generale gestattete der Oberfeldherr endlich, daß Blücher am 1. Februar, verstärkt durch zwei Korps der Großen Armee, von den Höhen von Trannes hinabstieg und den Imperator in seiner weit ausgedehnten Aufstellung bei La Rothière angriff. Schwarzenberg selbst sah mit zwei Dritteln der vereinigten Armeen der Schlacht untätig zu. Aber schon jenes eine Drittel war den 40000 Mann, welche Napoleon zur Stelle hatte, weitaus überlegen. Im Zentrum drang Sacken mit seinen Russen bei wildem Schneegestöber gegen La Rothière vor und behauptete sich dort wider die kaiserliche Garde. Dann ward auch der rechte Flügel der Franzosen durch Wrede und den Kronprinzen von Württemberg geschlagen, und obwohl der Unglücksmann Gyulay wieder, wie einst bei Leipzig, gegen die Linke des Feindes wenig ausgerichtet hatte, so war doch am Abend ein vollständiger Sieg erfochten. Ein großer Teil des französischen Heeres floh in wüster Verwirrung; wurde der Sieg von der Übermacht der Verbündeten recht benutzt, so konnten die Geschlagenen der Vernichtung nicht entgehen. Sacken schrieb triumphierend: „An diesem denkwürdigen Tage hört Napoleon auf ein gefährlicher Feind der menschlichen Gesellschaft zu sein." Zum ersten Male hatte der Marschall Vorwärts in offener Feldschlacht selbständig dem Imperator gegenüber gestanden, zum ersten Male seit Jahrhunderten war das stolze Frankreich auf seinem eigenen Boden in einer ernsten Schlacht besiegt. Gewaltig war der Eindruck bei Freund und Feind. Napoleon selber gab für jetzt das Spiel verloren und bevollmächtigte seinen Unterhändler in Chatillon, Caulaincourt, um jeden Preis die Hauptstadt zu retten und den Frieden abzuschließen; freilich sah er in einem solchen Vertrage, wie er seinem Bruder Joseph schrieb, nur eine

Kapitulation und nahm sich vor nach zwei Jahren den Krieg von neuem zu beginnen.

Da bereitete die österreichische Politik dem Imperator nochmals die Rettung. Statt mit vereinten Kräften die Geschlagenen nachdrücklich zu verfolgen, teilte Schwarzenberg sein Heer — angeblich, weil er die gewaltigen Massen nicht zu verpflegen vermochte, in Wahrheit weil die Österreicher sich der schlesischen Stürmer und Dränger entledigen wollten. Während die große Armee an der Seine entlang marschierte um den Hauptstoß gegen den Feind zu führen, sollte Blücher sich nordostwärts an die Marne wenden und von da die linke Flanke Napoleons umgehen. Wohlgemut zog der Alte seines Weges über die kahle baumlose Hochfläche der Champagne, die im Norden von den rebenreichen weißen Kreidefelsen des Marnetals, im Süden von den lieblichen Hügeln der Seine begrenzt wird. Der Wind pfiff schneidend über das offene Land, der Regen strömte hernieder; mühselig wateten die Truppen durch jene berüchtigten Schlammwege der Champagne pouilleuse, die bei den älteren Offizieren noch vom Jahre 1792 in üblem Andenken standen. Nachher trat hartes Frostwetter ein und zwang die Soldaten, die von den Bauern verlassenen Häuser und Scheunen anzuzünden, wenn sie sich nur irgend wärmen wollten in dem holzarmen Lande. Ein Unstern hatte die Armee gerade in den häßlichsten Teil des schönen Frankreichs verschlagen; die Preußen meinten, neben diesen öden Flächen erscheine die grüne Ebene der Mark wie ein Garten, sie spotteten über die höhlenartigen, unwohnlichen Häuser mit den gepflasterten Stuben und den rauchenden Kaminen. Doch ihr Sinn blieb fröhlich; sie wußten, daß der sieggewohnte Alte sie geradeswegs nach der Hauptstadt führte, zum glücklichen Ende aller Leiden und Kämpfe.

Ein unbändiges Selbstgefühl lebte in den tapferen Regimentern des Yorkschen Korps; war doch den Litauer Dragonern in diesem ganzen Kriege noch keine einzige Attacke fehlgeschlagen. Wer sollte den Heurichs des alten Isegrimm etwas anhaben? An diesem Scherznamen, den die Welschen nicht nachsprechen konnten, erkannten die Yorkschen einander im Dunkel der Nacht. Soeben erst war York mit seinen Reitern bei La Chaussee in die Marschkolonnen des Mac-

donaldschen Korps eingebrochen, und die Soldaten erzählten sich noch lange, wie die Eisenreiter der napoleonischen Kürassier- und Karabiniersregimenter dem Angriffe der leichten brandenburgischen Husaren nicht hatten widerstehen können, wie dann die Litauer und die Landwehrreiter den gefürchteten Weißmänteln, den polnischen Lanciers, der besten Reitertruppe Napoleons, die Standarte abgenommen hatten. Darauf hatte York seinen alten Vorgesetzten Macdonald, den ein tückisches Schicksal immer wieder dem verhaßten Untergebenen in die Hände jagte, zum Abzuge aus Chalons gezwungen und sich wieder mit dem schlesischen Heere vereinigt.

Die einzelnen Korps der Armee zogen weit voneinander getrennt westwärts. Gneisenau hatte nichts getan um die linke Flanke zu sichern; war doch mit Schwarzenberg verabredet, daß Wittgensteins Korps die Verbindung zwischen den beiden Armeen unterhalten, den weiten Raum zwischen dem rechten Seineufer und der Marschlinie der Schlesier decken sollte. Der Oberfeldherr aber hielt sein Versprechen nicht, sondern wendete sich nach langsamen Märschen und wiederholter Rast südwärts auf das linke Seineufer, so daß zwischen seinem und Blüchers Heere eine weite Lücke offen blieb. Ein geheimer Befehl seines Monarchen zwang ihn dann am 13. Februar auf dem linken Ufer der Seine zu verbleiben, ein Befehl, der dem Erfolge nach einem Verrate gleichkam; der gute Kaiser, dessen kindliche Unschuld die britischen Staatsmänner bewunderten, wollte verhindern, daß ein Sieg der vereinigten Armeen die schwebenden Friedensverhandlungen störe.

Wie durch ein Wunder sah sich Napoleon von dem sicheren Untergange gerettet. Er zog alle seine Streitkräfte sogleich nach Sezanne heran, in der Mitte zwischen den beiden Heeren der Verbündeten, brach dann plötzlich gegen die linke Flanke der überraschten schlesischen Armee vor und schlug ihre vereinzelten Korps mit seiner gesammelten Übermacht in einer Reihe glänzender Gefechte während der fünf Tage vom 10. bis 14. Februar. Zuerst zersprengte er Olsuwieffs schwache Division bei Champaubert und drängte sich also mitten in die Kolonnen des schlesischen Heeres hinein. Folgenden Tags entging Sackens Korps bei Montmirail dem Untergange nur durch

Yorks heroische Aufopferung; die verwegenen Litauer lernten hier zum ersten Male den Unbestand des Kriegsglücks kennen. Am 12. zogen sich die tags zuvor geschlagenen Generale bei Chateau-Thierry nach hitzigem Gefechte auf das rechte Ufer der Marne zurück. Am 13. hielt Napoleon seinen triumphirenden Einzug in die eroberte Stadt um schon am 14. bei Etoges und Vauchamps dem letzten noch unberührten Korps der schlesischen Armee, das der Feldmarschall selber, noch ohne nähere Kenntnis von den Unfällen der letzten Tage, heranführte, einen unerwarteten blutigen Empfang zu bereiten. Auch diesmal war das Glück den Franzosen günstig. Während des Gefechtes kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher, Gneisenau, Prinz August, Kleist, Grolman, fast alle die besten Männer des deutschen Heeres hielten eingepreßt in einem Viereck preußischen Fußvolks, von überlegenen feindlichen Reiterscharen rings umschwärmt. Blücher selbst suchte den Tod, lebendig sollte ihn der Feind nicht fangen. Grolman aber sprach mit mächtiger Stimme zu den Truppen, die sichere Ruhe der majestätischen Heldengestalt flößte den Verzweifelnden neuen Mut ein, mit dem Bajonette griffen sie die Reiter an und bahnten den Generalen den Weg bis zu dem nahen schützenden Walde. Unerschütterlich wie nur je in den Zeiten des Glücks hatten die Regimenter während dieser Tage der Prüfung standgehalten. Selbst jener stumme hagere Engländer, der immer mit demselben langweiligen, steifen Gesichte, mit dem Stocke die Luft durchfuchtelnd, neben Gneisenau einherzutraben pflegte, selbst Hudson Lowe fand kaum Worte genug um den Löwenmut dieser abgerissenen, halbverhungerten Helden zu preisen. Aber wie ruhmvoll immer — das beste Heer der Verbündeten war geschlagen, hatte 15000 Mann und an fünfzig Kanonen verloren, nicht ohne die Schuld seiner Führer, die doch die Zuverlässigkeit der österreichischen Bundesgenossen kennen mußten.

Noch einmal erhob sich strahlend das Gestirn des Kaiserreichs. Napoleon hatte mit seinen 30000 Mann einen fast zweifach so starken Feind angegriffen und war doch überall auf dem Schlachtfelde mit Übermacht erschienen. Wieder wie in den Austerlitzer Zeiten

wurden lange Züge von Gefangenen unter den Klängen der Feldmusik, den Parisern zur Augenweide, an der Vendomesäule vorübergeführt. Wieder wie damals jubelten die Truppen, wenn die prächtigen stahlblauen Ordonnanzoffiziere des Kaisers auf den reichgeschirrten Rossen mit den Tigerschabracken heransprengten um einen Befehl des Unüberwindlichen zu überbringen. Selbst die schwächste Waffe der Franzosen, die Reiterei, konnte wieder von Siegen erzählen, da Schwarzenberg von seinen gewaltigen Reitermassen der schlesischen Armee nichts abgetreten hatte. Was Wunder, daß das Selbstvertrauen im Heere wie im Volke mächtig anwuchs. Die ermüdeten Massen hatten anfangs mit scheuem Staunen zugeschaut, wie die langen Züge hochgewachsener blonder Männer ins Land hereinströmten, da und dort sogar ihre Freude kundgegeben, wenn die Eroberer die drückenden Steuern des Kaiserreichs beseitigten. Indes der ehrenhafte patriotische Stolz der Franzosen zeigte sich stärker als der Parteihaß. Nirgends fanden die Fremden zuverlässige Wegweiser und Spione, überall mußten die Reiter fürchten, daß der Hufschmied ihnen die Rosse vernagelte; die Frauen bewahrten durchweg eine würdige Zurückhaltung, zeigten gar nichts von der gutmütigen Schwäche der Deutschen. Als der Krieg sich in die Länge zog, schwoll den Bauern der Kamm; nach den ersten Siegesnachrichten folgten sie dem Rufe ihres Kaisers, der alle erwachsenen Franzosen zum Kampfe aufbot, und scharten sich zusammen gegen den étranger. Allerdings beschränkte sich dieser kleine Krieg auf die unmittelbare Nacharschaft der verödeten Dörfer. Napoleon selber wußte wohl, daß sein zentralisierter Beamtenstaat für einen Volksaufstand großen Stiles keinen Raum bot; eine levée en masse, sagte er oft, ist eine Schimäre in diesem Lande, wo Adel und Geistlichkeit durch die Revolution und die Revolution durch mich zerstört worden ist. Immerhin ward der Kampf mit dem aufsässigen Landvolke den Eroberern sehr beschwerlich; beide Teile verwilderten in der ruhelosen Fehde.

In dem Charakter der Franzosen zeigte sich seit jenen Tagen ein Zug rauhen Fremdenhasses, den sie in den Jahrhunderten ihrer übermütigen Selbstgewißheit nie gekannt hatten, und dieser Haß

traf am schärfsten die Preußen. Napoleon pflegte in seinen Briefen von Preußen gar nicht mehr zu sprechen; sein Stolz sträubte sich zuzugeben, was Maret schon im September 1813 dem Kriegsminister Clarke vertraulich eingestand: daß Frankreich seine schwersten Schläge durch das Schwert dieses mißachteten kleinen Staates erlitten hatte. Und doch wußte er so gut wie sein Volk, wer sein furchtbarster Gegner war. Dem Pariser Witze waren die Prussiens: les plus chiens, noch greulicher als les Rustres und les autres chiens. Die Siege der Russen, der Briten, der Österreicher nahm man hin als Unglücksfälle, die der Preußen erschienen wie ein Unrecht, eine unverschämte Überhebung. Es konnte nicht fehlen, daß solche Gesinnungen auf die Stimmung des preußischen Heeres zurückwirkten. Jene Gutmütigkeit, die der deutsche Soldat im vergangenen Jahre trotz seiner Erbitterung bewahrt hatte, verlor sich mehr und mehr. Die durch Schwarzenbergs Schlaffheit verschuldete Verlängerung des Krieges erschütterte den sittlichen Ernst der Truppen; namentlich die Landwehr war oft schwer in Zucht zu halten. Das Plündern wurde fast zur Notwendigkeit, da die Dörfer allesamt leer standen und die räuberischen Russen den preußischen Kameraden wenig übrig ließen. In tiefster Seele empört hielt York einmal seinen Tapferen ihre Zügellosigkeiten vor und zeigte ihnen das Suum cuique auf seinem Ordenssterne. Napoleon ließ im Volke ungeheuerliche Märchen von den Greueln der kinderfressenden Fremdlinge verbreiten; er betrachtete die zunehmende Verwilderung des Krieges mit zynischem Behagen: um so besser, rief er aus, dann greift der Bauer zur Flinte! Das Ärgste freilich, was preußische Soldaten während dieser letzten wilden Wochen des Krieges verübten, reichte nicht von fern an die Untaten der Franzosen in Deutschland heran; und während die napoleonischen Marschälle ihrer Mannschaft mit schmählichem Beispiele vorangingen, taten die preußischen Offiziere und Freiwilligen das Menschenmögliche um die Roheit der Masse zu bändigen. Kein einziger deutscher General, der nicht mit reinen Händen aus dem reichen Frankreich zurückkehrte.

Genug, bei der ersten Gunst des Kriegsglücks flammte der alte Nationalhaß wieder auf und die Friedenswünsche verflogen. Mit

vollem Rechte fühlte Napoleon sich seines Thrones sicher. Von innen heraus drohte ihm keine Gefahr. Der Name der Bourbonen war überall verschollen, bis auf einige royalistische Gegenden des Südens und Westens; was über die Tage des Bastillesturmes hinauslag, lebte nicht mehr im Gedächtnis dieses durch und durch modernen Volkes. Kam ja einmal die Rede auf das alte Königshaus, so dachte der Bauer grollend an den Druck der Zehnten und Frohnden. Bernadotte galt allgemein als ein elender Landesverräter, und wer sonst sollte noch die Erbschaft des Imperators antreten? Wenn Napoleon die geschlagene schlesische Armee unaufhaltsam verfolgte, so stand außer Zweifel, daß die große Armee den Rückzug zum Rheine antrat, und dann war ein glorreicher Friedensschluß dem Kaiserreiche sicher. Aber wie Schwarzenberg aus Furchtsamkeit die Früchte des Sieges von La Rothière zu pflücken versäumt hatte, so unterließ jetzt Napoleon aus Übermut die Ausbeutung seiner Erfolge. Die schlesische Armee besteht nicht mehr — rief er frohlockend; er meinte wieder näher an München als an Paris zu sein und vermaß sich bald nochmals die Weichsel zu erreichen. Von der sittlichen Widerstandskraft, die in Blüchers Hauptquartiere lebte, ahnte er noch immer nichts. Statt diese gefährlichsten Feinde bis zur Vernichtung zu bedrängen, warf er sein Heer plötzlich südwärts an die Seine, schlug einige vereinzelte Korps der großen Armee, zwang den Kronprinzen von Württemberg, die steilen Abhänge des Seinetals bei Montereau zu verlassen und bewirkte in der Tat, daß der erschreckte Schwarzenberg mit seinem ungeheuren Heere an der Seine aufwärts zurückwich und an Blücher dringende Bitten um Hilfe sendete.

Der Alte aber und sein genialer Freund zeigten sich nie größer als in diesen Tagen der Not. Freimütig gestanden sie die begangenen Fehler ein und versprachen alles wieder gut zu machen; sie wollten vergessen, daß Schwarzenberg durch seinen Marsch über die Seine den Angriff Napoleons auf die Schlesier verschuldet und ihnen auch nachher, als zwei Tage lang der Kanonendonner von Champaubert und Montmirail zu der großen Armee hinüberklang, jeden Beistand verweigert hatte. Sie dachten nur an den Sieg. Vier Tage nach dem Gefechte von Etoges stand ihr Heer wieder in guter Ordnung,

begierig die Scharte auszuwetzen. In Eilmärschen ging es nun gen Süden, und schon am 21. Februar vereinigte sich Blücher bei Mery an der Seine wieder mit der großen Armee. Seine Soldaten erwarteten mit Zuversicht einen Tag wie den von Leipzig, eine Hauptschlacht, die mit einem Schlage den Krieg beenden mußte: stand man doch mit fast dreifacher Übermacht dicht am Feinde, 150000 Mann gegen 60000.

Mittlerweile hatte die Diplomatie in Chatillon ihre Friedensverhandlungen eröffnet. Nur die Großmächte waren dort vertreten, denn mit dem Untergange des Weltreichs kehrte die aristokratische Verfassung, welche König Friedrich der Staatengesellschaft gegeben, sofort zurück. Die Übermacht der europäischen Pentarchie ward täglich fühlbarer, die Staaten zweiten und dritten Ranges bedeuteten weniger denn je, und es war Hardenbergs Stolz, daß er seinen Staat wieder in die Reihe jener leitenden Mächte eingeführt hatte. Die Verbündeten verlangten die Grenzen von 1792, einige Berichtigungen vorbehalten, und stellten zugleich die Bedingung, daß die Mächte der Koalition allein, ohne Zuziehung Frankreichs, über die Verteilung der von Napoleon und seinen Bundesgenossen abgetretenen Gebiete entscheiden sollten. Auf diesem Satze bestanden Preußen und Rußland entschieden; hart und demütigend wie er für Frankreich war legte er dem Besiegten doch nur eine Beschämung auf, die von der tief empörten öffentlichen Meinung in Deutschland und England stürmisch gefordert wurde. Hardenberg wünschte sogar Frankreich gänzlich auszuschließen von dem allgemeinen Kongresse, der nach Abschluß des Friedens zur endgültigen Feststellung der neuen Verhältnisse Europas berufen werden sollte. Er täuschte sich nicht über den tödlichen Haß, den die Franzosen ihrem kühnsten Feinde bewahrten, und sah voraus, daß Frankreich im Vereine mit seinen alten Bundesgenossen auf dem Kongresse ein hochgefährliches Ränkespiel anzetteln würde. Auf eine so tiefe Demütigung des Gegners wollte jedoch Metternich nicht eingehen, und nur nach lebhaftem Widerstreben schloß er sich mindestens der Forderung an, daß die Verteilung der Eroberungen den Alliierten ausschließlich zustehen solle. Caulaincourt trat anfangs sehr versöhnlich auf, solange der Schrecken von La Rothière

noch nachwirkte. Am 12. Februar, im Hauptquartier zu Troyes erklärten sich Hardenberg, Metternich und Castlereagh bereit, dem Imperator auf Grund jener Friedensvorschläge sofort einen Waffenstillstand zu bewilligen; nur Rußland verlangte den Marsch auf Paris.

Gleich beim Beginne des Kongresses von Chatillon benutzte England die Geldverlegenheit seiner Bundesgenossen, um einen Meisterstreich seiner Handelspolitik zu vollführen. War irgendeiner von Napoleons Plänen berechtigt gewesen, so doch sicherlich sein Kampf für die Freiheit der Meere. Jenes Gleichgewicht der Mächte, wonach die ermüdete Welt verlangte, war nicht gesichert, solange ein einziger Staat auf allen Meeren nach Willkür und Laune schaltete und der Seekrieg, zur Schande der Menschheit, noch den Charakter des privilegierten Raubes trug. Preußen und Rußland hatten seit dem Bunde der bewaffneten Neutralität allezeit die Grundsätze eines menschlichen, dem Handel der Neutralen unbeschwerlichen Seerechts vertreten; sie hofften jetzt diese Gedanken Friedrichs und Katharinas durch einen Beschluß des gesamten Europas anerkannt zu sehen. England aber fühlte sich dadurch in den Grundfesten seiner Macht bedroht. Lord Cathcart erklärte rund heraus: hätten wir je die Grundsätze der bewaffneten Neutralität anerkannt, so wäre der französische Handel nicht zerstört worden und Napoleon regierte noch heute über die Welt; niemals wird Großbritannien auf den Meeren ein anderes Gesetz anerkennen als die allgemeinen Regeln des „Völkerrechts". Wie die Dinge standen lagen andere Fragen für jetzt den drei Festlandsmächten ungleich näher; zudem bedurften sie allesamt neuer Geldmittel für den Krieg, und der reiche Alliierte war bereit abermals 5 Mill. Pfd. St. Subsidien zu zahlen. Daher setzte England schon in der ersten Sitzung, am 5. Februar, durch, daß über die Angelegenheit des Seerechts nicht verhandelt werden dürfe. Caulaincourt widersprach nicht; auch er hatte dringendere Sorgen. So ist es geschehen, daß der faulste Fleck des modernen Völkerrechts während der langen Friedensverhandlungen zu Chatillon, Paris und Wien gar nicht berührt wurde. Die öffentliche Meinung, blind begeistert wie sie war für das glorreiche Albion, fand an alledem kein Arg.

Einmal im Zuge suchte Lord Castlereagh sogleich noch einen zweiten Lieblingsgedanken der britischen Politik zu verwirklichen und den Niederlanden eine genügende Abrundung zu sichern. Niemand widersprach, obgleich man doch soeben erst beschlossen hatte alle Entschädigungsforderungen bis zum Friedensschlusse zu vertagen; denn niemand mochte es mit der großen Geldmacht verderben, und über die europäische Notwendigkeit des niederländischen Gesamtstaates waren alle einig. Am 15. Februar kam im Hauptquartiere zu Troyes ein Vertragsentwurf zustande, wonach die alte holländische Republik unter die erbliche Herrschaft des Hauses Oranien gestellt und durch Belgien sowie durch ein Stück des deutschen Rheinufers mit Köln und Aachen vergrößert werden sollte. Auch Hardenberg stimmte im wesentlichen zu und machte nur einen Vorbehalt zugunsten der deutschen Nordwestgrenze; ganz so tief in rein deutsches Land wollte er die Holländer doch nicht hinübergreifen lassen.

Unterdessen waren die ersten Nachrichten von Blüchers Unglücksfällen im großen Hauptquartiere angelangt. Es fehlte nicht an spöttischen Bemerkungen: so hatte sich der Vorwitz der kleinen Köpfe des schlesischen Heeres doch bestraft; warum wollten sie auch klüger sein als die Weisheit der Duca und Langenau? Stärker als die Schadenfreude war doch der Schrecken. In höchster Angst verlangte Metternich die schleunige Beendigung des unglückseligen Krieges; es kam so weit, daß Österreich geradezu drohte sich von der Koalition loszusagen. Und im selben Maße wuchs Napoleons Starrsinn. Alsbald nach seinem ersten Erfolge nahm er die an Caulaincourt erteilte Vollmacht zurück und befahl dem Gesandten, auf keine Forderung der Alliierten einzugehen. Mit meinen Gefangenen, meinte er trotzig, pflege ich nicht zu unterhandeln. Die Koalition schien der Auflösung nahe. Die hochmütige Gönnermiene, welche der Zar zur Schau trug, verletzte den österreichischen Stolz. Auch Hardenberg geriet in Unruhe als er erfuhr, wie die Russen sich in Danzig häuslich einrichteten und ihre preußischen Waffengefährten kaum in die Stadt einlassen wollten. Nur ein großer Waffenerfolg konnte die verstimmten Gemüter versöhnen. Schwarzenberg aber war auch jetzt, nach der Wiedervereinigung mit Blücher, nicht gewillt seine offenbare Über-

macht zu brauchen; er gab den Gedanken einer Entscheidungsschlacht wieder auf und befahl, sicherlich auf das Andringen der österreichischen Diplomaten, den Rückzug nach dem unglückseligen Plateau von Langres. Heftiger denn je gerieten die beiden Parteien aneinander. Der König sagte nach seiner ehrlichen Art dem Oberfeldherrn die härtesten Wahrheiten ins Gesicht, der Zar stritt sich lebhaft mit den Lords Aberdeen und Castlereagh.

Da kam Rettung durch die schlesischen Helden. Oberst Grolman stellte seinem Feldmarschall vor: angeschmiedet an den k. k. Kriegsrat gelange man doch nimmermehr ans Ziel; wie nun, wenn die schlesische Armee sich abermals von dem Hauptheere trennte, nochmals nordwärts an die Marne marschierte, dort die Korps von Bülow und Winzingerode, die aus Belgien heranrückten, an sich zöge und also verstärkt geradeswegs gegen Paris vorginge? Es war als ob Scharnhorst selber durch den Mund seines feurigen Schülers redete; so einfach, groß und kühn erschien der Plan. Blücher griff mit Freuden den glücklichen Gedanken auf, schrieb sofort an den König und den Zaren, bat sie um Genehmigung des Unternehmens. Am 25. Februar wurde zu Bar ein großer Kriegsrat gehalten und nach heftigem Streite der Antrag Blüchers angenommen. Jenes sonderbare Verhältnis, das im letzten Sommer nur tatsächlich bestanden hatte, erhielt jetzt die amtliche Anerkennung: das kleine schlesische Heer übernahm den Hauptstoß zu führen, die große Armee verhielt sich abwartend. Der Ausgang des Feldzugs, schrieb Friedrich Wilhelm seinem Feldmarschall, liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand.

Während Blücher seelenfroh, ohne erst die Erlaubnis der Monarchen abzuwarten seinen zweiten Marsch gegen Paris antrat, wiederholte sich im großen Hauptquartiere tagaus tagein das alte Spiel. „Die Erbitterung und das Mißtrauen Österreichs sind auf dem Gipfel" — klagte der Staatskanzler. Unaufhörlich ließ der Imperator die Österreicher durch geheime Zuschriften bearbeiten, und Kaiser Franz ging auf diese vertragswidrigen Sonderverhandlungen mit verdächtigem Eifer ein. Wollt Ihr noch immer, so fragte Berthier den Oberfeldherrn der Alliierten, Euer reinstes Blut vergießen um die übel

berechnete Rachsucht Rußlands und die selbstsüchtige Politik Englands zu befriedigen? Die Angst vor der Übermacht des Zaren lastete schwer und schwerer auf dem Wiener Kabinette. Das Gleichgewicht in Osteuropa zu sichern — dies bezeichnete Gentz in seinen Briefen an Karadja als die Hauptaufgabe der nächsten Zukunft; ein Friede, der den Franzosen das linke Rheinufer überlasse, sei immer noch weniger traurig als der Sturz Napoleons. Und was anders als die Entthronung des Schwiegersohnes konnte die Folge sein wenn der Zug der Schlesier gelang? Die Unmöglichkeit mit diesem Manne einen ehrlichen Frieden zu schließen ließ sich seit den Erfahrungen von Chatillon nicht mehr verkennen. Der Mensch muß herunter! — darüber war nur eine Stimme in der preußischen Armee. Und schon traten seine glücklichen Erben auf den Schauplatz; der Graf von Artois erschien in Frankreich im Rücken der verbündeten Heere und fand an Stein einen warmen Fürsprecher. Der deutsche Staatsmann wußte wohl welch ein Wagnis es sei ein Herrscherhaus, das einer längst versunkenen Zeit angehörte, zurückzuführen. Der Zar haßte die steife Hoffahrt der Bourbonen, der König liebte sie nicht; unter den verbündeten Monarchen zeigte allein der welfische Prinzregent, als unbedingter Anhänger des göttlichen Königsrechtes, lebhaften Eifer für die alte Dynastie. Gleichwohl gewann ihre Sache täglich an Boden, denn niemand wußte einen anderen Nachfolger für Napoleon vorzuschlagen.

Um so ängstlicher ging Österreich der Entscheidung aus dem Wege. Hatte man den Zug Blüchers leider nicht verhindern können, so durfte mindestens Schwarzenberg nichts Entscheidendes wagen. Seine Truppen fühlten sich schon ganz niedergeschlagen von dem ewigen Rückzuge und den ziellosen Hin- und Hermärschen. In der zweiten Hälfte des Dezember waren die Spitzen der großen Armee in Frankreich eingerückt, und jetzt, nach mehr als zwei Monaten, hatten diese gewaltigen Massen noch keine Schlacht geschlagen. Wie ein Nebelbild schien die nahe Hauptstadt vor den Augen der Entmutigten zu verschwinden. Da seht ihr was der Schrecken ist — sagte Napoleon befriedigt zu seiner Garde. Auch als am 27. Februar das Korps Oudinots, eine lächerliche Minderzahl, bei Bar auf den Höhen über

der Aube erschien, vermied Schwarzenberg abermals die Schlacht, räumte Bar, ließ die Feinde sich gemächlich in der Stadt und im Tale der Aube ausbreiten. Da verlor endlich König Friedrich Wilhelm die Geduld, überwand seine Schüchternheit und zeigte wieder wie bei Kulm sein gesundes militärisches Urteil. Er zwang den Oberfeldherrn den Angriff zu befehlen. Mit lautem Jubel vernahmen die Soldaten die heißersehnte Kunde. Obwohl der Österreicher allzuspät und nur mit einem Teile seines Heeres das Treffen begann, so wurde doch ein schöner Sieg erfochten. Es war ein froher Tag für das königliche Haus, denn heute ritt Friedrich Wilhelms zweiter Sohn, Prinz Wilhelm an der Seite des Vaters zum ersten Male in die Schlacht. Die Offiziere lächelten zufrieden, als der schöne siebzehnjährige Jüngling im furchtbaren Kugelregen ganz unbefangen seinen Adjutantendienst versah und nachher mit dem altberühmten russischen Regimente Kaluga den beherrschenden Hügel von Malepin hinaufstürmte. Sie meinten, aus dem könne noch einmal ein anderer Prinz Heinrich werden; Unehrerbietige stellten auch schon Vergleichungen an zwischen diesem frischen Heldensinne und der ästhetischen, ganz unsoldatischen Natur des geistreichen Kronprinzen.

Der Sieg wurde, nach der Gewohnheit des großen Hauptquartiers, nicht verfolgt; immerhin stellte er den Einmut der Koalition notdürftig wieder her. Wie einst der Teplitzer Vertrag auf die Kulmer Schlacht, so folgte auf die Schlacht von Bar der Vertrag von Chaumont. Am 1. März wurde die große Allianz feierlich auf zwanzig Jahre erneuert. Spanien, Italien, die Schweiz und die verstärkten Niederlande sollten beim Friedensschlusse ihre volle Unabhängigkeit erlangen, die deutschen souveränen Fürsten „vereinigt werden durch eine föderative Verbindung, welche die Unabhängigkeit Deutschlands sichert und verbürgt".

Indessen erreichte Blücher das Marnetal; aber da Napoleon, die Gefährdung der Hauptstadt rasch erkennend, ihm folgte, so wichen die Schlesier in Eilmärschen gen Norden aus und trafen bei Soissons mit Bülows Heer zusammen. Der Eroberer von Holland entsetzte sich, als er neben seinen vollzähligen, in den behäbigen flandrischen Winterquartieren wohl genährten Scharen die schwachen Bataillone

Yorks, dies schmutzige, verwilderte und verwahrloste Kriegsvolk erblickte. Unwillkürlich gedachten die Generale an jene Tage vor der Zorndorfer Schlacht, da König Friedrich seine bissigen Grasteufel mit Dohnas frischen Truppen vereinigte. Und welche Aussichten für die Zukunft! Das preußische Heer hatte das Größte getan und das Schwerste gelitten, die Blüte der norddeutschen Jugend lag auf den Schlachtfeldern. Selbst Gneisenau verlor, wenn er die gelichteten Scharen musterte, zuweilen seinen königlichen Frohmut und fragte besorgt, wie dieser Staat mit erschöpftem Haushalt und geschwächter Kriegsmacht den schweren Kampf um die Teilung der Beute bestehen solle. Doch die Stunde drängte. Napoleon hatte die Russen bei Craonne, allerdings unter furchtbaren Verlusten, zum Rückzuge genötigt und schritt am nebeligen Morgen des 9. März durch die sumpfigen Niederungen der Lette zum Angriff vor gegen die Felsenstadt Laon, den Stützpunkt des Blücherschen Heeres. Der Schlachttag verlief ohne Entscheidung. Am späten Abend erst warfen sich York und Kleist auf Marmonts Korps, den rechten Flügel des Feindes, und hier, bei Athis, entspann sich jenes schaurige Nachtgefecht, das den Preußen nach so vielen Mißerfolgen wieder die erste Siegesfreude schenkte. Zuerst führte Prinz Wilhelm seine ostpreußischen Bataillone im Sturmschritt, bei rauschender Feldmusik, alles niederschmetternd durch das Dorf und darüber hinaus; dann räumten die Litauer, Sohrs brandenburgische Husaren und die schwarzen Reiter mit den Totenköpfen unter den erschreckten Feinden auf. Das ganze Korps ward zersprengt, ließ fünfundvierzig Geschütze in den Händen der Sieger. York aber hatte in der wilden Hetzjagd dieser Tage einen Freund gefunden; das Herz ward ihm doch warm, wenn er den Mann von Nollendorf so neben sich schalten sah, immer klar, sicher, ganz bei der Sache. Noch eine Weile und die Heurichs erzählten sich verwundert, der harte Alte habe nach altem germanischem Kriegsbrauche mit seinem Kameraden Kleist Brüderschaft getrunken. Am nächsten Morgen schien das Schicksal des Imperators entschieden. Keine Möglichkeit, nach der völligen Auflösung des rechten Flügels noch dem nunmehr dreifach überlegenen Heere der Verbündeten zu widerstehen; und dazu wieder wie bei Leipzig nur eine einzige Rück-

zugsstraße durch das Sumpfland der Lette! Allem Anschein nach mußte dies alte Felsennest, das vor neunhundert Jahren der einzige Besitz und die letzte Zuflucht des jungen französischen Königtums gewesen, nun den Untergang des neuen Kaisertums sehen.

Jetzt aber zeigte sich, was Blüchers Flammenblick, was sein gebieterischer Wille dem deutschen Heere war. Der Feldmarschall war erkrankt, erschöpft an Leib und Seele von den furchtbaren Aufregungen dieser Wochen, und seit er nicht mehr befahl, erfüllte Haß und Streit das Hauptquartier. Jene Überfülle von schroffen, starken Charakteren, worin die Stärke des preußischen Heeres lag, wurde nun gefährlich. Weder York noch Kleist noch Bülow wollte sich dem Phantasten Gneisenau unterordnen. Der alte Groll brach wieder aus; es kam so weit, daß York die Armee zu verlassen drohte. Gneisenau aber ward durch diesen Zwist nur bestärkt in den vorsichtigen Erwägungen, die ihn schon während der letzten Tage beherrscht hatten; er mochte nach so vielen Opfern die Verantwortung für einen neuen blutigen Kampf nicht übernehmen. Es war die patriotische Sorge um Preußens Zukunft, was diesen einzigen großen Mißgriff seines Feldherrnlebens verschuldete. Durfte man jetzt, da Napoleons Sturz doch in sicherer Aussicht stand, die Truppen abermals schwächen und also dem Hause Österreich die Freude bereiten, daß Preußen beim Friedensschlusse kein Heer mehr besaß, wie dies Radetzky schon in Frankfurt freundnachbarlich gewünscht hatte? Boyen vornehmlich hob diese politischen Bedenken mit Nachdruck hervor und überzeugte seinen feurigen Freund. Noch einmal rettete den Imperator eine wunderbare Gunst des Glückes. Unverfolgt durfte er abziehen und alsbald wendete er sich, den Vorteil der inneren Operationslinie geschickt benutzend, wieder gegen die große Armee. Schwarzenberg war nach dem Siege von Bar, statt geradezu auf Paris loszugehen oder den Imperator im Rücken zu bedrohen, wieder nach Süden ausgewichen. Weitab von der offenen Siegesstraße, bis nach Sens im freundlichen Tale der Yonne, standen seine Heersäulen zerstreut. Die Preußen grollten: ob es denn wider die Natur eines österreichischen Generals sei, sein Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen? Nachher drängte der Zauderer ein schwaches franzö-

sisches Korps von der Seine zurück und getraute sich wieder eine kleine Strecke nordwärts bis zur Aube vorzugehen. Das Elend dieses jämmerlichen Feldzugs wollte kein Ende nehmen.

Da wendete sich plötzlich die Politik des Wiener Hofes. Hatten vor sechs Wochen die Unglücksfälle der schlesischen Armee den Gang des Kongresses von Chatillon durchkreuzt, so wirkte jetzt umgekehrt der Abbruch der diplomatischen Verhandlungen stärkend und anfeuernd auf die Führung des Krieges zurück. Vergeblich warteten die Bevollmächtigten der Alliierten seit dem 17. Februar auf die Beantwortung ihres Ultimatums, vergeblich suchte Kaiser Franz noch am 10. März durch einen mahnenden Brief den Starrsinn seines Schwiegersohnes zu brechen. Erst am 15. März gab Caulaincourt eine bestimmte Erwiderung, und sie lautete in wesentlichen Punkten ablehnend, ja sie war für Österreich noch weniger annehmbar als für die anderen Mächte; denn während Napoleon die Abtretung der Rheinlande endlich zugestand, die Auflösung des Rheinbundes zugab und nur Berg und Sachsen ihren bisherigen Souveränen sichern wollte, behielt er andererseits den italienischen Königsthron seinem Stiefsohne Eugen vor. So stieß der Verblendete wie mit Absicht die einzige der verbündeten Mächte, die ihm aufrichtig wohlwollte, zurück, und mit gutem Grunde sagte Gneisenau: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomatiker.“ Metternich mußte endlich erkennen, daß dem Unseligen nicht mehr zu helfen, daß der Untergang des Kaiserreichs unvermeidlich war. Am 19. März erklärten die Verbündeten den Kongreß für beendigt, und sofort offenbarte sich der Umschwung der österreichischen Politik in der gehobenen Stimmung des Hauptquartiers. Mit ungewohnter Entschlossenheit zeigte sich Schwarzenberg am 20. März bei Arcis an der Aube bereit eine Schlacht gegen den Imperator zu wagen. Die Ausführung des glücklichen Gedankens war freilich schlaff wie immer; nur die Truppen Wredes gelangten ins Gefecht. Immerhin wurde Napoleon genötigt am nächsten Tage nach schweren Verlusten das Schlachtfeld zu verlassen und was das Beste war, die große Armee fing doch wieder an sich zu regen.

Der Geschlagene faßte nun einen tolldreisten, auf den Charakter des Gegners berechneten Entschluß; er umging in weitem Bogen den

rechten Flügel der Sieger und zog ostwärts nach St. Dizier, um in den Rücken der Verbündeten zu gelangen. Er hoffte, Schwarzenberg werde, besorgt für seine Rückzugslinie, sofort den Abmarsch nach dem Rheine antreten. Einige Wochen früher ausgeführt wäre der kecke Anschlag sicherlich gelungen. Jetzt aber fühlten alle Mächte, auch Österreich, daß das unwürdige Schauspiel der zitternden Übermacht ein Ende nehmen mußte. Es stand wirklich so wie Gneisenau nachher dem alten Rüchel schrieb: „So zogen wir endlich nach Paris, nicht aus Überlegenheit der dafür sprechenden Gründe, sondern weil nichts anderes übrig blieb und das Verhängnis die große Armee dahin stieß." Als der Zar in Sommepuis am 24. März aus einem Briefe Napoleons, den die Kosaken Blüchers aufgefangen, die Absichten des Feindes erfuhr, da forderte zuerst Toll das Selbstverständliche, das den Überklugen so lange unfaßbar gewesen: den Marsch auf Paris. Die Straße war nahezu offen. Vereinigt mit der nahen schlesischen Armee konnte man die schwachen Korps des Feindes, die noch im Wege standen, leicht überwältigen; ein starkes Reiterkorps unter Wintzingerode sollte zurückbleiben, um den Imperator, dessen Name jetzt doch allmählich seinen alten Zauber verlor, über den Zug der großen Armee zu täuschen. Alexander stimmte zu, er schmachtete nach Vergeltung für den Einzug in Moskau. Am selben Tage erklärten auch der König und Schwarzenberg in einem Kriegsrate zu Vitry ihre Zustimmung.

Aufatmend empfing Blücher die entscheidende Botschaft: „nun heißt es nicht mehr bloß bei uns, sondern überall vorwärts!" Dort in Vitry erließen die Verbündeten auch eine öffentliche Erklärung, worin sie die französische Nation geradezu aufforderten, durch ihren freien Willen dem verderblichen Systeme dieses Kaisertums ein Ziel zu setzen; nur dann sei der Frieden Europas gesichert. Die letzte Brücke war abgebrochen. Selbst Kaiser Franz hatte seinen Schwiegersohn aufgegeben, er blieb in Burgund zurück um der Entthronung nicht persönlich beiwohnen zu müssen. So ging es denn endlich westwärts, quer über die unheimlichen Schlachtfelder des Februars, und noch einmal rasten über diese blutgedüngten Gefilde alle Schrecken des Krieges, als die Division Pacthod am 25. März bei La Fère

Champenoise gleichzeitig von der schlesischen und der Hauptarmee ereilt wurde. Rettungslos verloren verschmähte der tapfere französische General die Kapitulation, die ihm Friedrich Wilhelm anbot; so blieb nichts übrig als eine grausige Schlächterei. Schaudernd sahen der König und sein Sohn Wilhelm, wie die Kanonenkugeln durch den zusammengekeilten Menschenhaufen lange Furchen zogen und dann die Reiter mit der blanken Waffe hineinschmetterten. Ihrer viertausend ergaben sich endlich, fünftausend lagen tot am Boden. Es war ein Schauspiel der Vernichtung, wie es in prahlerischen Schlachtberichten oft geschildert, selten wirklich erlebt wird; alte wetterfeste Offiziere sah man erbleichen, wenn auf diesen Tag die Rede kam.

Wohl war es die höchste Zeit, daß den verstimmten Truppen endlich wieder die Zuversicht des Gelingens kam. Heuer fand sich kein Clausewitz, der, wie nach den verlorenen Schlachten des letzten Frühjahrsfeldzuges, dem Heere die unvermeidliche Notwendigkeit des Geschehenen erwiesen hätte. Die denkenden Offiziere wußten allesamt, daß eine beispiellos mattherzige Kriegführung das Blut der Deutschen und der Russen in Strömen nutzlos vergossen hatte; die fade Schönfärberei der amtlichen Kriegsberichte des großen Hauptquartiers begann der Armee selber zum Ekel zu werden. Nun endlich war der Bann gebrochen, aller Groll verstummte vor der beseligenden Gewißheit der nahen letzten Entscheidung. Napoleon blieb in der Tat einige Tage lang in dem Wahne, daß die große Armee ihm gen Osten folge; als er endlich seinen Irrtum erkannte und in Gewaltmärschen herbeieilte, konnte er die bedrohte Hauptstadt nicht mehr rechtzeitig erreichen, das Verhängnis nicht mehr wenden.

Auf dem Wege der Verbündeten standen nur noch die gelichteten Korps von Marmont und Mortier. Schwarzenbergs langsamer Marsch gewährte ihnen die Zeit Paris zu erreichen. Die beiden Marschälle beschlossen, obgleich Marie Luise mit dem Könige von Rom an die Loire flüchtete, vor den Mauern der Hauptstadt eine letzte Schlacht zu wagen. Verstärkt durch Nationalgarden besetzten sie mit 34000 Mann die Dörfer der Bannmeile und die steilen Anhöhen, welche die Stadtteile des rechten Seineufers auf der Nord- und Ostseite in weitem Bogen umkränzen. Marmont stand auf der Rechten bis

hinüber zum Walde von Vincennes, dicht am Zusammenfluß der Seine und Marne, Mortier hielt jenseits des Ourcq-Kanals und lehnte sich mit dem äußersten linken Flügel an den Hügel des Montmartre. Der Kampf gegen die 100000 Mann der Verbündeten war, trotz der festen Positionen der Franzosen, von vornherein aussichtslos; gleichwohl ward er überaus blutig, dank den unglücklichen Anordnungen des großen Hauptquartiers, das seine Übermacht wieder nicht rechtzeitig zur Stelle brachte. Schon seit dem Morgen des 30. März kämpfte Prinz Eugen mit seinen Russen gegen das Zentrum der Franzosen, nahm das Dorf Pantin, versuchte die Hochebene von Romainville zu erreichen, ward geworfen und hart bedrängt, bis endlich die russischen und die allzu lange pedantisch geschonten preußischen Garden ihm Luft machten. Die Garde erstürmte unter Oberst Alvensleben die Batterien bei Pantin, während die Russen den Bergkirchhof Père La Chaise mit der blanken Waffe nahmen. Weit später ward das Gefecht auf dem rechten Flügel der Franzosen eröffnet; der Kronprinz von Württemberg setzte sich im Walde von Vincennes fest, behauptete sich dort und drang am Nachmittage bis an das Ufer des Flusses vor. Auch die schlesische Armee gelangte erst kurz vor Mittag zum Kampfe gegen den linken Flügel des Feindes. Wer hätte dem kranken Blücher verbieten dürfen, an solchem Ehrentage dem Sturme der Deutschen auf den „Sankt Märten" beizuwohnen? Die entzündeten Augen mit einem Damenhut und Schleier bedeckt hielt er mitten im Getümmel und sah mit an, wie seine vielgeprüften Schlesier noch einmal, wie einst bei Möckern, unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien kämpften. Am Nachmittage war die ganze Linie der Verbündeten im siegreichen Vorgehen; Prinz Wilhelm der Ältere hatte bereits die Barrieren der Stadt erreicht, nahebei erstürmten Kleists Truppen mit gefälltem Bajonett den Hügel mit den fünf Windmühlen neben dem Montmartre, und auf der Linken der Franzosen drangen Langerons Russen an den steilen Abhängen der Steinbrüche des Montmartre empor bis hinauf zu den staffelförmig aufgestellten Batterien. Da sprengten Adjutanten heran, weiße Tücher in den Händen; die Schlacht war beendet, Paris hatte kapituliert.

Lange hielten die Generale neben den Mühlen auf der Höhe und betrachteten schweigend die bezwungene Stadt; die stumpfen Türme von Notre Dame und die Kuppel des Pantheon glänzten im Abendlichte. Auch Oberst Below trabte herauf mit seinen Litauern; er mußte doch halten was er in Tilsit versprochen und seinen Jungen die Hauptstadt des Feindes zeigen. Neuntehalb Jahrhunderte waren vergangen, seit unser Kaiser Otto II. auf diesen Hügeln seine Adlerfahnen aufpflanzte und die Stadt da drunten durch die Halleluja-rufe seiner Streiter schreckte; seitdem waren Engländer und Spanier und auch einzelne Reiterhaufen deutscher Landsknechte bis in das Herz der französischen Macht eingedrungen, doch niemals wieder ein deutsches Heer. Wie furchtbar war dann das unglückliche Deutschland durch die Übermacht und den Übermut dieses bösesten aller Nachbarn mißhandelt worden, also daß schon der Große Kurfürst zu der Einsicht kam, nur ein Zug nach Paris könne dem Weltteil die Staatenfreiheit, das dauernde Gleichgewicht der Mächte wiedergewinnen. Nun lag das neue Rom gebändigt, eine unabsehbare Zukunft voll friedlichen Völkerglücks schien sich aufzutun vor den entzückten Blicken der kampfesmüden Welt. Die Deutschen glaubten das Unrecht zweier Jahrhunderte gesühnt, als am nächsten Tage der Zar, der König und Schwarzenberg an der Spitze der verbündeten Heere ihren Einritt hielten durch das Martinstor, das noch an König Ludwigs deutsche Eroberungsfahrten erinnerte; darauf ging der Zug unter dem rasenden Jubel der dichtgedrängten Volksmassen die breiten Boulevards entlang nach dem Platze Ludwigs XV., wo einst die Guillotine ihre Blutarbeit getan, dann auf die Elysäischen Felder zur prunkenden Heerschau. Wer hätte sich auch nur träumen lassen, daß dieselben preußischen Fahnen noch zweimal binnen zweier Menschenalter desselben Weges ziehen würden? Glücklicher war doch niemand als jene beiden großen Deutschen, die nun glorreich erfüllt sahen, was sie sich einst auf dem Leipziger Markte in die Hand versprochen hatten. Gneisenau schrieb: „was Patrioten träumten und Egoisten belächelten ist geschehen"; Stein aber sagte in seiner wuchtigen Weise: „Der Mensch ist am Boden!"

Den ganzen Sommer über lag der helle Sonnenschein dankbarer Freude über den altpreußischen Landen. Was hatte dies Volk gelitten! Vor wenigen Monaten erst hatte die Hauptstadt den Donner der Schlacht dicht vor ihren Mauern gehört, verwüstet lagen die Felder, kahl und schmucklos die Zimmer, kaum ein Haus das nicht den Tod eines Sohnes, eines Bruders betrauerte, und nun war das Höchste doch gelungen, das welsche Babel war gebändigt, das den Daheimgebliebenen ganz unerreichbar, ganz aus der Welt zu liegen schien. Es war der Wunder genug für ein kurzes Jahr; wer hätte klagen mögen? So glückliche Stunden hatte Berlin seit Friedrichs Zeiten nicht mehr erlebt wie an jenem sonnigen Apriltage, da der Flügeladjutant Graf Schwerin die erste Nachricht von der Schlacht vor Paris überbrachte. Nach dem alten friderizianischen Brauche ritt der Kurier mit einem Geschwader blasender Postillone zum Potsdamer Tore ein; dann die Wilhelmsstraße hinunter, vorbei an dem Dönhoffschen Hause, wo seine schöne junge Frau im Fenster lag und vor Wonne fast vergehen wollte. Dann die Linden entlang zum Gouverneur, dem alten Lestocq; der alte Herr hatte dem Heere nicht mehr folgen dürfen und pries mit neidloser Freude die Jungen, die so viel glücklicher gewesen als er selber einst bei Eylau. Dann weiter zu den Palästen der Prinzessinnen und der Minister. Überall dicht gedrängte jauchzende Massen, überall der Ruf: „der Kurier, der Kurier! Paris ist über!" — und nachher hieß es wieder: „das ist ja der Graf Schwerin," denn in diesen unschuldigen Tagen kannte man einander noch. Nur einer nahm an dem Jubel dieses großen Berliner Familienfestes nicht teil: der böse alte Feldmarschall Kalckreuth, Tilsiter Andenkens; der war ein verstockter Franzose geblieben und ließ seinen Ärger aus durch frivole Späßchen wider das neue Teutonentum. Ein zweiter großer Freudentag kam im Juli. Ganz Berlin war auf den Beinen, Tausende harrten stundenlang in der warmen Sommernacht draußen im Tiergarten, bis endlich unter dem Hurraruf der Menge ein riesiger Lastwagen herankam, wohl von zwanzig Rossen mühsam gezogen; obenauf stand ein großer Holzkasten, über und über bedeckt mit Namen, Versen, Inschriften aller Art von der Hand guter Preußen, die dem sonderbaren Gefährt

unterwegs ihren Willkommgruß mit auf die weite Reise gegeben. Es war die Viktoria vom Brandenburger Tore. Wie oft hatten die Berliner Bürger, alle diese bösen Jahre über, ingrimmig aufgeblickt zu der langen Eisenstange auf dem Tore, woran einst die Quadriga befestigt gewesen; man erzählte gern, daß der Turnvater Jahn einmal einen kleinen Teutonen geohrfeigt hatte, weil der Junge nicht zu sagen wußte, was er sich bei dem Anblick der Stange denken sollte. Die entführte Siegesgöttin erschien dem Volke wie das Symbol altpreußischer Ehre; nun hatte man sie wieder nach ehrlichem Kampfe und alles war in Ordnung.

Ähnliche Auftritte stürmischer Freude wiederholten sich überall. Als die Preußen durch das alte Tor von Hildburghausen einzogen, da sang Rückert:

Niemals durchritten
Hat dich ein Heer
Milder von Sitten,
Tapf'rer von Speer.

Wie atmete das unglückliche Hamburg wieder auf, das bis zum Friedensschlusse in Davousts harten Händen geblieben war. Dank der Barmherzigkeit des wackeren dänischen Obersten Buchwald hatten die aus der Stadt vertriebenen tausende armer Leute freilich in Altona ein Unterkommen gefunden; ihrer fünfhundert waren doch der Not erlegen und ruhten nun in dem unheimlichen Massengrabe auf dem Kirchhofe von Ottensen. Auch die aus der Bank geraubten Millionen kehrten nicht zurück, da die strenge Untersuchung, welche König Ludwig im Pariser Frieden versprach, natürlich kein Ergebnis hatte: den Deutschen gegenüber zeigten sich die Bourbonen durchaus als Napoleons Erben, Treue und Glauben galt ihnen nichts.

Aller Jubel der Daheimgebliebenen reichte doch nicht heran an das unsagbare Gefühl freudigen Stolzes, das den heimkehrenden Kriegern die Seele schwellte. Mit einer Herzlichkeit, wie sie das barsche alte friderizianische Heer nie gekannt, nahmen die Führer von ihren Truppen Abschied. „In jedem meiner bisherigen Waffenbrüder hoffe ich auch künftig einen Freund zu finden" — schrieb der greise General Putlitz, als er am Rhein von seiner märkischen Landwehrbrigade schied, — „und jeder von Ihnen, der mir Gelegenheit gibt

ihm zu zeigen, daß ich der seinige bin, wird mir eine wahrhaftige Freude machen." Noch in Paris wurde die Auflösung der Jägerdetachements angeordnet. Sodann stellte die Kabinettsordre vom 27. Mai 1814 die für die Dauer des Krieges aufgehobenen Exemtionen von der Kantonspflicht wieder her, „nachdem der Zweck der großen Anstrengungen so glücklich erreicht ist," und befahl allen Beamten und Lehrern die Rückkehr in ihre Ämter. Die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens forderten gebieterisch ihr Recht. Wie ging diesen Freiwilligen das Herz auf, als sie aus dem wüsten Getöse des Kriegslagers wieder hinübertraten in des Friedens heilige Sabbatstille. Da lag es strahlend in der Blütenpracht seines Frühlings, das herrliche Rheinland, und es war wieder unser und die Glocken seiner alten Dome läuteten zur Feier deutscher Siege. Recht aus dem Herzen seiner Kameraden rief Schenkendorf:

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!

Und wie hatte sich das Urteil des Auslandes über die Deutschen geändert, seit die bestechende Macht des Erfolges für sie redete. Frau von Staël gestand wehmütig: so sei es nun doch, die Freiheit gehe heute wie die Sonne im Osten auf; Pozzo di Borgo und Capodistrias meinten: der feste Hort der europäischen Gesittung bleibe doch dies alte Deutschland mit seiner Treue, seinem Mute und der Macht seiner tiefen Leidenschaft, überall sonst Fels oder Sand, hier allein fruchtbares Erdreich.

Auch in England waren die Preußen die Helden des Tages, als der König und der Zar mit Metternich und Blücher von Paris aus zum Besuche des Prinzregenten hinüberkamen. Die unverdorbene Masse des Volkes drängte sich mit urkräftiger Begeisterung um Blücher und Gneisenau, kaum waren sie ihres Lebens sicher bei den tollen Ausbrüchen der ungestümen Freude; höchstens der tapfere Kosakenhetman Platow kam neben ihnen noch auf. Wieviel hundertmal, bis zum Tode des alten Feldmarschalls, ist in englischen Häusern der Ruf erklungen: drink a cup for old Blucher! Dem stolzen Adel

aber gefiel weder die schlichte Erscheinung des Königs noch die soldatische Derbheit seiner Generale. Allein Metternich verstand die Herzen der vornehmen Welt zu gewinnen; sein Verhältnis zu dem Tory-Kabinett ward täglich vertrauter. Die Abneigung des Hofes gegen Rußland steigerte sich durch den persönlichen Verkehr bis zu tiefstem Hasse. Die vollendete Nichtigkeit des Welfen widerte den Zaren an; der liberale Selbstherrscher vernahm mit unverhohlener Verachtung, wie der Prinzregent sich kaum auf die Straße hinauswagen durfte, wie der Londoner Pöbel dem Ehebrecher zurief: wo hast du deine Frau gelassen? Die Torys ihrerseits hörten mit Abscheu die großen Worte Alexanders über Völkerfreiheit und Völkerglück; er war ihnen „halb ein Narr, halb ein Bonaparte".

Auf der Rückreise besuchte der König seine wiedergewonnenen Neufchateller, und die allgemeine ungeheuchelte Freude des treuen Völkchens zeigte, wie fest unter einem wohlwollenden Regimente selbst eine unnatürliche politische Verbindung sich einwurzeln kann. Zu Anfang August kehrte er in die Mark zurück. Unterdes zogen auch die Truppen heim. Dem alten Blücher gönnten seine dankbaren Landsleute keine Erholung von den englischen Jubelstrapazen; fast in jeder Stadt mußte er zum Volke reden, immer fröhlich und hochgemut; aber auch fromm und tief bescheiden. Gott allein gab er die Ehre, die neue Fürstenwürde merkte ihm niemand an, und das Wörtchen „mir" bestrafte er als ein echter Niederdeutscher noch immer mit stiller Verachtung. Neuer Jubel in der Hauptstadt, als die Berliner Landwehr heimkehrte; die Massen ließen sich nicht halten, die Bataillone brachen auseinander, die Frauen stürzten den Gatten in die Arme, die Jungen trugen den Vätern die Flinten und so wogte der lange Zug dahin, die Wehrmänner ganz mit Kränzen überdeckt, Soldaten und Bürger, Männer und Frauen in krausem Durcheinander — recht eigentlich ein Volk in Waffen. Nur der König war unzufrieden, in Sachen des Parademarsches verstand er keinen Scherz. Am 7. August endlich feierlicher Einmarsch der Armee, ein wenig gestört durch die Bescheidenheit Friedrich Wilhelms. Der Rücksichtsvolle hatte nicht nur, wie billig, den gefangenen Friedrich

August schleunigst nach dem benachbarten Friedrichsfelde übersiedeln lassen um ihm den kränkenden Anblick des Siegesfestes zu ersparen; sein demütiger Sinn nahm sogar Anstoß an den von Schinkel aufgestellten Siegessäulen und Trophäen, er wollte jede Beleidigung des geschlagenen Feindes vermeiden, und noch in der Nacht mußten die französischen Fahnen und Waffen unter dicken Kränzen verhüllt werden. —

14224
14224

Druck von
Breitkopf & Härtel
in Leipzig.

14224

14224

Gustav Freytags Schriften

Gustav Freytag

S. Hirzel Verlag, Leipzig

Gustav Freytag

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern
79. und 80. Auflage

2 Bände • Gebunden in Leinen M. 7.50, in Halbfranz M. 10.—.

Die Ahnen.

Roman in 6 Bänden

Gebunden in Leinen M. 43.—. • • Gebunden in Halbfranz M. 48.50.
Gebunden in Pergament M. 57.50.

1. Band: **Ingo und Ingraban.** 42.—43. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 8.—, in Halbfranz M. 8.50.

2. Band: **Das Nest der Zaunkönige.** 36. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 7.—, in Halbfranz M. 8.—.

3. Band: **Die Brüder vom deutschen Hause.** 29. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 7.—, in Halbfranz M. 8.—.

4. Band: **Marcus König.** 25. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 7.—, in Halbfranz M. 8.—.

5. Band: **Die Geschwister.** 24. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 7.—, in Halbfranz M. 8.—.

6. Band: **Aus einer kleinen Stadt.** 21. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 7.—, in Halbfranz M. 8.—.

Die verlorene Handschrift

Roman in fünf Büchern. • 47. und 48. Auflage.

2 Bände. • • Gebunden in Leinen M. 7.50, in Halbfranz M. 10.—.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

4 Bände.

Gebunden in Leinen M. 33.75. • Gebunden in Halbfranz M. 38.—.

1. Band: **Aus dem Mittelalter.** 34. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 8.—, in Halbfranz M. 8.80.

2. Band, 1. Abt.: **Vom Mittelalter zur Neuzeit.** 30. Auflage.
Gebunden in Leinen M. 6.25, in Halbfranz M. 7.—.

2. Band, 2. Abt.: **Aus dem Jahrhundert d. Reformation.** 30. Aufl.
Gebunden in Leinen M. 5.50, in Halbfranz M. 6.20.

3. Band: **Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.** 28. Aufl.
Gebunden in Leinen M. 7.—, in Halbfranz M. 8.—.

4. Band: **Aus neuer Zeit.** 29. Aufl. Geb. in Lein. M. 7.—, in Halbfr. M. 8.—.

Erinnerungen aus meinem Leben 2. Auflage. Gebunden M. 7.—.

Karl Mathy Geschichte seines Lebens. 4. Auflage. Gebunden M. 5.—.

Die Technik des Dramas
11. Auflage. Gebunden M. 6.—.

Gustav Freytags Schriften

Gesammelte Aufsätze

Zwei Bände

Erster Band: Politische Aufsätze. Gebunden M. 8.—
Zweiter Band: Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst . . . . . Gebunden M. 8.—

Vermischte Aufsätze

aus den Jahren 1848-1894.

Zwei Bände . . . . . Gebunden M. 16.—

Dramatische Werke

Inhalt: Brautfahrt • Gelehrte • Valentine • Graf Waldemar • Journalisten • Fabier.

Gebunden . . . . . M. 12.—

Der Kronprinz

und die deutsche Kaiserkrone
10. Auflage • Geb. M. 2.80

Im November 1912 erschien:

Liebhaber-Ausgabe

von

Soll und Haben

1000 numerierte Exemplare auf echt Bütten in drei Halblederbänden nach Entwürfen von Professor E. R. Weiß

Preis M. 45.—

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.